This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

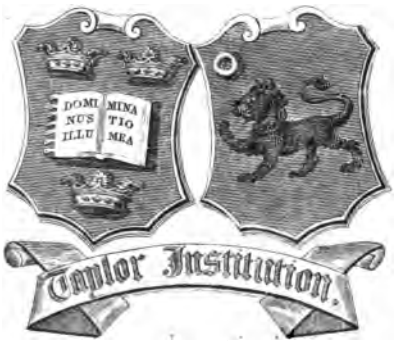
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1 95. a 13



Aus dem Ghetto.

Aus dem Ghetto.

Geschichten

von

Leopold Kompert.

Zweite Auflage.

Leipzig,

Friedr. Ludw. Herbig.

1850.

15. 11 16.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 JAN. 1935
OF OXFORD

Seinen Freunden und Landsleuten

Ludwig August Frankl

und

Adolf Neustadt

gewidmet

vom

Verfasser.

Draußen vor dem Ghetto.

Ich weiß nicht, woher es kommen mag, aber einen Philoſophen möchte ich doch darum befragen — warum ich in dieſem Augenblicke, darauf ſinnend, welchen Geleitsbrief durch die weite Welt ich meinem „Ghetto“ mitgebe — warum ich da gerade in Einem fort an den kleinen Berg vor meinem Vaterhauſe denken muß!

Ich weiß, es war ein ſchöner Sabbatnachmittag, als hoch oben am ſteilen Abhange des Berges, von wo man

gerade hinunter in die Gaſſe ſehen konnte, meine tollkühne Knabengeſtalt erſchien. Unten auf dem Hausgange ſtand die liebe traute Großmutter in ihrer verblichen goldenen Haube und der herrliche Großvater und ſonnten ihre Seelen und Leiber im Lichte des Tages und freundlichem Geſpräch. Sie hatten mich gewarnt, ſie hatten mich bebend gebeten, den gefährlichen Weg da hinauf nicht zu gehen; ich hatte ſie verlacht und geſagt: Laßt mich! und ſtand nun da oben. Die Großmutter aber ringt gar angſtvoll die Hände gegen mich; ich höre einen Schrei von ihren Lippen, und der Großvater winkt mit dem Finger und ſchüttelt bedenklich das weiße Haupt! . . .

Mit dem Berge hat es ein eigenes Bewandniß gehabt. Es war gar nicht ſo gefährlich da oben zu gehen, und in finſterer Nacht konnte man ſich ohne Nachtgebet gerade in den Abgrund ſchlafen legen. Wir Kinder durf-

ten das ganze Jahr dort spielen und jagen, aber nur in der „Sfire“, d. i. in den sieben Wochen zwischen Ostern und Pfingsten war uns das verboten: Denn das ist die Zeit der bösen Geister und Mächte; da gehört denen jeder Abhang, jede Kluft, jeder Berg und wer sich unter sie wagt, nach dem haschen sie, der ist ihr verfallen.

Und nun weiß ich es auch, warum ich gerade jetzt, sinnend darauf, welchen Geleitsbrief ich meinem „Ghetto“ schreibe, warum ich so lebhaft an den Berg vor dem Vaterhause denken muß. Der Berg, der Berg! Ich hätte nicht so eilig entfliehen sollen da hinauf, wo jetzt die Zeit der bösen „Sfire“ ist? Andere wären da oben verfallen und eingesunken, die nicht auf Warnung hören wollten? Bedenklich sehe ich manch' Haupt sich neigen, manch' winkenden Finger, auch manchen Angstschrei kann ich

vernehmen. Ich aber sage: Laßt mich! Auf dem Berge muß ich stehen!

In Wien, bei herannahendem
Frühling geschrieben.

Im Jahre 1850.

Als dieſes Buch im Frühlinge des Jahres 1848 erſcheinen ſollte, ſchrieb deſſen Verfaſſer in dunkler Ahnung deſſen, was die nächſten Zeitmomente brachten, das voranſtehende Programm und man wird ihm eine gewiſſe Sehergabe gewiß nicht abläugnen wollen, wenn man lieſt, mit welcher Furcht und Bangigkeit er ſeinem Buche den Geleitſchein in die Welt mitgab. Er geſteht es jetzt freimüthig, welcher Kleinmuth ihn damals befallen und wie er nicht anders glaubte, als daß unter dem Steingerölle zuſammenbrechender Verhältniſſe auch ſein „Ghetto" für immer und ewig begraben ſein würde!

Ein freundlicheres Verhängniß hat den Kleinmüthigen belehrt, daß sein Fürchten und Bangen wohl Berechtigung aber nicht Erfüllung hatte; es ist ihm die Freude geworden, das Buch gerade unter Umständen und Zeitepochen gelesen und besprochen zu hören, die nichts weniger als günstig waren dem Erzeugnisse des Gemüthes, und manche dankende Stimme, manch' warmer Händedruck hat ihm das gesagt.

Auch in einer andern Beziehung hat dieses Buch die prophetische Befürchtung seines Verfassers getäuscht. Er hatte ihm einen Titel an die Stirne geschrieben, der einige Zeit nachher, Dank der unabweisbaren Idee des Rechtes und der Humanität, aus dem Fremdwörterbuche der deutschen Nation und unsers engern Vaterlandes gestrichen werden sollte! Wenn der Verfasser den alten Titel wieder voranstellt, so bezweckt er damit keine leicht erkaufbare, witzige Demonstration, die etwa den Zweifel ausdrücken sollte, ob denn die Thore der Ghettoschranken auch wirklich weit geöffnet und nicht bloß zugelehnt wären? denn er lebt des heiligen, unwandelbaren Glaubens, daß die Idee diesmal wirklich nun vollständig gesiegt hat —; wenn er also den alten Titel wählt, so

geſchieht dies aus jenem Gefühle, das uns nicht nur die Orte aufſuchen heißt, wo wir früher glücklich waren, ſondern auch jene, wo wir ſo viel gelitten hatten!

Dieſes Gefühl, zu dem die Pſychologie einen leichten Aufſchluß giebt, mag den Verfaſſer „der Geſchichten aus dem Ghetto“ bewogen haben, noch länger innerhalb der Schranken eines Volkslebens zu bleiben, das auf den Wellen des Zeitſtromes, neuen ungekannten Formen und Wandlungen entgegengetragen wird. Sollte es ihm nicht erlaubt ſein, der ſcheidenden Zeit noch einmal in das liebe trauliche Geſicht zu ſehen, ihre Züge feſt zu halten, ehe ſie ihm unkenntlich werden? Sollte er den Geſtalten, die an ſeiner Wiege ſtanden, nicht noch einmal die Hände drücken dürfen, bevor Gras auf ihren Gräbern zu wachſen beginnt und eine neue Zeit, unachtſam, über wen ſie dahinſchreitet, das mit dem Staube ihrer Altwordnen gedüngte Gras zertritt?

Der Verfaſſer hat es in den „böhmiſchen Juden,“ die gleichzeitig mit dieſem zweiten Abdrucke der „Geſchichten aus dem Ghetto“ auf den Büchermarkt treten, verſucht.

Mögen beide Bücher die Poesie und Bedeutsamkeit eines Volkslebens ahnen lassen, das vielleicht auf dem Punkte steht, sie zu verlieren!

Wien, im Juli 1850.

Inhalt.

Judith die Zweite . . . . . S. 1
Alt Babele . . . . . „ 35
Schlemiel . . . . . „ 63
Die Kinder des Nandar's . . . . . „ 105
Ohne Bewilligung . . . . . „ 293
Mährchen aus dem Ghetto . . . . . „ 351

Judith die Zweite.

Zur Zeit, als sich die folgende Begebenheit zutrug, sah es im Ghetto ganz anders aus, als jetzt. Die Leute waren damals viel unglücklicher daran als heutzutage, und das rührte hauptsächlich davon her — weil sie keine Zeitungen lasen. Jetzt ist das freilich ganz anders worden. Das Ghetto liest nicht nur, sondern schreibt sich selbst seine Zeitungen, und zur Bundesarmee des gedruckten Wortes stellt es ein gar beträchtliches Contingent. Das Ghetto hat Federn, die blos in seinem Solde stehen; nur schade, daß es nicht schon damals verstand, sie gehörig in Bewegung zu setzen. Denn dadurch ist manche Geschichte zu Boden gefallen, die jetzt wie eine gestrandete kostbare Beute mit Stricken und Haken an's Land gerettet würde — und nun vergessen bleibt. Wenn aber heutzutage der Vorsteher irgend einer versteckten Gemeinde das Unglück hat, gerade nicht im Besitze der allerschönsten Nase zu sein, so kann man das morgen oder übermorgen ganz sicher überall ausposaunt lesen — der arme Vorsteher und seine Nase!

Wie für so viele andere Dinge muß man aber die Leute im Ghetto auch darum entschuldigen. Sie hatten damals nicht Zeit zu lesen, oder gar zu schreiben. Ein einziger Mensch besaß damals die ganze Zeit, er hieß Napoleon, die andern hatten nur Momente. In solchen Momenten konnten die Andern eben nur Athem schöpfen, wenn er ihnen nicht schon früher ausgegangen war. Wie konnte man da schreiben? Die Hand zitterte unter dem Trommellärm und brachte nichts als unleserliche Fliegeneier auf's Papier. Und wie sollte da das arme furchtsame Ghetto, wo Alles schwieg, seine heisere Stimme erheben? Noch gab es damals keine Partheien, die das schwere dogmatische Geschütz gegen einander aufführten; die Kugeln, die damals fielen, machten einem Streite sogleich ein Ende, während sie ihn heute gewöhnlich noch mehr entzünden, und das einzige Dogma, das damals galt, war stärker als der ganze babylonische Talmud. Es hieß Brandschatzung; wollten die Leute nicht recht daran glauben, so donnerten die Kanonen dazu — die sind von jeher die besten Proselytenmacher gewesen.

Dennoch hat das Ghetto seine Geschichte jener Tage; es flattert dort manch ungeschrieben Stück davon. Die Gestalt, die damals mit Siebenmeilenstiefeln über die Erde ging, war so groß, daß sie auch über die Mauern des Ghetto's hinübersah. Aber von dem einen Blicke haben die Leute noch jetzt zu erzählen. Wenn ihr daher ein altes Mütterchen, das noch jetzt roth wird, wie eine Klatschrose, wenn man ihr von der lustigen „Franzosenzeit" spricht, oder einen Dorfge-

her nicht verschmähet, der als Knabe mit der Pike eines Baschkiren gespielt hat, oder eine eingemauerte Bombe aus jener Zeit — so wollen wir Euch Folgendes berichten.

Es war kurz nach der Schlacht bei Aspern. Uns erging es damals wie den Helden manches modernen Romans, Tugend und Ausdauer müssen zuletzt vor der einbrechenden Gewalt Kehraus machen. Aspern war nur die Episode, aber Wagram die Katastrophe dazu.

Von beiden Orten hatte man nach Preßburg nur einen Sprung. Man brauchte blos dem Laufe der Donau zu folgen, so fanden die Kanonen den Weg schon von selbst hin. Also konnte es gar kein Wunder nehmen, da die Franzosen eines Tages vor dem Preßburger Brückenkopf erschienen, in der ganz unverholenen Absicht, erst ihn und dann die Stadt selbst zu nehmen. —

Ich weiß es im Augenblicke gerade nicht, wie lange da hinüber und herüber geschossen wurde; aber eines Tages als man glaubte, die Kugeln hätte eine momentane Ohnmacht überfallen, kamen sie wieder lustig und lebendiger als je herangeflogen. Da entstand großer Jammer im Ghetto. Es liegt das so ganz offen nach der Flußseite und wiewohl ein eisernes Gitter von jeher die zarte Bestimmung hat, die Leute d'rin vor der Berührung mit draußen zu bewahren, so flogen die Kugeln doch so ohne Scheu hinüber, als wußten sie nicht, daß dort gewöhnlich der Stadttrabant saß, der keine Maus durchließ, ohne ihr auf den Schwanz zu treten. Wo saß aber jetzt der Trabant? Die Leute rannten und flüchteten,

begruben ihre beſten Sachen in den Kellern und waren blaß wie der Tod. Hie und da flammte ein Haus auf, und die Bomben ſtatt durch dieſen Anblick mitleidig zu werden, fuhren noch grimmiger drein und ſchürten, wie böſe Ankläger, das Feuer noch mehr an. —

Man kennt das Ende vom Lied. Einige Zeit darauf ſaßen die Franzoſen mit ihren ſächſiſchen Freunden in der alten Krönungsſtadt; für das Ghetto fing aber das Lied erſt an.

Die Leute hatten ihre guten und ſchlechten Tage. Man mag ſagen, was man will, die Umſtände wiſſen ſie ganz prächtig zu benützen. Was ſie auf der einen Seite durch Einquartirung und Brandſchatzung verloren, das gewannen ſie auf der andern durch Klugheit und „Spekulation.“ Was man ihnen eimerweiſe genommen, das ſchöpften ſie wieder in Löffeln zurück. Die Franzoſen konnten nicht ſoviel in die Taſche ſtecken, als durchfiel, und man kann denken, die Leute im Ghetto waren nicht die Letzten, die ſich bückten, um es aufzuheben.

Manchem ſteht daher die „Franzoſenzeit“ noch jetzt wie ein voller Geldbeutel vor den Augen.

Aber nicht Alle dachten gleich gut. Da war um dieſe Zeit Leb Rother der unglücklichſte Menſch in ganz Preßburg. Rother hieß er von ſeinen Haaren; es flammte darunter der grimmigſte Haß gegen die Franzoſen. Leb Rother war einmal mit den Martinigänſen, die die Preßburger Ge-

meinde alljährlich an den „Hof" verehrt, in Schönbrunn gewesen, und da hatte er mit dem Kaiser selbst gesprochen. War das nicht hinlängliche Ursache, daß er seit jener Zeit in einem beständigen Begeisterungsrausch lebte? Leb haßte die Franzosen, wie man die Feinde eines Kaisers, der mit „Einem" gesprochen, hassen muß. Wenn er im Schemona Esre zu jener Stelle kam, wo man Gott um die Zerknirschung seiner Feinde bittet, dachte er sich immer die Franzosen darunter. Jedes Wort, das er aussprach, hätte sich in eine Kugel verwandeln mögen, um in sie zu stürzen!

Am Tage der Schlacht bei Wagram, man kannte ihr Schicksal noch nicht, da ging dieser Leb Rother wie ein Halbtrunkener in der Gasse herum. Er lief mehr als er ging, und taumelte mehr, als er lief. Jeden hielt er an und fragte ihn, ob der „Franzos" oder der Kaiser gewonnen habe, und da ihm Keiner Auskunft geben konnte, so gerieth er in heftigen Zorn und ging mit einem schrecklichen Fluch davon. „Verschwarzte Franzosen" hörte man ihn oft rufen, die Leute lachten ihn aus. Oft blieb er mitten in der Gasse stehen, und fing da an zu beten. Wenn man deutlich zuhörte, konnte man Bruchstücke aus den Psalmen des Königs David vernehmen.

Kein Mensch wußte, was mit diesem Leb Rother vorging. Nur er selbst, er hatte in seiner Art einen Entschluß gefaßt, der den Franzosen einen beträchtlichen Schaden zufügen konnte, wenn er zur Ausführung kam. Er war kühn, aber möglich. In der Nacht nämlich wollte er auf das

Schlachtfeld hinauseilen, die Kleider, Gewehre und Sattelzeug, und was sich Alles auf geheimen Wegen, die er sehr gut kannte, fortbringen ließ, seinem Kaiser nach Ofen zuführen, wo sich damals die Monturmagazine befanden. —

Man sieht, der Entschluß Leb Rothers war etwas praktischer Natur, denn er hoffte bei dem „Geschäft" einen recht hübschen Gewinn zu machen, aber für jene Zeit durch und durch patriotisch. Nur brauchte er zur Ausführung einen Gehilfen, der die Gefahr zur Hälfte auf seine Schulter nahm. Das war es eben, was ihn so ruhelos im Ghetto umhertrieb; er fand Keinen, dem er Muth genug zugetraut hätte, und allein hatte wieder e r nicht Muth genug.

Zum Glück besann sich Leb Rother in seiner Drangsal, daß er einen Freund habe. Es war dies der lange Christoph, Wirth zum goldenen Kreuz auf dem Schloßberge, im Ghetto auch Rebb Christoph zubenannt. Mit diesem Rebb Christoph hatte es ein eigenes Bewandtniß; er war mehr Jud' als Christ. Im Ghetto geboren und „aufgewachsen" war er mit den Sitten, Gebräuchen und Ceremonien der Leute ganz vertraut. Den Jargon sprach er so meisterhaft, daß man sich's kaum einredete, der Mann könne hinterdrein zur Beichte gehen, oder ein Kreuz schlagen. Überhaupt war dieser Christoph eine gar drollige Natur. Am liebsten verkehrte er mit Juden, und wenn die Leute aus der Synagoge gingen, so stand er gewöhnlich draußen vor seinem Haus und wünschte ihnen: gut Schabbes oder gut Jontef (Feiertag). Das „Rebb" bekam er bei folgender Gelegenheit. Er sah einmal am Frei-

tag Abends einen Schnorrer an sich vorübergehen, den fragte er, nachdem er ihn früher mit dem Gruße: Salem Alekem (Friede mit euch) bewillkommt hatte: „Habt Ihr schon ein Balbos, wo ihr zu Schabbes essen könnt?. Der Schnorrer verneinte es. „Nun, so seid Ihr mein Gast auf Schabbes," sagte ihm der Christoph und führte ihn ins Haus, wo er ihn ganz nach jüdischer Art bewirthete. Ehe er zu Tische ging, wusch er sich die Hände und sprach dann über das Brod die Segnung aus. Nachdem abgespeist war, verehrte er dem Gaste das „Benschen", d. i. den Tischsegen, und da jener zufällig einen Fehler beging, wurde der Christoph ganz zornig und sagte: „Ihr seid ein Amhoretz (Ignorant), Gast, und nicht werth, daß Euch ein guter Jud' zum Essen einlad't." Erst beim Weggehen erklärte er dem Schnorrer, bei wem er gegessen! Seit jener Zeit hieß er im Ghetto „Rebb" Christoph. —

Zu diesem Christoph ging nun Leb Rother in seiner Noth und vertraute ihm seinen Plan. Im Punkte des Patriotismus gab ihm Christoph nichts nach, auch war er gegen einen verständigen Gewinn nicht unempfindlich. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander und als Leb Rother fortging, sagte Rebb Christoph im Jargon: „Nu, Leb, die Kalle hat also ihren Choßen" (die Braut hat ihren Bräutigam), womit er sagen wollte, das Geschäft sei abgeschlossen, worauf Leb Rother sagte: „Gut, und heut' Nacht ist die Chassne (Hochzeit)." Man versteht schon den mystischen Sinn dieser Worte. —

Wir können hier den Beiden nicht durch die Schlangenwindungen ihres Geschäftes folgen; es gelang ihnen vollkommen. Christoph hatte den Muth und Leb die Verschlagenheit — zusammen gab das den Erfolg. Wer in einer solchen Zeit lebte, wie unsere beiden Freunde, wo jeder Tag ein lebendes Beispiel brachte, den wird das nicht in Staunen versetzen. Wem damals nicht der Kopf zufällig „von selbst" herabfiel, der konnte hoffen, ihn bei der nächsten Gelegenheit um so höher aufzusetzen. — In Zeit von einigen Tagen war alles vorüber, mit Hilfe von Bauern hatten sie ganze Massen von Gewehren, Sattelzeug und Kleidern nach Ofen befördert, und kehrten nun von dort, mit dem klingenden Gewinn in der Tasche, jeder einzeln nach Preßburg zurück. — —

Während dieser Zeit war dem Leb Rother und seinem Freunde Christoph ein furchtbarer Feind erstanden — in einer alten französischen Grammatik. Man wird das unbegreiflich finden, wenn man nicht weiß, daß Chajim Franzos damals die wichtigste Person in ganz Preßburg war.

Dieser Chajim war eine Art Winkellehrer, der um acht Groschen die Woche die Kinder der „Balbatim" im Schreiben, Lesen und Rechnen und auch in der Bibel unterrichtete. In müßigen Stunden lernte er aus einer Grammatik französische Vokabeln; er hatte sie von einem Trödler statt Wochengeldes bekommen.

Aber dieſe Grammatik war jetzt ein Capital, das ſeine herrlichen Intereſſen trug. Wer damals die Converſationsſprache der Weltgeſchichte verſtand, der war gut daran. Da kann man ſich's nun leicht vorſtellen, welch ein Franzoſenfreund der Chajim war! Sie verſtanden ja ſeine Sprache! Bei dem Einzuge der großen Armee konnte man ihn ſehen, wie er baarhaupt vor den Colonnen einherlief und ſeinen Hut ganz begeiſtert ſchwenkte. Er ſoll auch „vive l'empereur" gerufen haben, was aber noch Beſtätigung bedarf. In kurzer Zeit hatte er ſich an irgend einen ſchnurrbärtigen Sergeanten herangemacht, mit dem er nun, Arm in Arm, und noch im Gefolge einiger „Unbeſiegbaren," durch das Ghetto ſpazierte. War es Zufall oder Abſicht: dem Chajim war die Gaſſe noch nie ſo merkwürdig vorgekommen, als gerade jetzt. Vor jedem Hauſe und Gewölbe blieb er mit dem Sergeanten ſtehen und hielt da eine prächtige Suada, worüber den Leuten buchſtäblich das Sehen und Hören verging. Beſonders verſchwenderiſch ging Chajim mit dem „Bougre" und „Sacrebleu" um; Tags darauf betitelten ſich die Kinder in der Gaſſe mit Bougre und Sacrebleu!

Bei dem allem war Chajim die wichtigſte Perſon in Preßburg. Wer was bei der großen Armee anzubringen hatte, ging zu Chajim Franzos. Alles ging durch ſeine Hände; er machte den Unterhändler. Dabei vergaß er ſich keineswegs; denn da er der Erſte „bei der Hand" war, ſo handelte er goldene Uhren, Silberbeſtecke, Geſchmeide und was ſonſt die Unbeſiegbaren bei ſich als leichte Beute trugen,

um Preise ein, über die den ehemaligen Besitzern graue Haare gewachsen wären!

Singend und jubelnd durchzog Chajim mit seinem Sergeanten das Ghetto, Tag für Tag, ja oft auch in der Nacht.

Nur wenn er an einem Hause auf dem Schloßberge vorüberkam, wurde er plötzlich still und die Geister seiner Lustigkeit besänftigten sich auf einen Augenblick.

Denn dort wohnte Blumele, seine Braut, die er nach den Feiertagen heirathen sollte. Chajim liebte das Mädchen, sie war schön und gut; er nahm sie ganz ohne Eigennutz, denn Blumele war eine Waise, der Vater hatte ihr nichts nachgelassen. Und doch, wenn Chajim daran dachte, daß Blumele bald sein Weib sein werde, überkam es ihn stets wie eine unaussprechliche Segnung! Er glaubte sich tief beglückt und gleichsam begnadigt von Blumele, und doch war er es eigentlich, der sie nahm! —

Am Abend, wenn er seine Tagesbeute an Uhren, Silberbestecken und Geschmeide beisammen hatte, trug er sie zu Blumele, damit sie es „aufhebe." Das Alles sollte einen schönen Beitrag zu ihrer Mitgift geben. Aber das Mädchen sagte nie ein Wort dazu, sie trug die Sachen an ihren Versteck, aber sie freute sich nicht. Chajim meinte, er bringe nicht genug und darum sei Blumele so traurig, und um ihr zu beweisen, daß er kein Schlemiel sei, bemühte er sich noch mehr. Aber je mehr er brachte, desto verdrießlicher wurde Blumele. Nie sprach sie, aber um so mehr ihre Thränen.

Zuletzt ärgerte ſich Chajim ganz gewaltig über dieſe Theilnahmloſigkeit ſeiner Braut. Am 9. Tage des Monates Ab kam er, nachdem er früher mit dem Sergeanten und noch andern ganz luſtig geweſen war, zu Blumele. An dieſem Tage iſt Jeruſalem zerſtört worden und in der Synagoge ertönten die weinend traurigen Klagen darum; die Leute hielten Faſten. Bei ſeinem Eintreten rief er ganz ſelig: „Gut Jontef (Feiertag) Blumele! Da bring' ich Dir wieder ſchöne Sachen.“

Er legte dabei ſeine glänzende Beute auf den Tiſch. Aber das Mädchen ſchob die Dinge mit einer heftigen Geberde von ſich, daß einige Stücke klirrend auf den Boden fielen. Da wurde Chajim gewaltig böſe, er ſchrie: „Jetzt hab' ich's genug, willſt Du nicht, daß ich Geld verdiene?“

Blumele ſagte aber mit thränenerſtickter Stimme: „Halt's für Dich; es kleben Sünden daran.“

„Narrele,“ ſagte Chajim lächelnd, „Geld verdienen iſt keine Sünd'. Der Menſch muß es ja zu was bringen.“

„Chajim, Chajim, wie redteſt Du um Gotteswillen,“ rief das Mädchen voll Schrecken aus und ſchlug die Hände zuſammen. „Aus Dir redt ja der Wein!“

„Der Wein?“ lallte Chajim, nun ſelbſt erſchrocken, „wer ſagt Dir das?“

„Am heutigen Tag zu trinken! wehgeſchrien,“ klagte Blumele, „kann Dir denn das gut ausgehen, Chajim? Weißt Du, was heut für ein Tag iſt?

Dem Chajim klang dieſe Frage wie ein Donner; er er-

innerte sich, daß er heute eigentlich fasten müsse. So untergegangen war er in seinem tollen Treiben! Er bat Blumele um Verzeihung und gelobte Besserung. Der Verbündete der großen Armee zitterte wie ein Espenblatt.

Als er von Blümele weggegangen war, ärgerte er sich gewaltig, daß er sie so viel habe reden lassen. „Ich nehm' sie ohn' Kreuzer Geld zum Weib und sie zankt da mit mir, als möcht' sie mich von der Gass' aufheben. Soll ich das leiden, daß sie mir über den Kopf wachst?" Einen Augenblick darauf hätte er diesen Gedanken gern mit ätzender Lauge aus seiner Seele gebracht! —

Noch an demselben Tage sollte Chajim für seine Franzosenfreundschaft eine neue Wunde erhalten. Er war in die Synagoge gegangen und hatte sich dort unter die fastenden Leute gestellt, als gehörte er zu ihnen. Nach Schul' eilte man schnell nach Hause, denn die Nacht war hereingebrochen und der lange Fasttag hatte ein Ende. Hie und da bildeten sich Gruppen in der Gasse, die nach den drei Sternen am Himmel lugten, denn diese Zahl bildet das gesetzliche Zeichen der angebrochenen Nacht. Auch Chajim blickte hinauf; er wußte selbst nicht warum. Da hörte er hinter sich das heisere Gelächter Leb Rothers, wie der sprach:

„Wer da will sein Wunder erleben, muß sehen den Franzos auf die Sterne gucken. Meint man nicht, die Gedärm' gehn ihm vor Hunger heraus? Sein Fasten soll mir auch nicht schaden."

Das Blut siedete in Chajim's Adern; aber er hielt an

ſich. Leb Rother fuhr aber in ſeinen giftigen Bemerkungen fort.

„Hätt' man nicht geſollt meinen, mit Chajim Franzos könnt' man Jeruſalem aufbauen? Da ſeht's, was aus ihm iſt geworden; er kennt ſich gar nicht mehr. Keck Weſen gilt aber mehr als baar Geld, und alle Stummen wollen am mehrſten reden."

„Meint Ihr mich damit, Rebb Leb," ſagte Chajim zitternd vor Zorn und wandte ſich um.

„Ein Haar auszieh'n von einem Schwein iſt eine große Mitzweh (Gebot)" ſchrie Leb Rother und ging, mit einem Stoße in Leb's Seiten, ſchnell vorüber. „Da haſt Du's Franzos!" — —

Wenige Tage darauf ging ein ungeheurer Schreck durch das Ghetto. Franzöſiſche Soldaten waren in die Wohnung Leb Rothers gekommen und hatten da Hausunterſuchung gehalten. Sie wollten Leb Rother verhaften. Daſſelbe war auch bei Chriſtoph geſchehen. Die beiden hatten aber noch frühzeitig „Wind" bekommen und hatten das Weite geſucht. Offenbar war ihr Geſchäft verrathen worden und der Patriotismus ſollte Buße thun. —

Es war dies abgeſehen von der Brandſchatzung, der erſte fühlbare Angriff des ſtrengen Kriegsrechtes und war gegen ein Leben des Ghetto's gerichtet. Im Ghetto iſt aber jeder wie mit tauſend Ketten an das Ganze gebunden. Das Leid hat hier tauſend Zungen und wenn hier der Blitzſtrahl in eines Einzelnen Glück fährt, ſenken ſich tauſend Augen-

wimpern. Darum ging auch ein Schrei über aller Lippen! —

Leb Rother und sein Gefährte irrten indeß in den Preßburger Gebirgen seit einigen Tagen herum. Sie hielten sich immer zusammen und das war unklug von ihnen; denn dadurch konnten sie leichter bemerkt und aufgegriffen werden. Ihr Leben war ein beständiges Blicken in den Rachen einer Klapperschlange! Bei Tag verbargen sie sich in irgend einem dunklen Gesträuch, bei Nacht suchten sie die öden Winzerhütten auf. Leb Rother betete in einem fort aus einem Thillim-(Psalmen-)Buch, das er bei seiner Flucht vom Hause unbewußt zu sich gesteckt hatte; Rebb Christoph pfiff ein katholisches Kirchenlied dazu. Nur des Nachts schlichen sie aus ihren Verstecken hervor und krochen in die Weingärten, um sich mit den halbreifen Trauben zu erquicken, denn es war erst um die Hälfte des Monates August. Oft sahen sie aus ihren Schlupflöchern Soldaten vorüberziehen, die vielleicht auf ihr Leben fahndeten. Dann hielt Christoph im Pfeifen ein, Leb's Lippen bewegten sich aber schneller und er blätterte sich in dem alten Psalmenbuche den Psalm des Königs David auf, als dieser die Rebellion seines Sohnes Absalon vernommen hatte. „In meiner Noth fleh' ich zu dir mein Gott, du bist mein Fels und meine Schutzwehr."

Eines Tages sprach Christoph zu seinem Freunde:

„Mir geht die Geduld aus, Leb, ich bin hungrig wie ein Wolf. Man hört meinen Hunger gewiß bis auf Preßburg.

„Du hast einen langen Hals, Christoph, sagte Leb Rother gleichgültig, sieh' mich an, hast Du schon ein Wort über meine Lippen gehen gesehen?

Christoph schlug ein Höllengelächter auf.

„Meinst Du, rief er, ich bin einer von Deine Leut', ich kann fasten und mich peinigen und kasteien von früh Morgens bis auf die Nacht? Das könnt ihr thun, euch kommt so was zu gut; denn wenn der Mensch sich Essen und Trinken abgewöhnen kann, kann er alles anfangen. Meinst Du, ich weiß nicht, warum ihr das Geld habt? Aber was macht das? Ich sag' Dir, Leb, der Mensch muß essen und Du weißt gar nicht, was euer Herrgott für ein strenger Patron ist, wenn Du z. B. kein Schweinfleisch essen darfst. Bist Du auch so ein Narr, daß Du meinst, ein Stück davon führt gerad' in's Gehennim?

Dabei schnalzte Christoph mit der Zunge, als läge ihm ein fetter Bissen darauf, Leb Rother aber, statt aller Antwort auf die Blasphemien seines Gefährten, fuhr in den Psalmen fort eifrig fort zu „sagen". Wie Wetterbäche stürzten die alten Laute der Offenbarung über seine Lippen; aber die königlichen Klagelieder machten keinen Eindruck auf Christoph's hungrigen Magen.

„Sag' Du nur fort, meinte er lachend, und gib mir keine Antwort, von dem Allem wirst Du doch nicht satt. Und gerad aus dem Buch! Euer König hat in ein' Muck (Wink) mehr Sünden begangen, als Du an tausend Jom Kippurs verantworten kannst. Und hat er nicht auch die

Schaubrode gegessen? Deßwegen kannst Du Schweinfleisch essen! —

Da Christoph bemerkte, daß er dem Leb mit seinen philosophischen Gründen nichts anhaben könne, dachte er auf andere und solche, die ihn mehr erschütterten. Einstweilen streckte er sich auf den Boden hin und pfiff ein Kirchenlied, bloß um den Leb zu ärgern.

Am andern Morgen, als Leb bei kaum herandämmernden Morgenlicht wieder in seinem Psalmenbuche betete, sagte Christoph mit einer Bewegung in der Stimme, als hätte er an Leb ein Ungeheures entdeckt: Wie kommt das, Leb, daß ich Dich nicht seh' die Tefillin (Gebetriemen) umbinden? Leb, Leb, Du wirst mir ein großer Posche Jisroel! (Abtrünniger von Israel.)

„Narr" sagte Leb, „siehst Du denn nicht, daß ich bin in Noth? Ich hab' sie zu Haus vergessen und unsere Gelehrten sagen auch, wenn man in einem Zustand ist, wo man seine Pflicht nicht thun kann, so ist man davon frei. Und das weißt Du nicht, Christoph? Rebb Christoph Du wirst mir ein großer Amhoretz (Ignorant.)

„Gut gesprochen Rebb Leb, rief Christoph mit schrecklichem Gelächter, soll ich leben, gesprochen wie der, der erste Rebbe von ganz Ungarn. Wenn der Preßburger Rabbiner stirbt, so müssen sie Dich dazu machen; sie können einen Andern gar nicht branchen! So soll ich leben, gut gesprochen! Also Deinen Gott kannst Du eher abspeisen als Deinen Magen? Da irrst Du Dich gewaltig, Rebb Leb! Ist

Dein Magen nicht jetzt auch in Noth? Kannst Du mit ihm nicht dasselbe thun, was Du mit Hand und Kopf thust, wenn Du keinen Gebetriemen umlegst? Ich sag' Dir, Leb, das muß auch im Talmud stehen, daß nämlich der Mensch, wenn er in Noth ist und hungrig dazu, überall und alles darf essen. Es muß dort stehen, und Du wirst's nur überschluppert (überblättert) haben. Ist's wahr oder nicht?

Du bist ein Goi (Christ) sagte Leb, Du verstehst mich nicht. Jed' Wort, Das ich mit Dir red', ist verloren. Laß mich in Ruh! — —

Die folgende Nacht war der Vorabend des Sabbats. Da es zu dunkel war, um noch zu beten, saß Leb in seinem Verstecke still und sinnend, und seine Gedanken flogen wie Leuchtkugeln nach Preßburg. Da sah er in seinem Geiste, wie der holde, duftende Sabbat überall einzog; er fühlte gleichsam das Wehen seines Kommens, den leisen Flügelschlag seines Herannahens. Überall war Friede, Seeligkeit und Lust. Er kam aus der Synagoge nach Hause, da strahlte die siebenzinkige Lampe so freundliches Licht; sein Weib stand im reinlichen Sabbatkleid vor ihm; auf dem Tische glänzte das weiße Linnen. Seine Kinder, das schwarzhaarige Joffevel und die gescheidtere, sanfte Vögele kamen ihm entgegengesprungen und stritten um die Wette, wen der Vater früher benschen (segnen) würde, und gaben ihm ihre Köpfe zu gleicher Zeit hin. Da legte er, um den Streit zu vermeiden, die rechte Hand auf Joffevels und die linke auf Vögeles Kopf; er bedachte nicht, daß er jedem einen eige-

nen Segen schuldig war. — Dann hörte er die frommen Tischgesänge der Leute und diese uralten Melodien weckten wieder andere in ihm. In seiner Stimmung fiel ihm das Lied ein, worin man die Ankunft des Sabbats mit einem Bräutigam vergleicht, der seine Braut überrascht. Die ganze Synagoge sang das Lied in ihm mit lauter, freudiger Stimme; aber seine Lippen blieben stumm und bewegten sich nicht.

Auch so eine arme, verlassene Judenseele hat ihre Träumereien und Gedankenblumen, und ihr Duft legt sich nicht weniger weich an den Himmel, als von denen, die ihn in Pacht zu haben meinen! — —

Dann gedachte er seiner jetzigen Lage: so fern von Weib und Kind, dem Tode entgegensehend, und den höhnischen Bemerkungen seines Gefährten ausgesetzt. Da mußte er tief aufseufzen.

„Bist Du hungrig Leb?" fragte ihn sogleich Christoph, diesmal aber in einem ungewöhnlich ernsten Tone.

Leb antwortete nicht.

„So komm' Du Narr, sagte Christoph, und laß uns essen gehen." Er zog den Leb von seinem Sitze auf, und der, als übte Christoph eine dämonische Macht über ihn aus, folgte ihm. Hätte Christoph sich noch besser auf Seelenkunde verstanden, als er sich ohnehin verstand, er hätte nicht so innerlich aufgejaucht über die gelungene Bekehrung seines Gefährten, er hätte bemerken können, daß Leb's Entschluß nicht das Resultat seiner Überredung war, sondern

viel tiefer und inniger lag, dort nämlich, wo der Verstand seinen Boden an das Gemüth überläßt. Der Sabbat hatte es ihm angethan. —

Sie gingen nun in die weiche sommerwarme Nacht hinein, vielleicht zwei Stunden lang. Auf dem Wege sprach Christoph von nichts anderem, als den Genüssen, die ihrer warteten, Leb's ahnungsvolle Seele aber, die sich zwischen dem Dufte des Sabbats, dem er entgegen zu gehen meinte, und der Gefahr entdeckt zu werden, wie zwischen Himmel und Hölle auf und nieder bewegte, hatte bei den lauten Ausbrüchen seines Freundes nur das tiefste Stillschweigen.

Hie und da lag eine einsame Schenke auf ihrem Weg; aber Leb zog den hungrigen Christoph jedesmal zurück. Es war ihm keine einsam und entlegen genug. Er glaubte die Franzosen säßen in jedem Glase und auf jeder Gabelspitze. Endlich fanden sie im tiefen Gebirge ein Wirthshaus, das selbst Leb für unverdächtig erklärte.

Sie traten ein, Wie ein gehetztes Wild sah sich Leb in der Stube um, während Christoph mit lauter Stimme nach dem Wirthen rief, und Braten und Wein begehrte. Er wollte seinem Freunde sogleich die praktische Anwendung seiner verführerischen Lehren geben. Leb, als der Klügere setzte sich schweigsam an den Tisch. Sobald aber Christoph das Verlangte vor sich stehen hatte, gerieth er in eine ausnehmende Lustigkeit, er war wie selig.

„Sag's selbst Leb, rief er, hat der Preßburger Rabbiner heut' Nacht so ein gutes Schabbesessen? Greif zu

Bruder, ich versprech Dir's, der Talmud soll kein Wort davon hören, greif zu.

Während er abee selbst so wacker zugriff, daß er kaum Zeit zum Aufsehen gewann, hatte er nicht bemerkt, daß sich Leb indessen mit Zwiebeln und Brod begnügte. Über ihn war der Geist des Sabbats gekommen und bewahrte ihn vor dem Falle. Christoph wurde aber immer lustiger und lauter, er begann Lieder zu singen, vor denen Leb's Haare sich aufsträubten, sie klangen in die Nacht hinaus und weckten die tückischen Luftgeister. Schon mehrmals hatte Leb zum Aufbruch gemahnt, aber Christoph war nicht fortzubringen, und je mehr er zu sich nahm, desto näher rückten ihm die Erinnerungen der ausgestandenen Leiden auf den Leib. Er hatte auch die Zukunft vor Augen.

Da entstand plötzlich Geräusch von Männertritten vor der Thüre, eine furchtbare Ahnung durchzuckt Lebs Seele, er wollte fliehen, aber es war schon zu spät.

Gleich darauf traten französische Soldaten herein; es dauerte nicht lange, so waren die Beiden erkannt. Den Leb verriethen seine Haare, einer zog das Signalement der Flüchtlinge hervor, es lautete auf Beide.

Auf dem Wege, den sie nun zwischen Bajonetten gingen sagte Christoph zu dem vor tiefem Schmerz ganz gebeugten Leb: An dem Allem bist eigentlich nur Du und Dein teuflischer Talmud schuld. Hättest Du mit mir gegessen, so wär' ich zeitiger fertig geworden. Jetzt wird der Kopf herunter, Rebb Leb; Du verlierst eigentlich nichts dabei, denn Du

haſt keinen, ſonſt hättſt Du mit mir gehalten, aber für mich iſt ewig Schad! Es kommt ſobald nicht wieder ein Chriſtoph auf die Welt. Für mich iſt Schad! —

Des andern Tages wurden die Zwei nach Preßburg gebracht. Sie ſaßen in Ketten geſchloſſen auf einem Wagen, um ſie herum Soldaten mit geladenem Gewehre. Als hätte es jemand den Franzoſen verrathen, daß Leb Rother damit das tiefſte Weh bereitet wurde, wenn er ſeine Schmach und Erniedrigung vor ſeinen Glaubensgenoſſen zur Schau tragen mußte, wurden ſie gerade durch das Ghetto gefahren.

Es gibt Lagen, wo die menſchliche Seele, durch Noth und Drangſal getrieben, all das Urſprünglich- große ihrer Entſchlüſſe vergißt und nur das momentane Leiden mitſprechen läßt. So vergaß Leb Rother, daß er im Grunde eine patriotiſche That begangen, deren er ſich nicht zu ſchämen brauchte; er vergaß, daß er unter glücklichen Umſtänden vielleicht ein geprieſener Name geworden wäre. Aber er ſah nur auf ſeine Ketten, die brannten ihn wie Feuer. Verzweifelt ſchlug er ſich die Hand über die Augen, als ſie den Schloßberg hinanfuhren, damit er ſich und ſeine Schmach und die Welt nicht ſchaue.

Chriſtoph wurde aber immer luſtiger, je näher er dem Ghetto zu kam; er war nun in ſeinem eigentlichen Element. Es war Sabbat und die Leut' kamen gerade aus Schul'. Als Leb ihrer anſichtig wurde fing er an laut zu weinen, daß man es weit und breit hören konnte. Chriſtoph verwies ihm dieſe Weichmüthigkeit und grüßte mit kecker Ge-

berde die Leute vom Wagen herab. Selbst im Angesicht des Todes ließ er seine gewöhnliche Lebensfarbe nicht.

„Gut' Schabbes Leut', sprach er wie sonst, wie ist heut' die Deraschа (Predigt) vom Rebbe ausgefallen? Habt ihr gut Acht gegeben, daß ihr's euern Weibern wieder erzählen könnt, wenn ihr nach Haus kommt? Ich könnt euch eine andere Predigt vorpfeifen, bei der mein Compagnon Leb Rother so gut zugehört hat, daß er darüber Essen und Trinken vergessen hat.

Als er aber durch einen Soldaten zum Schweigen gemahnt wurde, sagte er: Nu, im Geheimen kriegt man den Ochs um einen Kreuzer. Der Christoph ist doch mehr werth' Gut Schabbes Leut, und laßt euch das Essen gut schmecken.

Sein eignes Haus stand ihm jetzt vor Augen; da wurde auch er still; man sah ihn nach dem goldenen Kreuz mehrmals zurückblicken. — —

Damals in der strengen französischen Zeit, wo Leute, die einmal in königlichen Windeln gelegen, in stiller Nacht aus ihren Betten gerissen und hinter irgend einem Schloßgraben erschossen wurden, konnten die sechs Kugeln, die so einer vergessenen Judenseele das Licht ausbliesen, keinen Knall machen. Wer sollte sich Leb Rothers annehmen? Sein eigener Kaiser, für den er in den Tod gehen sollte, irrte als Flüchtling herum, und der Feind saß in der Burg seiner Väter. Das Ghetto selbst konnte nichts thun, es sah sich hier einer Macht entgegen, mit der sich weder „im Guten noch im Bösen" unterhandeln ließ. —

Leb's Weib kam mit ihren Kindern auf Kohlshaus (Gemeindehaus) und beschwor da den Vorsteher und die Beisitzer, sich ihres Mannes anzunehmen. Sie meinte, das stünde in ihrer Macht! Aber die Umstände hatten sich gewaltig geändert. Was hatte man nicht früher mit Rebb Koppel, dem Vorsteher, alles durchgesetzt! Er war bei allen Ämtern und Gerichten angesehen; er war so zu sagen die Hand und das Ohr der Gerechtigkeit! Als der Kaiser die Juden zu Soldaten konscribiren wollte, war Rebb Koppel, der darin eine Gefahr für die Religion erblickte, zur Audienz nach Wien gegangen. „Majestät, hatte er gesagt, wenn wir Soldaten werden sollen, so lassen Sie uns alle nur gleich erschießen." — Der Kaiser war böse geworden — aber die Maßregel unterblieb und dadurch blieben Tausende von jüdischen Kindern vor den Kugeln den Schlachten frei.

War nun Rebb Koppel, der Vorsteher, nicht vollkommen berechtigt zu glauben, er werde den einzigen Leb Rother vor den sechs Kugeln bewahren können?

Am Nachmittage sah man Rebb Koppel im feierlichen Staat, seinen Schameß (Diener) voraus, sich zum französischen Commandanten begeben. Er machte wirklich eine ganze vornehme Figur; er war ein starkgebauter Mann und sein Gesicht hatte etwas Kühnes und Gebieterisches. Die Leute sahen ihm voller Ehrfurcht nach. Als er an dem Wachthause, das dort beim Gitter ist, vorüberkam, präsentirte der französische Soldat sein Gewehr! Die Ehrfurcht der Leute steigerte sich bis zum Staunen. Sie sagten: Wenn's Keiner

durchsetzt, der setzt's durch. Sie wußten nicht, daß der Soldat durch den Schameß Geld bekommen hatte, damit er das Gewehr präsentire. Rebb Koppel wußte sein Ansehen zu behaupten.

Schon nach einer halben Stunde kam der Vorsteher zurück. Sein Gesicht war blaß und schmerzlich aufgeregt; er ging gebeugten Ganges. Der Soldat präsentirte nicht mehr und die Leute sagten sich nichts Gutes voraus. Rebb Koppel hatte auch wirklich nichts ausgerichtet; er hatte den General bestechen wollen, der vielleicht morgen ein Herzogthum besaß, und war schmählich abgewiesen worden. —

Es bestätigte sich immer mehr, das Ghetto hatte nicht mehr seine frühern Richter. —

Weil man aber nun etwas haben mußte, auf das man sein Weh wälzen konnte, fiel aller Haß wie auf ein verabredetes Zeichen auf Chajim Franzos und seine Braut. Viele waren bei der Scene gegenwärtig gewesen, wo Leb Rother auf Chajims regelloses Leben so tückisch angespielt hatte, und nun meinte man, kein anderer könne ihn angegeben haben als Chajim. —

Anfangs getraute man sich nicht dieser Anklage Worte zu geben, denn Chajim war noch eine zu gefürchtete Macht; wenn er aber durch die Gasse ging, sah er, wie man die Köpfe zusammensteckte, und unverständliche Worte flüsterte. Seit dem Zerstörungsfeste Jerusalems hatte Chajim ein schlechtes Gewissen; er fühlte es also gleich, daß von ihm

die Rede sei. Eines Tages kam kein Schüler in seine Wohnung, denn er hatte sein altes Handwerk wieder ergriffen. Er konnte sich schrecklicher Ahnungen nicht erwehren, und um ihrer los zu werden, ging er auf die Gasse hinaus, nachsehen, wo denn die Schüler blieben.

In der Gasse fand er die meisten mit Spielen beschäftigt; als sie den Lehrer kommen sahen, liefen sie mit großem Geschrei davon, nur Einer, sonst sein liebster, hielt ihm Stand.

„Warum kommt Keiner in die Schul'?", fragte ihn Chajim.

Erst sah der Knabe verlegen zu Boden, dann sagte er schluchzend: „Der Vater hat's verboten."

„Und warum?" Chajim zitterte vor banger Ahnung.

„Weil der Lehrer ein Moßerer (Denunziant) ist," sagte der Knabe nach langer Pause, „der Lehrer hat Leb Rother angegeben; Leb Rother wird werden erschossen, ein Moßerer darf mit kein' jüdisch Kind lernen."

Vor Entsetzen ließ Chajim den Knaben los. Und wie er dann durch die Gasse zurückging, stand die furchtbare Anklage auf allen Lippen und Augen; wie funkelnde Messerspitzen sah sie zu allen Häusern und Fenstern heraus. Die Steine schienen ihm nicht aus dem Weg gehen zu wollen, bis sie ihm das schreckliche Wort zugeschrien hatten, die Gasse dehnte sich ins Unendliche aus, damit die Luft Raum gewönne, ihre dunklen Anklagelaute ihm entgegen zu

tönen. Er lief zu Blumele, um ſich wenigſtens vor ihr zu reinigen.

„Weißt du, Blumele, was die Leut' von mir reden?“ ſagte er mit fahlen Lippen, „ſie heißen mich Moßerer und ſagen, ich hätt' Leb Rother angegeben. Sein Blut wird über mich kommen; wehgeſchrien!“

„Ich weiß das Alles,“ ſagte darauf Blumele, „die Leut' ſpeien vor mir aus, weil ich deine Kalle (Braut) bin. Heut' früh', wie ich über die Gaſſe bin gegangen, hat mich Leb Rothers Weib ſchier umgeriſſen, ſie iſt auf mich gefallen und hat geſchrien: Du und Dein Choßen (Bräutigam) bringt's meinen Mann um. Man hat mich nur mit Gewalt von ihr losgebracht.“

Im tiefſten Schmerz war Chajim auf den Boden geſunken. Er weinte und ſeine Braut ſtand bleich und aufgeregt neben ihm. Da ſagte ſie: „Deine Sünden, Chajim, kommen Dir bald nach, Gott hat Dich bald geſtraft.“

Da ſprang Chajim ganz wild auf und ſchrie: „Hältſt Du mich auch für ein' Moßerer?“ Er ſchlug die Thüre auf und ſtürzte fort. Blumele rief ihm umſonſt nach. —

Zu Hauſe angekommen, ſperrte ſich Chajim ein; kein menſchliches Auge ſollte auf ſeinen Jammer ſchauen. Hier verlebte er grauenvolle Tage und wuchs beinahe in ſeinen Schmerz hinein. Oft war er überzeugt, kein Anderer könne Leb Rother angegeben haben, als er; dann griff er ſich in die Bruſt, nannte ſich ſelbſt Moßerer und ſpie giftig vor ſich ſelbſt aus.

Indeſſen ſchien der Schlag, der die ſchuldigen Häupter

Leb Rothers und seines Gefährten treffen sollte, noch lange zögern zu wollen. Sie saßen schon seit einigen Wochen in festem Gewahrsam und außer mehrern Verhören, worin Leb oft zugestand, was Christoph geradezu abläugnete, war noch nichts geschehen, was auf einen gewaltsamen Richterspruch hätte schließen lassen.

Da kam zwei Tage vor Jom Kippur die Weisung an die Preßburger Rabbiner, Männer seines Glaubens zu Leb Rother zu schicken, damit sie ihn zum Tode vorbereiten sollten, denn das sei sein Wunsch und man habe ihn nicht abschlagen können.

Um die bestimmte Stunde begaben sich zehn Männer aus der „Gesellschaft der Todtengräber" auf's Schloß. Wie sie durch die Gasse gingen, erscholl lautes Weinen; man schloß die Gewölbe und ein großer Menschenhaufen begleitete die Todtengräber. Mit Leb Rother wurde wie mit einem Sterbenden verfahren. Man sprach die gebräuchlichen Gebete mit ihm, wie sie im „Maiver Jabok" stehen; Leb sagte Wort für Wort nach. Dann wollte er die Avide oder das Sündenbekenntniß ablegen; er that es mit vielen Thränen; bei jedem Worte schlug er sich an die Brust und stöhnte wie ein von wahrhafter Todesangst Umfangener!

Zur selben Zeit breitete eine andere Religion auch in Christoph's Gefängnisse ihre letzten Spendungen aus. Und wunderbar! als der Priester mit dem Glöcklein, das Allerheiligste hoch in den Händen haltend durch die Gasse kam, wo seine Erscheinung sonst Furcht und Groll verursacht

hatte, sah man ihm jetzt mit Art gläubiger Ehrfurcht nach. Vielleicht rief das Glöckchen in manchem Gemüthe den Gedanken wach: wie es doch nur der Todesweg sei, auf dem sich die beiden Religionen begegneten, und daß es gerade eine blutige Leiche sein mußte, über der sich die Nieversöhnlichen die Hände reichten! — —

Am Tage, wo das geschah, fühlte sich Chajim von einer furchtbaren Unruhe gequält. Leise Stimmen schienen an die Fensterscheiben wie mit unsichtbaren Fingern zu pochen und ihm das Todesurtheil Leb Rothers zuzurufen. Entsetzt sprang er auf und wollte auf die Gasse. Aber da er den dumpfen Lärm, der beim Weggehen der Todtengräber entstand, zu sich heraufdringen hörte, kehrte er wieder um.

In der Nacht, als er weinend auf dem Boden saß und zu sterben meinte vor ungeheurem Jammer, ging plötzlich die Thüre auf. Blumele trat herein. Bei ihrem Anblick überfiel ihn ein banges Zittern; er meinte, sie komme ihm Vorwürfe zu machen. Darum hielt er sein Angesicht abgewandt und wagte nicht sie anzublicken. Aber wie ward ihm, als Blumele leise mit ihrer Hand ihm über die Stirne fuhr und sprach: „Was weinst Du, Chajim? Und wenn Dich die ganze Welt anspeit, und wenn Dir Keiner glaubt, ich bleib bei Dir, ich glaub', daß Du hast nicht schlecht sein können."

Wie Frühlingsschein dämmerte es in Chajim's Seele. Er faßte die Hand Blumele's, sie zitterte in seiner; er blickte ihr in das schöne liebe Antlitz, und da war es ihm, als stünde da die Lösung seines Jammers mit großen Buchstaben

geſchrieben. Die Welt, flog es ihm durch's Gehirn, kann doch nicht ſo ſchlecht ſein, wenn Blumele drin herumgeht, dem Geſichte müſſe ſie Glauben ſchenken.

„Ich weiß erſt jetzt," ſagte er ganz fröhlich, „daß ich Leb Rother nicht hab' angegeben. Du glaubſt nicht, Blumele, was ich dadurch hab' ausgeſtanden. Kein Judenkind ſoll ſolche Tage erleben."

„Und ich, und ich?" ſchrie das Mädchen mit überquellendem Gefühl. Chajim bemerkte nicht, welche Bläſſe über Blumele's Antlitz zog, als dieſer gewaltige Aufſchrei aus ihr tönte. Chajim aber meinte in ſeiner Luſtigkeit: Sind wir beide nicht Narren, ich und Du, daß uns Leb Rother was angeht? Weiß ich, wer Schuld iſt an ſeinem Tod? Das Feuer, was mich nicht brennt, löſch' ich nicht."

„Schmah Jisroel," rief Blümele erſchrocken, „wie redt'ſt Du, Chajim. Vergißt Du, daß man Dir Leb Rother immer, und wenn Du hundert Jahr noch lebſt, wird vorhalten? Du wirſt in ſeinem Blut herumwaten müſſen, ſo lang Du in der Welt biſt; es wird Dir über den Kopf zuſammenſchlagen. Denk' Dir, wenn Du Kinder haſt und die Leut' ſagen von ihnen: Der Vater iſt n' Moßerer geweſen, was kann da Guts ſein? — Und das iſt alles nichts. Leb Rother iſt eine Judenſeel', willſt Du die zu Grund' gehen laſſen?"

Das ſtürzte Chajim's Seele wieder in Traurigkeit. Er rief: „Gott, Gott, warum haſt Du mir das zugeſchickt? Was ſoll ich thun?"

Nach einer langen Weile ſprach Blumele: „Sag', Cha-

jim, wär' das ein Unglück für Dich, wenn ich nicht Deine Weib werd'?"

Chajim lächelte ungläubig. „Schöne Frag' das," meinte er.

„So hör' mich an, Chajim," begann Blumele in einem ungewöhnlichem Ton; „ich komm' Dir etwas sagen; Du wirst ausspeien vor mir, wenn ich nur ein Wort gesagt hab'. Du wirst mich dann hinausstoßen, Du wirst mir in's Gesicht schlagen, denn das was ich thun will, hast Du Dir nicht vorgestellt; ich kann dann nicht mehr Dein Weib werden."

Chajim horchte in Angst auf.

„Ich will zum französischen General gehen," sagte Blumele ganz tonlos.

„Was dort?"

„Ich will bitten für Leb Rother und Christoph."

„Du?"

Dem Chajim kam dieser Entschluß so wunderbar vor, daß er erst nach einer langen Weile hinzusetzte: „Und wenn er dir's abschlägt?"

Da fiel ihm Blumele mit einer heftigen Geberde um den Hals und raunte ihm etwas in die Ohren. Dabei erzitterte ihr ganzes Wesen und das Antlitz war in die feurigste Röthe getaucht.

Es mußte entsetzlichen Inhalts sein, was Blumele gesprochen, denn Chajim stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte von ihr fort.

„Gott sei davor," rief er, „die Sünde darfst Du nicht begehen."

„Misch' nicht Gott hinein," sagte das Mädchen beinahe ruhig, „ich thu's nur um seinetwegen. Ich hab's mit mir ausgemacht, Leb Rother soll nicht zu Grund' gehen."

Chajim aber weinte und jammerte fort. „Thu's nicht, Blumele, wehgeschrien, was hast denn Du versündigt, daß Du Dein Bestes wegwerfen willst?" Er bedeckte sich schamvoll das Antlitz, als hätte er den Entschluß Blumele's zu offen herausgesagt.

„So will ich allein gehen," sprach Blumele und ging schon zur Thüre. Da kam ihr Chajim vor; er warf sich seiner ganzen Länge nach neben die Thüre und verrammelte ihr so den Ausgang. Sein Angesicht war auf den Boden gedrückt. So lag er, ohne Äußerung, lautlos und still einige Minuten, während Blumele unschlüssig, was sie thun sollte, in der Stube auf und ab ging.

Mit Einem Male richtete sich Chajim langsam auf; er fuhr sich über die Stirne und blickte dann Blumele ohne Schmerz und Thränen an. Während jener Zeit war ihm jener Strahl, den wir Eingebung nennen, gekommen; er sah nun alles klar.

„Geh' nur, geh' nur," sagte er, „ich seh' doch, es ist Gotteswerk. Ein Judenkind geht um das andere hin; geh' nur. Und wenn Du willst, so führ' ich Dich selbst hin, denn auch das seh' ich, Du thust es um meinetwegen. Aber mein Weib mußt Du doch werden, Blumele."

Blumele flog auf ihn zu; selig umschlossen sich die Zwei. —

Zwei Stunden vor Mitternacht gingen Chajim und Blu-

mele fort. Die Nacht hatte ihre schönsten Sterne angethan, als wollte sie die That Blumele's recht beleuchten. Das Ghetto war still und stumm; als sie an das eiserne Gitter kamen, das ihnen der Stadttrabant öffnete, warf Blumele noch einen letzten Blick in die Gasse. Ohne ein Wort gingen sie weiter. — Der General wohnte auf dem Barmherzigen-Platz.

Der Soldat, der vor dem Hause Wache stand, strich sich mit einem schmunzelnden „Sacrebleu" den Schnurrbart, als das schöne Mädchen in so später Nacht Einlaß begehrte. Das Hausthor schloß sich auf — Blumele verschwand. — In der kalten einsamen Nacht stand Chajim draußen. Charaktere seiner Art nehmen wieder bald ihre ursprüngliche Färbung an, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn er seinen unendlichen Jammer in Thränen losgab. — Die Nacht war vorüber und die ersten Streifen flogen über den Morgenhimmel, als Blumele wieder kam. Der Schulklopfer ging mit dem Hammer, der zum Gebete weckte, durch die Gasse, als sie den Schloßberg erreichten. Der Mann schüttelte den Kopf. —

Am andern Tage wunderten sich die Leute gar sehr, als Leb Rother und Christoph „frank und frei" aus ihrer Haft kamen; es däuchte allen wie ein Wunder. Am Jom Kippur mußte Leb Rother Gomel benschen, d. h. Gott für seine Rettung danken. Man hat erst später gehört, was Chajim's Blumele für eine „Judenseele" geopfert hatte.

Alt' Babele.

Schreiende Knaben, die eben aus der Schule heimkehrten, verfolgten ein altes wahnsinniges Weib über den Preßburger Schloßberg. Ein Jammeranblick war's, dieses Weib zu sehen, wie es fliehend vor seinen unbarmherzigen Verfolgern daherschlumpte, ein großes Pack, das es in den Händen hielt, der Flüchtigen über die Füße schlug, unter der schmutzigen Haube graue Flechten hervorquollen, über die fahlen Lippen eilige Flüche herabstürzten.

„Hendl, wo ist Dein Kind," schrien die Knaben, „wo hast Du Dein Kind, Hendele?" Wenn sich nun ein solcher Ruf in der jauchzenden Rotte erhob, war es merkwürdig anzublicken, welche Veränderung in dem Antlitze der Wahnsinnigen vorging. Da war es nicht anders, als fegte ein furchtbarer Sturm darüber hin, und würfe die Wolken des Wahnsinns wie Kartenblätter auseinander, als träte dann die Vernunft, wie ein gefangen gehaltener Mond still und siegreich hervor!

Über den ganzen abschüssigen Schloßberg hatten die Knaben das alte Weib getrieben. Keine fromme Seele war ihnen

in den Weg getreten, sie an ihr frevelhaftes Thun zu gemahnen. Man läßt die Menschen dort überall gewähren, wo sie hassen und verfolgen lernen. So waren sie in die Gegend des Palffygartens gekommen, da wo er seine beiden grünen Thore der Judengasse zuwendet. Wie es immer zu geschehen pflegt, hatte sich auch diesmal unter den Knaben eine starke Seele gefunden, der sich die andern in unbewußter Unterwürfigkeit angeschlossen, und nachthaten, was diese aus angemaßter oder eingeräumter Machtvollkommenheit gebot. Das war das schwarze Maierl, so genannt von seiner Hautfarbe, die nun nicht viel Unterschied machte von einem gewöhnlichen Negerfell, das man aus historisch anbefohlener Liebe noch immer auf die amerikanischen Märkte bringt. Wer sich in diesem Augenblicke das schwarze Maierl so ansah, wie es mit dunkelroth gefärbten Wangen hinter dem wahnsinnigen Weibe einherlief und mit seinen Witzen die Knaben zu unauslöschlichem Gelächter hinriß, dem mußte die Seele in trüber Ahnung bluten. Man hätte stehen bleiben und ihn anreden mögen: „Knabe, was verfolgst du dieses Weib? Werde älter, laß Furchen der Erkenntniß über deine Stirne ziehen, verbrenne deine Lippen an dem Scheidewasser der Gesellschaft und dann gehe hin, und verfolge den Wahnsinn, wie und wo du ihn findest. Wir geben dir ihn in allen Sorten und Gattungen, heiligen und unheiligen, verjährten und momentanen; wir geben dir wahnsinnige Adler und Löwen, die triff, denen hacke die Augen aus, mache die Klauen stumpf!“

Wahrscheinlich fand sich aber Niemand, der so gesprochen, denn das schwarze Maierl schrie und jauchzte fort, daß auch ohne Trompeten- und Paukenschall die Mauern von Jericho eingestürzt wären .... wenn nur das schwarze Maierl dabei gewesen wäre! —

Dort bei den grünen Thoren des Palffygartens liegen gewöhnlich große Steinhaufen, womit man bei schlechtem Wetter den Koth auszufüllen pflegt. Über einen solchen Steinhaufen wollte der wilde Knabe die wahnsinnige Hendel jagen, damit sie darauf zu Falle kommen, und seiner Unterhaltung neue Reize verschaffen könne!

Aber die Sache kam anders, als sich das schwarze Maierl vorgestellt. Gerade in dem Augenblicke, als er lauter als zuvor: „Hendele, wo ist dein Kind?“ rief, und die Knaben begeistert darein stimmten, mußte sich etwas von der Seele des alten Weibes losgerissen haben, was wie ein schwerer Druck so viele Jahre darauf gelastet. Da war über diese Züge etwas geflogen, was man nicht Wahnsinn, aber auch nicht Vernunft nennen konnte. Eine Art thierischer Racheinstinkt war es wohl, als sie sich zu dem Steinhaufen niederbeugte, einen Stein ergriff, und zurückgewandt gegen ihre Verfolger, ihn von sich schleuderte. Als hätte der Stein willenbegabte, lebendige Kraft erhalten, als wär' er gefeit durch den Fluch des Weibes, flog er fort, fort, bis er an der Schläfe des schwarzen Maierl niederfiel. Maierl fiel mit ihm! —

Blut bringt zur Besinnung. Die rothe Farbe strömt

über Alles und verwischt die andern Grundtöne. Als das schwarze Maierl so da lag, mit der klaffenden Wundspalte unter der Schläfe, aus der sich ein dunkler Blutstrom ergoß, waren die Knaben still geworden. Sie umstanden lautlos den gesunkenen Anführer. Keiner hatte Lust, das edle Geschäft von zwei Augenblicken vorher weiter zu verfolgen. Der Wahnsinn entsprang.

Aus den Häusern und Gewölben kamen die Leute herbei. Sie gruppirten sich um den blassen Knaben, dessen Wangen jetzt gar nicht mehr so schwarz waren, wie früher, sondern bleich und fahl, etwa wie Linnen, das erst zu bleichen anfängt. Darum erkannten ihn viele nicht und hatten Mühe, unter dem fließenden Blute, das auf Wangen und Hals stockte, das bekannte schwarze Maierl herauszufinden. Da war auch ein steinaltes Mütterchen gekommen, das schon an achzig Mal die Bäume des Palffygartens mußte blühen gesehen haben. Das fragte einen von den Herumstehenden, ein dickes, feistglänzendes Gesicht, „Schmul der Trakteur" genannt: „Sagt mir doch', Rebb Schmul, was gibt es denn, daß die Leut' so herumstehen."

„Was es da gibt," antwortete Schmul der Trakteur, „n' Jüngel (Knabe) liegt da in seinem Blut, meschuge (wahnsinnig) Hendele hat ihn mit ein' Stein getroffen."

Als aber das Mütterchen auf den blutigen Knaben am Boden sah, hatte es ihn sogleich erkannt. Mit einem Schrei des tiefsten Erschreckens schlug es die Hände über der verblichenen goldenen Haube zusammen, und schrie mit herzbre-

chender Stimme: „Das ist ja Maierl, mein Inigel (Enkel). Maierl, was ist dir geschehen? Was ist ihm geschehen? Da liegt er ja todt und stumm! Maierl, Maierl, steh' auf und komm' mit mir daheim!"

Aber das schwarze Maierl regte sich nicht; eine heftige Ohnmacht hatte seine Sinne mit so starken Banden umzogen, daß es nicht einmal die Stimme seines Großmütterleins erkannte, die ihm doch unter allen Menschenlauten am weitesten zum Herzen kam. Da schrie und weinte das Großmütterlein, daß es den Stein hätte erbarmen mögen, der ihrem Enkel so viel Leid angethan, und noch am Boden neben ihm lag.

„Helft's ihm doch, helft ihm, Leut'," sprach es, „seht ihr denn nicht, daß er ist todt. Habt Mitleid mit ihm, er wird noch ganz verbluten: Weh' geschrien, daß mir so was hat zu kommen."

„Wird ihm gar nichts schaden, dem Jüngel," tröstete Schmul der Trakteur, „er soll die Leut' in Ruh' lassen, kein Kind ist sicher vor ihm, jetzt wird er's wissen."

Ein Blick des Vorwurfs fiel aus den Augen des Mütterchens auf den dicken Sprecher, aber dieser eine Blick war hinreichend, um ihn die ganze Tiefe seines Unrechtes fühlen zu lassen. Mit einem Sprunge war „Schmul der Trakteur" in den Kreis gefahren, hatte den Knaben vom Boden aufgerafft und über seine Schultern geladen. Das blutige Gesicht des Knaben reichte ihm bis an den Rücken, und beschrieb im Weiterschreiten lange rothe Spuren.

„Soll ich ihn zu sein Tate (Vater) auf dem Bergel tragen?“ fragte er das Großmütterlein.

„Nein, nein, tragt ihn lieber zu mir, Rebb Schmul, es wär' nicht schön, ihn so vor alle Leut' herumzutragen.“

So keuchte der dicke Träger mit seiner Last den Schloßberg hinan. Händeringend folgt ihm das Großmütterlein, ein über das andere Mal aus gepreßter Brust ein tiefes „Weh“ herausstoßend, bis die Beiden vor einem verfallenen Hause stillstanden, in welchem das Mütterchen wohnte. Dort hinein trug der gutmüthige Schmul den blutüberströmten Knaben. — —

Es war ein traulich stilles, dämmerndes Stübchen, wo das schwarze Maierl, Dank der Vorsorge und den kalten Bespritzungen, die sein Großmütterlein in reichlicher Fülle anwandte, wieder die Augen öffnete. Vor dem Fenster breitete ein uralter Nußbaum seine grünen Fittige aus, und brachte Schatten und Kühlung hinein. In der einen Ecke des Stübchens stand ein Schrank geschmückt mit Schalen und Gläsern. Über der Thüre war ein anderes kleines Gestell, worauf zinnene Teller wohlgescheuert und glanzblinkend, standen. Ihm gegenüber glänzte von der Wand ein in schwarzhölzernen Rahmen eingefaßtes Papier, worauf die Löwen Judas zu sehen waren, die das Wort „Misrach“ in Riesenbuchstaben über sich trugen. Darunter stand ein Spruch aus der Bibel, den man aber wegen der bedeutenden Höhe nicht recht lesen konnte. Ein alterthümliches Bett, mit einem Schemel davor, eine siebenzinkige Lampe, ein vier-

eckiger Tisch, wahrscheinlich ein Altersgenosse des Großmütterleins machten das Hausgeräthe des Stübchens aus, nicht zu gedenken des Fliegenklatschers, der auf dem Tische lag und eines jungfräulichen Kätzchens, dns sehnsüchtige Blicke nach den kleinen Milchtöpfchen warf, die auf der Kachel des Ofens standen.

Es war dem wilden Knaben so wohl und so wehe, als er die Augen öffnend, die Hände seines Großmütterleins auf sich liegen hatte; er fühlte nicht das Knochige ihrer Finger, und meinte, es seien linde Fächer, die ihm das heiße Blut kühlten. Er ließ mit sich thun und machen, ohne ein einziges Wörtlein des Widerspruchs zu wagen.

Zuerst entkleidete sie ihn; sie kniete selbst am Boden nieder, um ihn seiner Stiefel zu entledigen, zog ihm dann Rock, Hosen und Weste aus, und schickte sich an, den so entkleideten Knaben in das bereits offene Bett zu legen. Bei jedem Stücke, dessen sie ihn entledigte, murmelte sie leise Worte für sich hin, die aber in Maierl's Ohren wie süße Musik klangen. Plötzlich verzog sich das Gesicht des Großmütterleins zu einem wehmüthigen Weinen. Sie war bis auf's Hemd des Knaben gekommen, über das er sein „Arbeh Kanfes" trug. Aber in welch' vernachlässigtem Zustand! Die „Ziges" (Schaufäden) hingen aufgelöst aus den Endlöchern; an dem einen Loche fehlte die „Zizeh" ganz und gar. Da erhob das Großmütterlein jammernd die Stimme und rief aus: „Ach und weh geschrien! Was ist das für eine Zeit, wo die Kinder so schlecht geworden, daß sie „poßle Zizehs"

(schlechte Schaufäden) tragen. Warum hat mich denn Gott nicht schon lang von der Welt weggenommen, daß ich das auf meine alten Täg' noch muß erleben. Maierl, Maierl, schlecht Kind, was Du bist, was möcht der Dede (Großvater) sagen, wenn er das wüßt'? In sein' Grab möcht' er sich umdrehen und Ach und Weh schreien über sein Iuigel, was so schlecht ist geworden. Aber der Schem boruch hu (der, dessen Name gelobt sei) hat dich auch dafür gestraft, weil du so ein Posche Jisroel (ein Abtrünniger von Israel) geworden bist und so wird er's Jedem machen, der nicht besser wird als Du. Wär' Dir denn das zugekommen, Maierl, wenn Du kein so schlecht Kind wärst? Ach und weh geschrien, es gibt gar kein Jüdenkind mehr auf der Welt, es ist alles schlecht, alles schlecht." —

So klagte das Großmütterlein im gerechten Schmerz und seine Worte wären diesmal auf kräftigem Boden aufgekeimt — wenn sie der Knabe nur gehört hätte. Der aber lag wieder in tiefer Ohnmacht, in tieferer als zuvor. Als das Großmütterlein diesen Zustand bemerkte that es einen Schrei des Entsetzens und stürzte auf den Knaben, den es während des Redens hatte zurücksinken lassen. Kalte Bespritzungen aus dem Waschbecken brachten das schwarze Maierl nach einigen Augenblicken wieder zur Besinnung! Jetzt klagte das Großmütterchen nicht mehr; es beeilte sich vielmehr den Knaben in's Bett zu bringen. Es kostete einige Mühe bis das schwarze Maierl unter der Decke war. Mit zitternden Händen legte das „Babele" ihm die Kopf-

kissen zurecht, schob und dehnte die Decke, daß die Füß warm lagen und bedeckte ihm den Hals und die Hände.

Dann nahm sie den Schlüsselbund, der auf dem Tische lag und schloß mit einem Schlüssel den alten Schrank auf. Da stöberte sie lange, lange herum. Ein trockenes Husten verrieth endlich daß sie den Gegenstand gefunden haben mußte, den sie so eifrig suchte. Es war eine Reliquie aus alten, längst entschwundenen Zeiten, eine Reliquie deren einstmaliger Besitzer schon lange eine Beute hungriger Würmer geworden war — es war das „Arbeh Kanfes" ihres seeligen Mannes, dem Friede sei.

Wie eine duftende Rose hatte es das Babele aufbewahrt, wie eine duftende Rose, die man in Lenzespracht draußen vom Blüthenhange pflückt. Blattweise legt man die Blume in irgend ein stilles Buch und nun nach Jahren wird es wieder hervorgeholt und geöffnet. Da hauchen die Blätter noch immer Duft, und in diesem Dufte wallen leise, nebelhaft zerflossene Gestalten der Vergangenheit, die man nicht greifen, die man nur empfinden kann. —

Aber das Babele hatte zu allen diesen Erinnerungen im gegenwärtigen Augenblick keine Zeit. Schien es doch ganz und gar vergessen zu haben, daß es einmal einen gewissen „Langleser" gegeben, dessen „Arbeh Kanfes" jetzt vor ihm lag. Dieser Nachlaß des seeligen „Langleser" war aber mit seinem frühern Besitzer so identifizirt, daß man daraus seine bedeutende Länge schon von selbst entnehmen kann. Das „Arbeh Kanfes" des seeligen „Langleser" mußte nun

nicht viel Unterschied machen von dem berühmten Bett Sr. Maj. des Königs Og von Basan, das wie ich glaube, einige vierzig Ellen in der Länge hatte. Das schwarze Maierl hätte daraus Rock, Hosen und Weste und zum Nothfall vielleicht auch eine Kappe bekommen. Aber das Alles bedachte das Babele nicht! Sie hatte nur daran zu denken, wie sie dem Maierl das herrliche Amulet umthat. nach einigen Augenblicken gelang es, und so lag der Knabe in die Reliquie seines Großvaters, wie in einem guten warmen Rock eingehüllt.

Aber das Wichtigste hätte das Großmütterlein beinahe vergessen, wogegen wir an die achtzig Frühlinge der Bäume im Palffygarten erinnern müssen, die in ihrem Gedächtnisse tabula rasa gemacht hatten. Der Knabe lag nämlich baarhaupt im Bette. Heftig erschrocken wußte das Babele lange nicht, was es thun sollte? Woher eine Kopfbedeckung nehmen? Die Mütze des Knaben war von Blut ganz getränkt, die konnte man ihm doch nicht auffetzen? Da trippelte das Mütterchen in größter Verlegenheit im Stübchen umher, leise Worte vor sich hinmurmelnd, wovon der Sinn unverständlich war. Mit einem Mal verklärte sich ihr Antlitz wunderbar; sie hatte gefunden, was sie brauchte, und was meint ihr wohl, daß es war? — Babeles goldene Sabbathaube! Die setzte es dem schwarzen Maierl auf, der in nichts widerstand.

Da sah nun der Knabe aus, wie einer jener Könige aus frühern Zeiten, von denen die Sage geht, daß sie sich

mit der Krone auf dem Haupt zu Bett legten! Das lange „Arbeh Kanfes“ des Großvaters umhüllte ihn als Krönungstalar, daran waren die Schaufäden als Ordensbänder zu ſehen, ſo wie das geſtockte Blut ein prachtvolles Vließ herumgehangen hatte! Sogar hiſtoriſchen Werth hatte der ganze königliche Anzug wie weiland Kaiſer Karolus Magnus ſeiner; denn Großvater „Langleſer,“ und das Babele hatten ihn getragen und waren darin alt und lebensſatt geworden. Das Babele aber glich in dieſem Augenblicke einer grauen fränkiſchen Königin wie ſie ihrem Enkel die Krone aufs Haupt ſetzt.

Es war Abend geworden. Der Knabe lag im wildeſten Wundfieber und fantaſirte in ausſchweifenden Träumen. Bald ſchrie er den Namen „Hendl“ furchtſam aus, und duckte ſich dabei unter der Bettdecke zuſammen, als fürchtete er noch einmal von ihrem Stein getroffen zu werden. Bald mußte er ſich einbilden, er ſei ein „Kohn“ (Prieſter) und ſtünde in der Synagoge und ſänge dem Volke die Segnungsformeln vor! Denn er ſang wirklich eine jener uralten Melodieen, wobei er die Finger gerade ſo aufhob, wie es die Prieſter in der Synagoge machen. Dann kam ihm wieder das Schreckgeſicht der wahnſinnigen Hendel, und er kreiſchte in wilden, unartikulirten Lauten auf. Dazwiſchen klang, ſeltſam genug, das Abendlied der Vögel aus dem Palffygarten herüber und rauſchte der Nußbaum geheimnißvoll, als wollten ſie ihn locken und hinausziehen zu ſich.

In diesen Augenblicken gewährte das Antlitz des Großmütterchens einen unbeschreiblich rührenden Anblick. Bald fuhr sie dem Knaben über die heiße Stirne und benetzte ihn mit altem Wasser, bald sprach sie ihm linde schmeichelnde Worte zu, nannte ihn mit den süßesten Namen, vergleich ihn mit Geld, Zucker und Perlen, dann, wenn das alles nichts fruchtete, nahm sie den dicken „Sidur" (Gebetbuch) und sprach mit lauter Stimme einige Psalmen heraus. Die Vögel machten Musik dazu und der Nußbaum rauschte gar gewaltig.

Da tönten mit einem Mahl die drei bekannten Schläge eines hölzernen Hammers an der Hausthüre. Es war das das Zeichen zum Minchagebet (Abendgebet) das der Schulklopfer gab. Gleich darauf erhob sich das Großmütterlein und begann in dem alten Sidur eifrig zu beten. Sie hatte sich dabei gegen den Misrach (Ost) gewendet, weil noch dort Jeruschulaim liegt, sie bückte und beugte sich nach allen Seiten, und als sie in den achzehn Segnungen zu jener Stelle kam, wo man den Herrn des Himmels um Genesung seiner Kranken anfleht, mußte sich ihre Seele wirklich von allem Erdentand losgerissen haben. Da sprach sie so flehend, so innig und gläubig, als sähe sie Gott auf seinem Richterstuhl sitzen und trüge ihm ihre Bitte von Angesicht zu Angesicht vor. Wunderbar genug, hatte sich während dieser Zeit die Macht des Wundfiebers gebrochen und der Knabe lag still und ruhig in seinem Bett.

Das Großmütterlein betete noch. Da öffnete sich leise

die Thüre und herein trat ein schönes Mädchen. Das Babele grüßte die Eingetretene nur durch ein stilles Kopfnicken, und fuhr im Gebete fort, denn sie durfte nicht „maßßik“ sein, d. h. sie durfte ihre Lippen nicht zu weltlichem Gespräche öffnen. Doch der Knabe rief sogleich, als er sie sah, freudig: Golde, Golde, bist Du's wirklich? und streckte der Schwester, denn sie war es, unter der Bettdecke die Hände entgegen.

Die Schwester hatte sich auf's Bett zu Maierl hingesetzt und koste und schmeichelte ihm. Da schien sich aber des Knaben mit einem Male eine Art Abneigung gegen Golde bemächtigt zu haben; er duckte sich von ihr weg und schob die Hand fort, die sie beschwichtigend auf seine heiße Stirne gelegt hatte.

„Gelt, sagte er, Du hast den langen Landtagsherrn draußen vor der Thür' stehen und hast Dich nicht getraut ihn herein mitzubringen. Warum gehst Du nicht hinaus zu ihm Golde? Du kannst Dich mit ihm besser unterhalten, wie mit mir.

Mit fliegenden Pulsen fuhr das Mädchen bei diesen spitzigen Worten auf, und indem sie die Hand auf die Lippen des Knaben stürmisch legte, sprach sie mit bittender Stimme: Um Gotteswillen, sei still, Maierl, Du machst mich unglücklich, wenn Du auch nur ein Wort redst.

„Bist Du's nicht schon? meinte der kranke Knabe mit furchtbarem Hohn.

„Maierl, sprach das Mädchen, und Thränen liefen ihm

die Wangen herab, Du kriegst Zuckergebach von mir, wenn Du schweigst. Der Knabe lag einige Augenblicke in tiefen Gedanken, dann sagte er: Aha, das Zuckergebach, was Dir der Lange gegeben hat? Na das will ich nicht, das kannst Du Dir behalten. Du kannst mir alles Zuckergebach von ganz Preßburg herlegen, ich rühr's nicht an. Geh' nur fort zu Dein Juraten, er wird bald müd werden von Warten."

Herzinnig bat ihn die Schwester: Maierleben was hab' ich Dir denn Böses gethan, daß Du bist so bös auf mich? Habe ich Dir nicht immer Anbeißen (Frühstück) gebracht, wenn Dich der Vater hat fasten lassen, weil Du früh nicht bist in Schul' gegangen? War ich nicht immer gut gegen Dir (Dich)? Hab' ich Dir zum Schabbesobst nicht immer noch etwas zugegeben? Und wenn Dich der Vater hat wollen schlagen, weil Du beim Verhör aus dem Chumesch (die 5 Bücher Moses) schlecht bestanden bist, hab' ich da nicht die Thür' aufgemacht, damit Du auf und davon kommst? Und jetzt bist so bös auf mich! Wart Maierl, wie Du mir thust, will ich auch Dir thun. Denn so willst Du's Maierl!

Das Babele hatte eben ihr Gebet beendigt. Mit einer tiefen Verbeugung gegen den Ost, schloß sie die schweren Klammern des Sidurs, nach dem sie vorher auf die letzte Blattseite einen innigen Kuß gedruckt hatte. Sie schien von dem Zwiegespräch der beiden Enkel nichts vernommen zu haben; war es die Taubheit ihrer Ohren, war es die In-

nigkeit ihres Betens, was sie daran hinderte? Vielleicht beides zusammen.

Ehrfurchtsvoll nahte sich ihr das Mädchen und küßte ihr die welke Hand. Aber nicht wie sonst begrüßte das Großmütterlein die Enkelin mit freundlichem Worte; mit trockener Strenge fragte es: Wo bist Du denn so lang geblieben, Golde? Ist das schön und recht von Dir, daß Du so spät kommst auf Krankenbesuch zu Dein Bruder Maierl?

„Ich hab' viel gehabt zu thun, Babe, sagte das Mädchen mit am Boden gehefteten Blicken, indem sie die Stimme so laut als möglich zu erheben suchte, ich hab' viel zu nähen gehabt, auch war kein Mensch zu Haus.

„Red' hecher (höher, lauter), gebot das Babele; ich bin nicht nicht mehr von den Jungen, daß ich Dein Gepiep' soll verstehen.

„Ich hab' viel zu thun gehabt, wiederholte Golde mit schmerzlicher Anstrengung, sich vernehmlich zu machen.

Das schwarze Maierl in seinem Bette kicherte bei diesen Worten laut auf und sah höhnisch nach der Schwester. Diese stand ein Bild der Verzweiflung da, und faltete unwillkührlich die Hände, wie zum Gebet, gegen den unbarmherzigen Bruder.

„Und wo bleibt der Vater, fragte wieder die Babe.

„Er ist auf den Markt nach Tyrnau gefahren, entgegnete Golde.

„Und die Mamm?

„Ist noch gar nicht zu Haus gewesen heute.

„Da hat sich Golde „Simches Thora“ (Freudenfest) gemacht, warf der Knabe mit leisem Gelachter hin.

Länger vermochte nicht das Mädchen, dem Sturm dieser Spottpfeile zu widerstehen. Ein Strom bitterer Thränen brach aus ihren Augen, laut schluchzend warf sie sich in den Lehnstuhl und verhüllte mit beiden Händen das Antlitz.

„Was ist denn Dir Golde, fragte besorgt die Großmutter, vielleicht bist Du auch krank?

„Nein, Babele, sagte das Mädchen, indem es seine Thränen zu bemeistern sich bemühte, krank bin ich nicht. Aber ich fürcht vor Maierl, daß er uns nicht schwer krank wird. Soll ich um den Chirurgus gehen?

„Geh, geh, meinte das Babele, indem sie auf ganz eigenthümliche Weise den Kopf schüttelte, wer wird gleich den Chirurgus holen? Der ist gut wenn man ihn nicht braucht. Unser Maierl aber wird Morgen in aller früh schon in die Schul' gehen und sein „Amen“ nachschlagen. Ist's wahr Maierleben? Und wenn ihm dann besser wird, dann kriegt er von mir, da kriegt er von mir was? —

„Ein groß Stück Gugelhop,“ ergänzte der Knabe.

„Ganz gut, mein Kind, sagte unbeschreiblich lächelnd die Großmutter, ein groß Stück Gugelhop. Wenn mir aber Maierl die Hand drauf gibt, daß er Morgen in aller früh frisch und gesund ist, wie im Wasser der Fisch, so verzähl' ich ihm ein „Maissele“ (Geschichtchen) wie er's gar nicht schöner und besser gehört hat. Willst Du das mein Kind?

Lächelnd streckte der Knabe die eine Hand dem Groß-

mütterlein hin und sah es mit stummer inniger Liebe an. Golde hatte ihre Thränen schnell getrocknet, und den alten Lehnstuhl zum Bett gerückt, worauf die Babe Platz nahm. Das Mädchen selbst setzte sich zu Haupten des Bettes, um den Knaben nicht ins Gesicht zu sehen. Sie fürchtete sich vor ihm.

Das Babele begann:

„Vor vielen, vielen Jahren, das Babele war damals ihrem „Leser" noch nicht gezehet worden, da lebte in Preßburg auf dem Nikolaibergel ein Mann, der war ausgerufen in ganz Pehm, (Böhmen) Marrn (Mähren) und Ungarn. Der hat geheißen Rebb Paltiel Wolf. Auf der ganzen Welt hat es nichts gegeben, was der nicht hätt gewußt. Das ist gekommen daher, weil der Rebb Tag als Nacht hat gelernt und wenn man um zwölf Uhr in der Nacht ist an sein Haus vorübergegangen, hat man ihn können sehen, wie er über der Gemara ist gesessen und hat gelernt. Auf die gute Letzt hat er schon so bach (viel) gelernt gehabt, daß er gar nicht mehr gewußt hat, lebt er oder nicht. Damit will ich, Gott bewahr und beschütz mich, nicht sagen, daß er gar nicht mehr bei sich ist gewesen; sondern er hat alles vergessen, was um ihn ist vorgegangen. Er hat immer ausgesehen, wie Einer, der aus dem Grab herauskäm' wenn noch die Würmer hätten was an ihm übrig gelassen.

Rebb Paltiel Wolf hat auch ein Weib gehabt, das hat ihm ein Mädchen geboren. Als nun einmal Rebb Paltie über der Gemara sitzt und lernt, hört er Kinderge-

ſchrei und Weinen. Da hat er ſein Weib gerufen und geſagt: Eſther, was iſt das für ein Geſchrei, was mich nicht läßt lernen? Da hat ſie geſagt: Rebb, das iſt ja Dein Kind, das Kind, was ich Dir hab' geboren. — Und von der Minut' hat er's erſt gewußt, daß er ein Kind hat.

Gott verzeih's ihm, dem großen Frommen, deſſen Andenken gelobt ſei, er hat's immer vergeſſen, daß er hatt' ein Kind. Er hat ſich nicht umgeſehen auf ſich ſelbſt, wie hätt' er ſich ſollen umſehen auf ſein eigen Kind? Das war nicht Recht von ihm, denn das Mädchen iſt herangewachſen, iſt groß und ſchön geworden und in der ganzen „Kille" (Gemeinde) hat man geredt von Hendl, Rebb Paltiel Wolfs. Nur der Rebbe ſelbſt hat's nicht gewußt, der war wie blind, und hat nicht geſehen wie andere Leut. Sein Weib Eſther iſt ihm bald geſtorben. Als ſie am andern Tag ſein Anbeißen nicht hat gebracht zur gewohnten Stund', hat ſich der Rebbe ganz erſtaunt, wie lang' heut die Weiberſchul dauert. Denn er hat geglaubt ſie hat ſich dort verplauſcht. Da hört er auf einmal etwas weinen in der Stub und ſieht, daß es Hendl ſein Kind iſt. „Warum weinſt Du, mein Kind, hat er ſie gefragt.

„Warum ich wein', ſagt ihm Hendl darauf, warum haſt Du den Riß da auf dem Rock?" Da hat der Rebbe auf ſeinen Rock geſehen, der war zerriſſen von oben nach unten. Da hat er erkannt, daß ſein Weib todt iſt, und hat ſich hingeſetzt und geweint ſieben Tag und ſieben Nächt.

Da iſt Landtag nach Preßburg gekommen. Was ihr

jetzt ſeht, Kinder, das iſt wie nichts, was damals iſt geweſen. Das waren Zeiten! Tauſende von Fürſten, Grafen und Edelleut ſind gekommen, in Sammt, Gold und Perlen- und der Erdboden hat gezittert, wenn ſo Einer iſt aufgetreten mit Sporn und Säbel. Und die Augen haben Einen weh gethan von ſo viel Sehen auf Sammet und Gold. Da hat auch die ganze Kille vom Landtag gelebt und den ganzen Tag iſt der Schloßberg nicht leer geworden von Grafen und Fürſten, die ſind gekommen einkaufen und ausborgen mit ihren Gräfinnen und Fürſtinen. Das ſchöne große Haus auf der Stieg', was Rebb Chajim Schleſinger gehört, das iſt vom Landtag gebaut worden. Und auch andere Balbatim (Familienväter) ſind damals reich und groß geworden und Alles hat Nahrung gehabt.

Hendl Rebb Paltiels iſt den ganzen lieben Tag vor dem Landhaus geſtanden und iſt gar nicht müd geworden zuſehen die Pracht von ſo viel Kutſchen und Pferd und Huſſaren, Fürſten, Grafen und Edelleuten. Wen man zu jeder Stund' im Tag dort hat können ſehen, war Hendl Rebb Paltiels. Iſt ſie ſpät am Nachmittag zu Haus gekommen und hat dem Rebbe das Eſſen hingeſtellt, hat der geſagt: Hendl, wie kommt das, mir ſcheint, Mittag iſt ſchon lang vorüber? Sie hat aber darauf gemeint: Das Fleiſch hat nicht gewollt kochen, drum iſt es ſo ſpät geworden. Und hat er gefragt: Wo biſt Du ſo lang geblieben, Hendl? hat ſie drauf geſagt: Ich war ja daheim, und hab' genäht und geſtrickt. — —

Was ſoll ich euch länger verzählen, Kinder? was jed'

Kind weiß in Preßburg. Er deſſen Name gelobt ſei, ſoll jedes Jüdenkind vor dem bewahren, was Hendl Rebb Paltiels hat angeſtellt. Heiliger Gott Iſraels! warum haſt Du das zugegeben, warum haſt Du das der frommen Kille Preßburg zugeſchickt, daß ſich ein Kind ſo ſchwer hat verſündigen dürfen? Der ſchlechteſte Träger auf dem Schloßberg hätt' ſich mögen die Haar' ausreißen und ſo ein großer Zaddik (Frommer) hat's müſſen erleben.

Was ſoll ich euch länger verzählen meine Kinder, man hat Hendl Rebb Paltiels immer geſehen ſpazieren gehen mit einem Goi (Chriſten) der hat ihr ſchöne Sachen und Kleider gegeben und man hat nicht gewußt, wie nnd woher. Auf einmal hat man's gewußt, wie es iſt ſchon zu ſpät geweſen. Hendl, Rebb Paltiels war verloren, ſie war geworden — — Gott ſoll es ihr noch heut zu Tag verzeihen."

Ein Schrei aus dem Munde des Mädchens, das bis dahin ohne Äußerung zu Haupten des Bettes geſeſſen hatte, unterbrach hier mit einem Male die Erzählung der Großmutter. Der Knabe aber lag ſtarr und regungslos und trug die Zeichen der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit in ſeinem Geſichte.

Das Babele fuhr fort:

„Ihr könnt euch leicht vorſtellen Kinder, was man in Preßburg geſagt hat zu dem, was Hendl, Rebb Paltiels hat angeſtellt. — Man hat lang geſchwiegen vor dem Rebbe, weil man ſich hat gedacht, er wird's von ſelbſt ſehen. Da iſt es aber herausgekommen, wie es ſich Keiner hat gedacht.

Nämlich so: Am Schabbes Teschuba (Bußsamstag) da hat Rebb Paltiel Wolf in seiner Schul gedarschent (gepredigt) und hat geredet von der Schlechtigkeit der Welt und wie die Leut' jetzt gar nicht mehr so sind, wie sie einmal sind gewesen. In der Kille hat damals ein gewisser Löb Goldstein gelebt, von dem haben die Leut' gesagt, daß er am heiligen Schabbes fahrt und reit' und Geschäfte macht. Auf den hat Rebb Paltiel Wolf in seiner Derascha (Predigt) mit dem Finger hingewiesen und hat gesagt, die heilige Stadt Jeruschulaim wär' nur durch solche Menschen zu Grund gegangen und deßenwegen sein wir noch in der Fremd', weil solche Menschen unter uns sind. Wie die Leut' von der Derascha sind fortgegangen, haben sie unter einander geredt: Löb Goldstein hats heut' gut bekommen vom Rebbe, warum ist er auch so ein Posche Jisroel?

Das hat Löb Goldstein gehört, und ist am andern Tage zum Rebbe gegangen, und wie er ein ausgelassener Mensch war, der sich nicht um Gott und die Welt hat umgesehen, hat er zu ihm gesagt: Rebbe seid mirs mochel (verzeiht mir) Ihr habt mich gestern in euerer Derascha einen schlechten Menschen gescholten und einen Posche Jisroel. Noch einmal verzeiht mirs, Rebbe, ich bin ein großer Amhorez (Ignorant) und Ihr seid ein Rebbe — aber soviel weiß ich doch, daß Hendl, Rebb Paltiels in vierzehn Tagen eine Mihle (Beschneidung) machen wird.

Gott verzeih' mir meine Sünden! Ist das ein Schlag gewesen für den Rebbe! Der Schlag hat ihn auch auf der

Stell' getroffen, erſt in die Zung' und zuletzt ins Herz! Am andern Morgen war er todt! Erſt als die Schinne (Agonie) über ihn war gekommen, hat er auf einmal wie durch ein Wunder die Sprache wieder bekommen. An ſeinem Bett iſt Hendel geſtanden und hat bittere Thränen vergoſſen. Da hat ſich der Rebbe aufgeſetzt, die Hand ausgeſtreckt und zu ihr geſagt: Ich bin muſtech (ich bin ſicher), daß du ein Spott wirſt werden für Kinder und Kindeskinder; gebären wirſt Du, aber die Frucht von dem Leib wird werden weggenommen von der Benemmerin, Du ſollſt an deinem Kind keine Freud' haben; Du ſollſt's nicht kennen, Du ſollſt nichts wiſſen von ihm!"

Hier ließ ſich das Großmütterlein auf die Frage Maierls, was denn das wär' eine Benemmerin? in eine lange Erklärung dieſes Wortes ein. Benemmerinen ſind eine Art Hebammen, die mit böſen Geiſtern im Bund ſtehen, und den gebärenden Weibern die Kinder wegnehmen. Wo eine ſolche Benemmerin erſcheint, ſtirbt das Kind, oder bekommt einen Leibſchaden, zuweilen ſchieben ſie verunſtaltete Wechſelbälge an die Stelle der neugeborenen Kinder. Den Gebärenden ſelbſt machen ſie die Milch zu Kopf ſteigen, erregen ihnen Fieber, Wahnſinn, ja auch den Tod. Wo man ſie nicht ruft, ſchlüpfen ſie durch's Schlüſſelloch; auch als Katzen mit grünen funkelnden Augen hat man ſie geſehen, und wenn man ſolches Gethier nicht ſogleich mit einem kräftigen Beſenſtiel zu Paaren treibt, entſteht Unglück im Haus. Um ſich nun vor ſolchen Benemmerinen zu bewahren, geht man

im Augenblick des Gebärens zu einem Rebbe und läßt sich von ihm eine Art Talisman geben. Dieser besteht in einigen Blättchen beschriebenen Papiers, worauf der Schild Davids zu sehen ist, mit einigen kabbalistischen Sprüchen, deren Initialbuchstaben ein kräftiges Präservativmittel gegen dergleichen böse Geister sein sollen. Unter diesen Sprüchen steht einer von den Stufengesängen des Königs David. Diese Blättchen werden in der Stube der Wöchnerin über Thüren und Fenster aufgehängt und bleiben dort so lange liegen als diese das Bett hüten muß. Den männlichen Kindern legt man in der Nacht das Messer, womit sie morgen der Nation einverleibt werden, unter den Kopf; auch muß man die ganze Nacht bei ihnen Wache halten und „lernen" wozu man einen Rebbe mitnimmt. Der Gevatter, der das Kind zur Beschneidung trägt, muß in der Nacht oft nachsehen, ob dem Kind kein Unheil geschehen sei. —

„Von der Minute an, fuhr das Babele fort, hat Hendel Rebb Paltiels keine frohe Stund' mehr gehabt. Sie hat sich schier die Augen ausgeweint, aber hat das was genutzt. Mit einmal war sie wie verschwunden. Da haben die Einen gesagt: sie hat sich in die Donau geworfen, andere wieder haben sie auf dem „guten Ort" (Begräbnißplatz) gesehen, wie sie auf dem Grab ihres frommen Vaters ist gelegen und hat geweint. Es ist aber Alles nicht wahr gewesen. Da in der Stub', wo ich euch diese Maiße (Geschichte) erzähle, hat sie gewohnt und ist da geblieben so lang', bis sie in die Wochen ist gekommen. Sie hat eine Muhm' gehabt, die

war die Schweſter von ihrer Mutter, die hat ihr immer geſchickt zu eſſen; aber zu ihr iſt ſie nie gekommen, ſie hätt' ſich verſündigt, hätt' ſie nur angerührt an ihr.

Als die Zeit des Gebärens war gekommen hat Hendel große Furcht und Angſt bekommen. Man hat ſie können ſchreien hören, über den ganzen Schloßberg, Tag als Nacht. So jämmerlich hat ſie geweint und geſchrieen, daß man geglaubt hat, jetzt iſt's aus mit ihr. Am dritten Tag iſt es ſtill geworden, ſie hat ein Kind geboren gehabt, das war ein Jüngel. Als nun das Kind der Leiden war zur Welt gekommen, hat ſie es lang an ſich gedrückt und geſagt: Mein todter Vater hat mir geflucht, daß ich ein Spott werde werden für Kind und Kindeskinder, daß ich werde gebären, mein Kind wird aber durch eine Benemmerin wegkommen! Das ſoll aber nicht ſo ſein, ſo ſoll ich leben! Und hat das Kind treu überwacht und bei ſich behalten, drei Tag und drei Nächt', weil ſie immer gefürchtet hat, die Benemmerin könnt' kommen und ihr das Kind nehmen. Aber länger hat ſie das nicht aushalten können. In der dritten Nacht ſind ihr die Augen von ſelbſt zugefallen, ſo feſt, als wären ſie mit Riegeln verſchloſſen. Da kommt es ihr vor, eine weiße Frau, die ausſieht wie Eine, die man in Tachrichim (Sterbekleider) gehüllt hat, tritt zu ihrem Bett und nimmt ihr das Kind aus dem Arm. Sie aber kann nicht aufſtehen, die Füß' ſind ihr wie von Blei, ſie kann nicht ſchreien, das Wort bleibt ihr in der Kehle. Da ſchreit ſie endlich aus gepreßter Bruſt: Adonai Elohim! nnd ſogleich ſpringen ihr die Augen auf

und ſie ſieht wie die Benemmerin mit dem Kind ſchon zur Thüre hinauswill. Heiliger Gott Iisroels! Da iſt ſie aus dem Bett geſprungen, ſo wie ſie war, im Hemd und baarfußig und iſt der weißen Frau nachgeeilt bis an die Thüre. Dort hat ſie ſie ereilt und hat ſich mit ihr geſchlagen und geriſſen, bis ſie das Kind müſſen fallen laſſen und verſchwunden iſt. —

Am andern Tag hat man auf dem Schloßberg ein junges Weib geſehen, das iſt ſchreiend auf und abgegangen und hat geſchrieen: Wo iſt mein Kind, mein Kind, mein Kind?! Das war Hendl, Rebb Paltiel Wolfs, die ſchöne Hendl, die in der Nacht war wahnſinnig geworden. Man hat ſie am kalten Boden gefunden, das Kind neben ihr. Sie war wie todt! Als ihr der Doktor hat zur Ader gelaſſen, iſt friſches rothes Blut gekommen, aber die Beſinnung nicht wieder. Ihr Kind hat ſie nicht wieder erkannt. Seit dem Tag hat ſie es überall geſucht und ſo iſt wahr geworden, was der Rebbe in ſeiner letzten Stund' hat geſagt." —

Das Babele ſchwieg erſchöpft. Man hörte nur ein leiſes Schluchzen, das von dem Mädchen kam.

Plötzlich ſtand Golde auf, näherte ſich der Großmutter und küßte ihr ſtürmiſch die welken Hände. „Gott der Allmächtige ſei davor, ſagte ſie, ich will nicht werden wie Hendel, gute Nacht, Babele" — und ſchwankte heftig weinend zur Thüre hinaus! — —

Es war Nacht geworden. Der Knabe lag wieder im wilden Wundfieber und ſchien von ſchreckenden Träumen be-

wegt. Das Babele hatte Licht angezündet und betete bei seinem Scheine still und eifrig in dem Sidur, den sie wieder hervor gesucht. Bete, bete, gutes Babele! Du hast zwiefach zu bitten! für den einen Enkel, daß er am Leibe genese, für den andern, daß sein Leib und seine Seele rein bleiben von den Schrecken eines tiefen Falles! . . . Jetzt nickst du, jetzt schlummerst du! Ich hebe dir nicht einmal die Brille auf, die dir indeß entsunken — du könntest aufwachen und zürnen, und du hast den Schlaf nöthig!

Bewahre dich Gott und seine Heerschaaren vor allem Unheil, du liebes treues Babele! Es ist nicht das letzte Mal, daß wir von dir sprachen!

Schlemiel.

Unter Hunderten, die ihr um die rechte Bedeutung des Wortes Schlemiel fragt, werden neun und neunzig ganz gewiß zur Thürklinke greifen und ſich höflichſt entſchuldigen: ich weiß nicht. Aber der Hundertſte, der das zu ſagen weiß, bin gerade ich — und wenn dieſes Geſtändniß auch nicht nach Beſcheidenheit riecht, ſo muß man ſich denn doch damit begnügen, vorausgeſetzt, daß es kein Andrer thut! —

Wenn ein Menſch linkiſche und ungeſchickte Manieren hat, ſo ſagt man im Ghetto von ihm: er iſt ein Schlemiel! Einem Schlemiel fällt das Butterbrod immer auf die fette Seite, und wenn andere Leute eine Gelegenheit beim Kopf erfaſſen, ſo bekommt ſie der Schlemiel höchſtens bei der kleinen Fußzehe und ſie entwiſcht ihm! Auf ſeinem Handel und Wandel liegt fingerdick das Pech; er ſteigt gleichſam durch ſein ganzes Leben mit dem linken Fuß aus dem Bett. Vom Glück ſieht er überhaupt nur die Seite, die einem Feldherr an ſeinem Feinde die liebſte iſt. „Gebt einem

Schlemiel Gold in die Hand, haben die Leute im Ghetto einen Spruch, und es wird Kupfer daraus, laßt's ihm das Kupfer und es wird schlechtes Blei;" wir setzen noch hinzu: nicht einmal gut genug, um es zu einer Kugel zu drehen und vor den Kopf zu schießen! —

Das Alles beweist, was es ein für ein Unglück ist, ein Schlemiel zu sein. Aber es ist mehr als das — es ist ein ganzes Fatum.

Ich habe mich lange besonnen, ob es nicht ein gewagtes Unternehmen sei, so ein Fatum abschreiben zu wollen. Denn man sollte eigentlich über dieser Lebensfigur, mit deren rostigen Dolche man doch spielen will, immer sehr hoch stehen. Denn wie leicht kann es sich ereignen, daß dieser Dolch mit einem Mal selbstständige Gedanken bekommt und nach dem Schreiber zuckt? Werden die Leute, wenn sie bis zur letzten Blattseite gelangt sind, sich nicht denken: der hat von einem Schlemiel geschrieben und ist doch selber Einer?? —

Nun gut, so wandern wir zusammen, der geschriebene und der schreibende Schlemiel, der Unsterblichkeit entgegen. denn unsterblich ist doch einmal das Schlemielthum und der letzte Mensch, der einst zu dieser Welt hinausgehen wird — wird auch der letzte Schlemiel sein! — —

In unserer Geschichte spielt aber, zu meinem Troste, nicht sowol ein Dolch, als vielmehr ein altes Haus die wichtige Rolle des Fatums! Vor seinem Einsturz kann man sich schon besser hüten. —

Eines Morgens konnten die Leute im Ghetto lange dar-

auf warten, bis die drei bekannten Hammerſchläge des Schulklopfers an den Thüren ertönten, zum Zeichen, daß es Zeit ſei, in die Synagoge zu gehen. Es war nämlich ein Todter in der Gaſſe und fromme Schulgänger, die auch ohne das gegebene Klopfzeichen in die Synagoge gingen, erfuhren, daß Rebb Iſſerl Gloſer in der Nacht plötzlich vom Schlage getroffen, verſchieden ſei. Die Meiſten ſprachen zu dieſer Nachricht andächtig: Boruch Dajin emes*) und hielten ſich nicht weiter auf; denn der Morgen war eiskalt und von den Dächern hingen die Eiszapfen herab.

Vor jenem unförmlich großen, zweiſtöckigen Hauſe, das hart an der Fleiſcherbank ſteht, ſah man in früher Stunde zwei Männer, jeder den Tallisbeutel**) unter dem Arm, in tiefem Geſpräche begriffen. Der eine von den Beiden, ein noch junges, kluges Geſicht mit ſchelmiſch herausſpringenden Augen, blickte zu den Fenſtern der offenen Stube, wo der Todte lag, lange hinauf. Dann ſagte er: „Der iſt alſo auch todt. Gibſt du ihm noch lange Zeit, Koppel?“

„„Wem?““ fragte der Andere, „„meinſt du Rebb Iſſerl Gloſer? der iſt noch nicht zwei Stunden geſtorben.““

„Narr,“ entgegnete Jener darauf, „weiß ich denn nicht,

*) Gelobt ſei der gerechte Richter — die gewöhnliche Gebetformel, wenn man die Nachricht von dem Tode eines Ghettobewohners erhält.

**) Tallis heißt der zeugene Ueberwurf, den man beim Gebete — zur größern Andacht — um ſich ſchlägt.

was ich red'? Ich bin nicht auf den Kopf gefallen, Rebb Isserls Sohn mein' ich — den Schlemiel."

„„Ich soll sterben, wenn ich dich versteh' Schlome, betheuerte Koppel, was willst du mit dem Schlemiel?""

„So gib Acht auf das, was ich dir jetzt werd' sagen, begann der mit dem klugen Gesicht und seine Augen hatten dabei einen merkwürdigen Ausdruck. Gib Acht, was ich dir jetzt thu' sagen. Vor Allem aber mußt du mir eingestehen, ob du schon hast gehört ein lügnerisch Wort aus Schlome Katz Mund herauskommen? oder ob Schlome Katz ein Prahler ist, einer, der sich eine Kett' von Mesch *) umbindt und hat nichts daran?"

Gegen diese Frage hatte Koppel nichts einzuwenden. Er schwieg also.

„Also gib Acht, fuhr der Kluge fort, nicht zehn Jahr werden vergangen sein, da wird zu den Fenstern von derselben Stub', wo jetzt Rebb Isserl Gloser liegt, Einer herausschauen, der wird anhaben einen guten warmen Schlafrock, wie unser Vorsteher, der von sein eigen Geld lebt, und wird rauchen aus einer großen mit Silber beschlagenen Pfeif — und der wird heißen Schlome Katz."

„„Bist du sinnedig **) Schlome?"" rief Koppel lachend.

---

*) Mesch, abgekürzt statt Messing. Er will damit den höchsten Grad von Großthuerei bezeichnen, eine solche Kette zu tragen, woran keine Uhr ist.

**) Bei Sinnen.

„Lach' du nur zu,“ ſagte der Andere, meinetwegen halt' mich für einen Lügner, für einen, der nicht werth iſt, daß man ihm ins Geſicht hineinſpeit. Der Bauer hat ein gut Sprichwort: Du zeigſt mir das Fenſter und ich ſeh', daß es die Thüre iſt. Rebb Iſſerl Gloſerl liegt noch auf der Erd und ich ſeh' ſchon zu ſeinem Fenſter heraus. Narr, erſt will ich durch die Thür gehen und den Schlemiel herausjagen, darnach will ich mir den Schlafrock anſchaffen. In zehn Jahr kannſt du mal vorbeigehen, da werd' ich dich dran ermahnen. Was hab ich zu dir geſagt, Koppel? Gehört das Haus nicht mein?“

Nach dieſer begeiſterten Rede ſah Koppel dem Sprecher lange in die Augen. Dann meinte er treuherzig:

„„Bei meinem Kopf, Schlome, ich glaub', Alles trifft ein, was du dir vornimmſt, denn nicht umſonſt heißt du Schlome Katz. Wie eine Katz haſt du auf Rebb Iſſerls Tod abgewart und möchtſt jetzt auf den Schlemiel losſpringen. Spring nur zu, Schlome, ins Gan Eden*) wirſt du damit nicht ſpringen.

„Er iſt ein Schlemiel,“ ſagte Schlome kurz und verdrießlich und wandte ſich ab, indem er in ein Seitengäßchen einbog. Koppel ging ebenfalls. — —

Es war das eines jener gewöhnlichen Geſpräche, wo es ſich um nichts Geringeres handelt, als um unſer Hab und Gut, auf das man „ſpekulirt,“ ohne daß wir uns gegen

*) Das Paradies.

diesen Ueberfall in Gedanken, diesen Raub an unserer Zukunft wehren können. Wir wissen auch, daß wir vor dem Hause Schlemiels stehen, und was allenfalls uns noch unbekannt ist, soll sich augenblicklich aufklären. Einstweilen bedauern wir nur, daß er von dem ganzen Gespräche kein Wort gehört hat, denn das hätte ihm doch mehr genützt, als wenn ihm sein Vater noch ein Haus und ein Paar Tausend Gulden mehr hinterlassen hätte. Seine Geschichte wäre uns dann wahrscheinlich nie zu Gesicht gekommen. —

Dieser Schlemiel gehörte zu jener Gattung Menschen, wie man sie im Ghetto nicht brauchen kann. Er hieß eigentlich Anschel, aber seit seinem dreizehnten Jahre hieß er bei den Leuten im Ghetto nicht anders. Wir werden sogleich sehen, warum?

Damals war nähmlich Anschel bar-Mizweh geworden, d. h. er hatte das gesetzmäßige Alter erreicht, wo man nach den Begriffen unserer Rabbinen fähig ist, alle sechshundert und dreizehn Ritual- und Ceremonialgesetze über sich zu nehmen. Die heiße Sonne des Orients hatte schon vor so und so viel tausend Jahren das Blut der jüdischen Knaben reif gekocht, warum sollte sie dieselbe Wirkung nicht auch in unserem Klima haben, wo man noch oft um Ostern den Schnee von der Thüre fegen muß? — Der Tag dieser Mannwerdung ist ein entscheidender Augenblick in dem Leben eines jeden Knaben; wie eine weiße, leuchtende Säule steht er da, auf die die Leute wie auf einen Meilenzeiger sehen.

Er war auch für unſern Anſchel mit allen Freudeſchauern angebrochen.

Am Sabbath mußte er in der Synagoge, wie das Sitte und Brauch iſt, den Wochenabſchnitt aus der Thora vorleinen (leſen) und das ganz laut vor der ganzen Gemeinde. Es iſt das kein ſo leichtes Kunſtſtück, als man wohl glaubt, und es würde mancher Profeſſor, der ſchon tiefe Blicke in die Sprachlehre der Offenbarung geworfen hat, ſich gar ſauer den Schweiß von der Stirne wiſchen. Die Buchſtaben in der Thora ſind nähmlich gar nicht punktirt — dies wäre noch das Wenigſte; aber ſie werden noch mit einer Art Geſang begleitet, der wieder ſeine beſtimmten Regeln und Noten hat. Man muß alſo hier gleichſam zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Wie leicht iſt es da nicht, zu fehlen, und das vor einem Publikum, das jede Irrung des Vorleſers viel ſtrenger beſtraft, als wir die falſchen Triller im Theater! Die Leute haben da immer ihre punktirten und notirten Bibeln vor ſich auf den „Ständern" liegen und wiſſen es genau, wenn der Vorleſer ſich geirrt hat. Das iſt dann ein Ziſchen und ein Zurechtweiſen, daß Einem die Sinne vergehen können!

Anſchel hatte aber nicht die geringſte Furcht; er war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er ſelbſt im Schlafe nicht das kleinſte Pünktelchen ausgelaſſen hätte. Mit keckem Muthe war er vorgetreten, nachdem ihn der Vorſänger „aufgerufen" und auf dem Schemel geſtiegen, den ihm der Schuldiener, da er nicht bis zur Thora hinaufreichen konnte, aus weiſer

Vorſicht untergeſtellt hatte. Es ging auch alles vortrefflich; kein Rebbe wäre beſſer beſtanden. Sein Vater, Rebb Iſſerl, hatte ſchon mehrmals durch ein beifälliges Schneutzen ſeine innere Bewegung knnd gegeben. Oben aber in der Weiberſchul hielt eine Frau gar tief den Kopf zu den Blättern des Gebetbuches niedergebogen — damit man ihre Thränen nicht fließen ſehe; es war die Mutter Anſchels.

Gerade als er aber im beſten Zuge war, bemerkte Anſchel über der Thora hinweg, wie der kleine Schlome Katz, der um nicht viel älter war als er ſelbſt, von ſeinem Vater einen Stoß in die Rippen bekam, weil er, anſtatt acht zu geben, was „vorgeleint" wurde, lieber zu der Weiberſchul' hinaufblickte, wo gar ſchöne Frauen durch die hölzernen Gitter zu ſehen waren. Dieſer Umſtand wirkte auf unſern Anſchel ſo heftig, daß er auf dem Schemel und in der Seele das Gleichgewicht verlor und einen gefährlichen Fall herababthat. Die Parade der Bar-Mizweh hatte damit ein Ende. —

Das war der bedeutungsvolle Moment in dem Leben unſeres Freundes, und der Meilenzeiger, auf den man nun den „Schlemiel" hinſchrieb. Denn als Anſchel verwirrt und zerſchlagen ſeinen hohen Standpunkt verlaſſen mußte, ſo lispelte der Schlome Katz, an dem er vorüberkam, ſo mit einer häßlichen Grimaſſe durch die Zähne: Warum biſt du ſo n' Schlemiel? Und wie er weiter ging, ſchien dieſes Wort das allgemeine Loſungszeichen zu ſein, überall hieß es und tönte ihm entgegen: Warum biſt Du ſo n' Schlemiel?

Die Leute ſprechen oft im dunklen Bewußtſein ein Urtheil aus, deſſen Beſtätigung ſie erſt viel ſpäter finden. Sie hatten die eigentliche Natur unſeres Anſchels ganz richtig erkannt. —

Von Schlome Katz müſſen wir hier übrigens ein Weiteres erwähnen, weil das eine Perſon iſt, die nun einmal beſtimmt iſt, im Leben unſeres Anſchels eine wichtige Rolle zu ſpielen. Schlome war nämlich ſein perſönlicher Feind.

Dieſe Feindſchaft datirte ſich eigentlich ſchon von den Großältern der beiden Knaben und beruhte auf einem ganz feſten Grunde; ſie ſtand auf nichts weniger als auf einem Hauſe. Das Haus nämlich, welches Rebb Iſſerl Gloſer gehörte, war einſt im Beſitze der Familie Katz. Der Großvater Schlomes war aber eine Art leichtſinniger Menſch, der ſich das ganze Jahr lieber Jontef (Feiertag) machte, als im Geſchäft abplagte; auch ſpielte er ſehr gerne, und in kurzer Zeit war im Dienſte von „König und Aß“ das ſchöne zweiſtöckige Gebäude verthan. Im „Ghetto“ ſagte man, der Großvater unſeres Anſchels hätte es ihm „abgeſpielt“, was aber aller Wahrheit ermangelt; er hatte es nur um einen Spottpreis an ſich gebracht. Genug, in der Famile Katz konnte man den Verluſt des theuern Stammhauſes nicht verſchmerzen, die Wunde brannte und blutete, als wäre ſie mit Höllenſtein beſtrichen. Das geſchah beſonders jeden Sabbat, wenn der alte Katz, nachdem er ſeinen Mittagsſchlaf abgethan, zu den Fenſtern ſeiner Wohnung heraus das Haus erblickte, das ihm gerade gegenüber lag. Dann pflegte er unter Gäh-

nen tief aufzuseufzen und sagte zu seiner Frau gewöhnlich: Mein Vater im Grab hätte mit dem Haus doch nicht sollen so voreilig thun; es könnt' noch in der Familie sein, und ich braucht' dann kein' Zins zu zahlen. So aber haben die alten, vorzeitischen Leut' gar nicht gedacht auf ihre Kinder, und wenn mein Vater (dessen Andenken gelobt sei) sich hat können einen guten Schabbes machen, hätt' er noch sechs Häuser verkauft." Es ist leicht erklärlich, wenn man die nähmlichen Worte zwei und fünfzig Mal im Jahre hört, daß sie sich zuletzt wie Wassertropfen in der Seele Schlome's versteinten. „Schlome, sagte man oft zu ihm, wenn du groß wirst, muß du wieder das Haus zurückkriegen, denn die drüben haben's uns gestohlen." Schlome schnitt dann immer eine häßliche Grimasse hinüber, die wol so viel bedeutete, als: „Ich kriegs schon, laßt mich nur größer werden." —

Je älter er wurde, desto stärkere Wurzeln wuchsen dieser Feindschaft; sie war zuletzt zu einem so gewaltigen Baume aufgesproßt, daß er mit den Zweigen stündlich hinüberreichen, und das Haus, so zu sagen, bei den Haaren herbeiziehen konnte. —

Zwischen beiden Knaben hatte sich schon frühzeitig der Abstand ihrer Naturen geoffenbart. Der Sohn des Hausbesitzers war linkisch, ungeschickt und schlotternd, Schlome hingegen flink und gelenkig, und hatte das rechte Wort immer bei der Hand. Dadurch warer schon früher auf den Wahn gekommen, Alles, was er dem „Schlemiel" anthun könne, sei erlaubt und bedürfe erst keiner Ueberlegung. Denn es

liegt in der Natur ſolcher Menſchen, daß ſie alles Linkiſche und Unpraktiſche, wie einen Druck vom Stiefel, nicht ertragen können. Sie betrachten das nicht als ein Unglück oder eine Strafe des Himmels, ſondern wie eine geſtrandete Waare, die der erſte Beſte, der des Weges kommt, ſich zueignen kann. —

Beide Knaben waren nach der „Bar-Mizweh" ins „Geſchäft" gekommen. Schlome griff ſogleich Alles mit Leichtigkeit an und in Kurzem hatte er alle Schliche und Griffe gelernt, die eben das „Geſchäft" erfordert, etwa, wie man einen „alten Kammertuch" ſo zu drehen und zu wenden weiß, daß es wie neu ausſieht, oder wie man ein durchlöchertes Seidenband ſo handhaben muß, daß man die Fehler nicht bemerkt, oder endlich, wie man ein veraltetes Kattunmuſter als von der neueſten „Façon" anpreiſt. Die Leute hatten ihre Freude daran, wenn ſie den Schlome ſahen, wie er auf den Märkten in ſeiner Bude auf und abſprang und ſein lazinj lazinj, Kupte (wohlfeil, wohlfeil, kauft) über den Markt ſchrie, daß die Kunden haufenweiſe herbeikamen. Da mußte man nun ſehen, wie er einer Bäuerin in die dicken Wangen kneipte, und einer andern die fleiſchigen Hände hätſchelte. Eine dritte fragte er mit zärtlicher Sorge, was denn der Pan Waćzlaw, ihr Mann, oder der Honża ihr Söhnlein, machten. Er wußte zwar von der Exiſtenz beider ſehr wenig — aber fragte doch. Gewöhnlich erreichte Schlome auch einen doppelten Zweck; die Bäuerin gab immer um einige

Groſchen mehr und die Leute ſagten von ihm: Das Schlomele iſt ein Barjen *), der wird mal groß werden.

Wie ganz anders verhielt ſich Anſchel im „Geſchäft“! Sein „Lazinj“ klang ſo verdroſſen, ſo ohne alle Ueberzeugung über den Markt, daß es Niemanden Wunder nehmen konnte, wenn ſich kein Kunde darauf einſtellte. Man konnte nicht gerade ſagen, daß es ihm an Willen fehlte, im Gegentheil er hatte Ueberfluß daran; aber wie das bei Leuten ſeiner Gattung gewöhnlich iſt, ging dieſer Wille auf ſo hohen Stelzen, daß er jeden Augenblick umfiel. Wollte er z. B. wie Schlome Katz einer Bäuerin in die Wangen kneipen, ſo griff er ſo tief, daß ein rother Fleck zurückblieb, oder er that es ſo leiſe, daß ſie es nicht fühlte. Schlome traf überall das Rechte, bei ihm war es der Erguß einer theilnehmenden Seele, bei Anſchel ſah es wie Spott aus. Bald ſchnitt er zu viel, bald zu tief in den Zeug. „Er iſt n' Schlemiel,“ ſagte Rebb Iſſerl bekümmert, die ſtille Mutter meinte, es würde ſchon beſſer werden. Und da er nicht anders ward, ſagte er wieder: Ich möcht' nur wiſſen, wie ich zu ſo n' Schlemiel gekommen bin; da ſchwieg ſchon die ſtille Mutter. Nach vielen Jahren ſprach der alte Iſſerl, der überhaupt kein Mann von Reden war: Ich wett', der kommt noch mal um unſer Haus; er iſt ein zu großer Schlemiel. Da that die ſtille Mutter noch mehr als ſchweigen, ſie war nämlich ge-

*) Barjen, ein tüchtiger, gewandter Menſch.

ſtorben — und heute war wieder ein Todter in der Gaſſe. Anſchel war noch immer der alte Schlemiel!

Kein Menſch im ganzen Ghetto mochte begreifen, warum ſich der Anſchel ſo verzweiflungsvoll geberdete, als man am folgenden Tage die Leiche ſeines Vaters ins Grab ſenkte. Er zitterte ſo heftig am Leibe, als der Schameß (Schuldiener) ſich ihm nahte, um ihm den gebräuchlichen Trauerriß in den Rock zu ſchneiden, daß ihm das Meſſer in die Hand fuhr, und das helle Blut herausfloß. —

Die Leute, die ihn ſo ſahen, und immer nur das Nächſtliegende vor Augen haben, dachten ſich: Was hat der Schlemiel ſo zu weinen? Der iſt jetzt ein „gemachter Menſch.“ Wenn man den Leuten nur Alles ſagen könnte!

Es gibt Augenblicke, wo ſelbſt ſo unſeelige Naturen, wie Anſchels zum vollen Bewußtſein ihres Jammers gelangen. So fiel es ihm jetzt erſt ein, wie viel da mit ſeinem Vater begraben werde. Sein ganzes Benehmen, ſeine Ungeſchicklichkeit ſtand vor ihm, nie ſchien ſein Unſtern ſo unheilvolle Strahlen zu werfen. Es war ihm, als müſſe der „Schlemiel“ jetzt aus ihm heraustreten und ſich da bei den andern Todten begraben laſſen. Als er aber einmal aufſah, erblickte er Schlome Katz neben ſich, wie der mit einer Art furchtbarer Geſchäftigkeit Scholle auf Scholle auf die Brettrr hinunterſchaufelte, ſo daß es ihm in Schnelligkeit Niemand gleichthat . . . Eine dunkle Knabenerinnerung zuckte ihm

durch den Kopf; er sah sich wieder bei der Thora; er las den Wochenabschnitt, der Schemel fiel um — und darauf hörte er die heisere Stimme Schlome's. Warum bist Du so'n Schlemiel? — Darum zitterte er so heftig als ihm der Schuldiener in den Rock hineinschnitt; es kam ihm vor, als käme das von Schlome Katz. —

Wir bedauern, aus dem Leben Anschels nur herausgerissene Blätter liefern zu können: denn das ist das eigenthümliche Schlemielthum; weniges genügt, um es zu begreifen. —

In der Schiewe*) dachte Anschel sehr ernstlich nach, wie er in Zukunft ein anderer Mensch werden könnte. Tausend Pläne gingen ihn durch den Kopf, aber nur einer blieb haften; er wollte nämlich heirathen.

Nun, zu einer Frau ist im Ghetto bald verholfen. Es hatte schon Einer für ihn gesorgt, das war aber Schadchan**) Rebb Hasch, der hatte schon zu Lebzeiten des Vaters auf ihn ein Auge geworfen. Er kam eines Tages zu Anschel und trug ihm in beredter Sprache eine sehr gute „Parthie" an. Anschel besann sich nicht lange, und willigte ein, daß sie beide am Cholemoëd***) zusammen nach Kollin fahren und die Braut beschauen wollten.

*) So heißen die sieben Tage, die man in Trauer um die Verstorbenen zubringt.

**) Schadchan, sogenannte Ehewerber, deren Geschäft darin besteht, „Parthien zu reden."

***) Cholemoëd: die Halbfeiertage des Ostern- und Laubhüttenfestes.

Die ganze Angelegenheit wurde übrigens so geheim gehalten, daß bis zu jener Zeit kein Mensch errieth, was Anschel beginnen wollte. Am Cholemoëd, wo Alles, was dem Glück eine Braut abgewinnen will, auf die „Beschau" geht, war auch Anschel darunter. Draußen vor der Stadt, wo die Alleen anfangen, stand die Gelegenheit, ein einspänniges Wägelchen, das unsern Freund nach dem gelobten Lande seiner zukünftigen Frau führen sollte. Rebb Hasch, der Schadchan wartete schon seiner, denn man wollte nicht, daß die Leute in der Gasse wüßten, wohin sie gingen. —

So fuhren sie dahin. Anschel saß ganz still im Wagen, und in seinem Innern stiegen wie auf einer Jakobsleiter schöne Bilder seiner noch ungekannten Braut auf. Schon jetzt, wo er ihr nur entgegenfuhr, fühlte er schon einen andern Menschen in sich. Sein Begleiter Rebb Hasch zog indeß die Gebetriemen hervor und betete, Anschel hatte das schon zu Hause gethan; denn er wollte im Wagen mehr Zeit zum Nachdenken gewinnen. Plötzlich, als sie sich einem Wirthshause an der Straße näherten, stieß der Schadchan einen Schrei aus.

„Was ist's, Rebb Hasch," rief Anschel.

„Bei mein Kopf," schrie er, dort steht Schlome Katz."

„Und wenn?" meinte Anschel.

Der Schadchan aber schüttelte den Kopf; es war ihm offenbar nicht recht, den Schlome Katz hier auf der Straße zu finden, und das gerade heute.

Vor dem Wirthshause, zu dem sie nun sogleich kamen,

ſtand eine Kutſche mit zwei Pferden, die eben getränkt wurden. In dem Thore aber ſtand kein Anderer, als Schlome Katz, den der Schadchan mit ſeinen ſcharfen Augen wirklich erkannt hatte. Er ſtopfte ſich gerade eine ſilberbeſchlagene Pfeife, und bei dieſer Gelegenheit konnte man hellfunkelnde Ringe an ſeinen Fingern bemerken.

„Wehgeſchrien," ſagte der Schadchan leiſe, „der geht auch auf die „Beſchau."

„S'Gotts willkumm," rief ihnen Schlome entgegen, als ſie an ihn vorüber fuhren, „wo gehſt Du hin, Anſchel? auf die „Beſchau?"

Anſchel wurde feuerroth, da er ſein Geheimniß ſo verrathen ſah.

„Nu, Maſel Tow (gut Glück) auf den Weg, lachte Schlome, „und gieb Acht, daß Du kein Schlemiel biſt." —

Als ſie eine Strecke hinter dem Wirthshauſe waren, ſah Rebb Haſch noch immer aus dem Wagen zurück, und ſein Geſicht ſchien ſehr beſorgt. Anſchel, der dieſe Vorſichtsmaßregeln nicht begriff, fragte ihn: „Was guckt Ihr denn in ein' fort, Rebb Haſch?"

„Weil ich Furcht hab'", ſagte jener, „daß uns Schlome Katz nicht nachkommt. Er ſieht mir zu ſchön aus, der geht gewiß auch auf die Beſchau."

Hierauf befahl er dem Kutſcher, ſchneller zu fahren. Erſt als ſie wohl eine Stunde hinter dem gefährlichen Feinde ſich befanden, wurde das Geſicht des Schadchans viel fröhlicher, und man begreift wohl warum? Er fürchtete für

seine „Parthie.“ Gegen Mittag kamen sie am Orte ihrer Bestimmung an. Es that unserm Anschel sehr wohl, als er bemerkte, welches Aufsehen seine Ankunft in der Gasse verursachte. Die Leute müßten es ihm auch von der Stirne lesen, daß er auf die Beschau kam.

Während Rebb Hasch gleichsam als Gesandter Anschels vorausging, um ihn im Hause seiner künftigen Schwiegeraltern anzumelden, war Anschel in der Garküche zurückgeblieben. Hier hatte er ein strenges Verhör von der Frau Garköchin zu bestehen; woher er käme, wohin er wolle? und was er anfangen wolle? Anschel blieb aber stumm, wie ein Fisch, und verrieth sich mit keinem Wort. Endlich kam der Schadchan und flüsterte ihm ins Ohr, daß Alles zu seinem Empfang bereit sei, und er brauche nur zu kommen. Sie machten sich auf den Weg.

Im Gehen gab ihm Rebb Hasch viele gute Rathschläge, wie er sich seiner Braut gegenüber zu benehmen habe. Bei Tische solle er nicht viel essen, aber desto mehr reden, damit man ihn für keinen Esser, aber für einen redefertigen Menschen halte. Der Braut müsse er keck in die Augen schauen, damit sie jeden Augenblick roth werde, denn je röther, desto besser. Ueberhaupt müsse er sich sehr zusammennehmen, denn seine Braut sei sehr „gebildet,“ spreche französisch, und habe viele Bücher gelesen. — Das Letztere beunruhigte Anschel ein wenig; dennoch faßte er sich Muth und trat ins Haus. Wie er aber die Treppe hinaufgehen wollte, kam ihm Schlome Katz von oben entgegen. Der

war wie ein Wunder hieher geweht. Anschel zuckte zusammen, als er ihn erkannte, Schlome grinzte aber freundlich und sagte: Masel Tow (gut Glück); Anschel blieb unschlüssig auf der Treppe stehen, und wußte nicht, was beginnen.

„Wenn er mir vorgekommen ist," dachte er, „was soll ich dann thun?" Das konnte er aber nicht glauben, denn er war eine bessere „Parthie" als Schlome. „Mich wird sie ender (eher) nehmen," sagte er, und drückte heldenmüthig auf die Klinke und trat ein. —

Er fand die Familie schon zu seinem Empfange bereit. Der Vater seiner Braut ging ihm freundlich entgegen, und die Mutter, eine große Frau mit etwas herrschsüchtigen Augen hieß ihn in deutscher Sprache willkommen. Hierauf mußte er sich setzen, „damit er den Schlaf nicht forttrage" und die Mutter eilte hinaus, um dem Gaste etwas zu „verehren." Während dem war Anschel den Fragen des Vaters über Stand, Herkommen und Vermögen ausgesetzt; er beantwortete sie aber nur halb, ihn beschäftigte der Gedanke, wie wohl seine Braut aussehen werde? — Endlich trat die Mutter in Begleitung ihrer Tochter ein. Diese trug auf einem Teller fettes Gebäck und andere Süßigkeiten, die sie ihm anbot. Anschel aber, statt darauf zu achten, starrte dafür in die schwarzen Augen des Mädchens und wurde davon so bethört und verwirrt, daß er noch lange hineinblickte, als der Teller mit „Rosoglio" und dem Gebäcke schon längst aus den Händen seiner Braut geworfen, am Boden lag! —

Die Braut kicherte, die Mutter ſchmollte, der Vater ſah lachend darein.

Bei Tiſche kam Anſchel neben das Mädchen zu ſitzen. Sein früheres Unglück hatte ihn aber ganz verdüſtert; er ſaß ganz ſtumm neben ihr, die er doch mit allen Pfeilen ſeines Witzes und Geiſtes hätte beſchießen ſollen. Statt wenig zu eſſen, ſchlang er die Biſſen nur hinab, und ließ nicht einmal ſo viel übrig, als der Derech Erez*) verlangte. Die Leute warfen ſich vielſagende Blicke zu, Anſchel bemerkte Alles, aber ſein Unſtern wollte, daß er immer tiefer hineingerieth; die Braut ſah er nicht einmal an, und ſo handelte er in Allem, was er that und nicht that, ſchnurſtracks den Rathſchlägen des Schadchans entgegen. Einmal hörte er, wie die Mutter heimlich zum Vater der Braut flüſterte: „N' großer Schlemiel!" Das Blut gerann ihm in den Adern, eine ungeheure Angſt überkam ihm, und in dieſem Zuſtande zeigte er ſich immermehr — in ſeiner eigentlichen Natur. —

Nach Tiſch ſah er ſich mit ſeiner Braut allein. Vater und Mutter waren weggegangen; die eigentliche „Beſchau" fing erſt jetzt an. Anſchels Angſt ſteigerte ſich unendlich, als er ſich dem Weſen gegenüber befand, mit dem er künftig mehr als ein Wort ſprechen ſollte. Aber er fand auch nicht eines, das Mädchen wartete, wie es ſchien, auf den Beginn der Unterhaltung. Ihm ſtand der Schweiß auf der Stirne.

*) Buchſtäblich der Weg des Landes; d. i. die Ettiquette.

Da fiel ihm wie ein Sonnenstrahl der Gedanke ein, was denn Schlome Katz in diesem Augenblicke anfangen würde. Der, dachte er sich, würde das Mädchen zärtlich bei der Hand nehmen, sie liebreich drücken und ihr etwas Schönes sagen, und indem er Alles dachte, that er es auch; doch war er dabei so ganz nahe gekommen, daß sie unbändig aufschrie: Meine Hühneraugen, meine Hühneraugen, und lautklagend im Zimmer herumrannte. „Haben Sie Hühneraugen?“ fragte Anschel erschrocken, das hab' ich nicht gewußt.“

Das Mädchen tanzte halb lachend, halb weinend in der Stube herum.

„Man sieht,“ sagte sie, „Ihr Landsmann Katz hat doch recht gehabt, wenn er sagt —“

„Was hat er gesagt?“ rief Anschel.

„Daß Sie ein Schlemiel sind, hat er gesagt,“ entgegnete die Braut. —

Anschel wollte nichts mehr hören, was konnte sie ihm noch sagen? Auf ihren Lippen stand ja das Wort Schlemiel! Ehe er selbst inne wurde, was er begann, war er zur Thüre hingeeilt, und — draußen war er. Er rannte über die Treppe hinunter, da kam ihm wieder Schlome Katz entgegen.

„Nu,“ fragte er lachend, kann man Masel Tow wünschen?“

„Schuft,“ murmelte Anschel und stürzte eiligst fort. In seinem ersten Schmerze dachte unser Freund, nie mehr zu-

rückzukehren, es war ihm zu viel geſchehen. Was werden die Leute zu ſeiner ſchmählichen Beſchau ſagen? Und wird nicht Schlome Katz ohnehin die Lärmpoſaune ſeiner Schande an die Lippen ſetzen? Mit Verzweiflung dachte er an die Rückkehr, er wollte fliehen. Er war in dieſer Stimmung vor die Stadt hinausgelaufen, während ihn Rebb Haſch in der ganzen Gemeinde ſuchte, und vielleicht noch troſtloſer war, als Anſchel; er kam nämlich um ſein „Schadchones*)."

In ſpäter Nacht kam er in die Gaſſe zurück. Er wollte ins Wirthshaus, da anſpannen laſſen und fortfahren. Sein Gang führte ihn am Hauſe ſeiner ehemaligen Braut vorüber, die Fenſter waren hell erleuchtet, und heiteres Gelächter ſchallte herunter. „Jetzt ſpotten ſie Dich aus," dachte er mit Schmerz, Schlome Katz ſitzt neben ihr und heißt Dich ein über's anderemal Schlemiel, Schlemiel." Er drückte ſich ſcheu vorüber.

Als er um die Ecke der Gaſſe biegen wollte, von wo er noch einige Schritte zum Wirthshauſe hatte, fiel ihm ein kleines Haus auf; er ſah noch Licht darin brennen. „Vielleicht auch ſo Eine," ſagte er zu ſich, und eine unwiderſtehliche Luſt drängte ihn, zu den Fenſtern zu treten. Zuerſt lehnte er ſich nur an die Mauer, dann wuchs ihm der Muth und endlich blickte er ganz frei in die Stube. Er ſah einen

*) Das Geldgeſchenk, das der Brautwerber von bei den Partheien für ſeine Bemühung erhält.

alten Mann, der am Tische vor einem Buche, das wahrscheinlich die Gemara war, saß und daraus emsig lernte. Vor ihm stand das Licht, sonst war es finster in der Stube. — Mit einem Mal hörte Anschel eine wohlklingende Stimme aus einem versteckten Winkel, die rief: Sieh her, Vater, ter, Fischele will nicht Krischme leinen (das Abendgebet sagen).

Anschel strengte seine Augen an, um diejenige zu sehen, die so gesprochen; denn die Stimme war ihm tief zu Herzen gegangen.

Zum Glück nahm der alte Mann das Licht. „Wart! Fischele," sprach er, „ich komm über Dir" (Dich) und wie er mit dem Lichte weiter ging, erhellte sich die Stube, er sah ein Mädchen am Bette eines Knaben stehen. Wie der Vater näher trat, wurde das Kind ruhig und das Mädchen sprach den Nachtsegen weiter. Mit fester Stimme trug sie ihn vor, der Knabe sprach ihr Wort für Wort nach. Sie kam auch zu jener Stelle. „Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken Gabriel u. s. w." und Anschel, der mit verhaltenem Athem draußen horchte, wußte gar nicht, warum ihm das „Krischme leinen" heute so ganz anders vorkomme, als sonst. Es war ihm als hätte er es bis dahin geschluppert*) und hörte es erst jetzt vollständig.

Plötzlich rief der Knabe: „Einer sieht zum Fenster herein" und duckte schnell unter die Decke. Anschel konnte wohl

*) Statt: überblättert.

fliehen, aber es fehlte ihm der Muth; eine Stimme, wie die des Mädchens, schien ihm zuzurufen: Bleib doch. Er hörte wohl, wie man die Hausthiere öffnete, er hörte sich angesprochen — statt aller Antwort aber ging Anschel dem Mädchen nach; ehe er sichs versah, war er in der Stube.

In wenigen Augenblicken war er dort so heimisch und bekannt, als hätte er Jahrelang darin geweilt; es gefiel ihm so wohl, daß er an kein Fortgehen dachte. Der Vater war Gemeindeschlächter, seine Tochter hieß Esther. Sie war fromm und gut und von ihren Augen konnte er gar nicht fortkommen. Ein wunderbarer Gedanke durchzuckte ihn. Wie, wenn du die zur Kalle (Braut) nähmst? Ohne Braut kannst du doch nicht nach Haus kommen, wenn du dir aber die nimmst, so thust du noch ein gut Werk, sie wird dich gern haben, und der wirds nie einfallen, dich Schlemiel zu nennen.

Gesagt, gethan. Er bat um die Hand Esthers. Vater und Tochter waren über diesen Antrag sehr erstaunt, aber Anschel nannte bloß seinen Namen und die Verwunderung verwandelte sich in Freude. Als er Esther um ihre Einwilligung bat, erröthete sie tief und sagte leise.: Sie sind mir recht. Fischele aber, der dem ganzen Gespräche zugehorcht, sprang eiligst aus dem Bette und rief: Ich geh' um die Freundschaft, Esther ist n' Kalle (Braut) geworden.

„Hat das nicht Zeit bis morgen?" fragte Esther.

„Lassen Sie ihn," bat Anschel in seiner Seligkeit „wir wollen gleich Tenom schreiben (die Ehepakten aufsetzen).

Im nächtlichen Familenrathe, den Fischele zusammengerufen, wurde Anschel Esthers Bräutigam. „Festzusetzen" gab es nichts, der Gemeindeschlächter war ein armer Mann und konnte nichts „nachgeben."

Ist das nicht ein duftig romantisches Stück aus dem Leben unseres Schlemiels? Was wird man aber im Ghetto dazu sagen? Uns dünkt schon die Lachteufel zu hören und die Spottpfeile fliegen zu sehen.

Ein Jahr darauf führte Anschel seine Esther als Frau heim. In Lust und Freude war die Hochzeit gefeiert worden, nun war eben das große Schulführen.

Geputzte Frauen gingen zur Synagoge.

„Hast Du schon Schlemiels Weib gesehen? fragte die Eine.

„Mit kein' Aug' noch," sagte die andere, „Fradel, die Schneiderin, wie sieht sie aus?

„Wie 'n Schlemiel sie grad braucht. Wirf die Katz wie Du willst, sie fallt doch." —

„Warum?"

„Warum, weil sie verdrießlich*) ist, man könnte ein klein Häusel drauf bauen."

---

*) Volkswitz statt: sie hat einen Höcker.

„Das hätte er hier auch bekommen, muß erst in die Fremd' gehen! Und ohn' Kreuzer Geld?

„Nicht 'n Bröfele hat er nachgekriegt, das Kleid, was sie hat auf dem Leib und das Hemd, hat er ihr müssen machen. Von der goldenen Kett' will ich gar nicht reden, die hat er um hundert Gulden bei Hirsch Goldschmied gekauft.

„Schlemiel bleibt Schlemiel, das kann gar nit gut ausgehen.

Heitere Musik unterbrach hier das Gespräch der beiden Frauen, gleich darauf bog ein Zug von festlich geschmückten Männern um die Ecke des Gäßchens, das zur Synagoge führt. Anschel ging heute zum ersten Mal als „Balbos„ (Hausherr) in Schul. Mit freudestrahlendem Antlitze schritt er zwischen den zwei „Unterführern" einher, die ihm schon bei der Hochzeit das Geleite unter dem Trauungshimmel gegeben hatten, und die Frage wäre wohl sehr leicht beantwortet worden, war in diesem Augenblicke der Seligste auf Erden war.

Hinter ihm drein kam Esther, seit zwei Tagen die Seine unter einem Haufen junger und alter Frauen, die es sich zur Pflicht machten, die jüngst Angekommene auf ihrem ersten Gange zur Synagoge zu begleiten. Die Musik ließ ihre heitersten Klänge ertönen, überall, wo sie vorbeizog, öffneten sich die Fenster und neugierige Blicke fragten: Wie sieht Schlemiels Weib aus?

Vor der Synagoge schwieg die Musik; die jungen Eheleute mit ihrem Gefolge traten ein. Anschel wurde bis er

zu seinem Platze gelangte, von allen Seiten mit „Masel Tow“ begrüßt und beim Vorlesen des Wochenabschnittes ward er vom Vorsänger mit feierlichem Gesang zur Thora hinauf gerufen. Schöner glücklicher Moment!

Während dessen vertheilte Esther in der Weiberschul Rosinen und Zuckerwerk nach einer alten Sitte, die keine verletzen darf. Sie sah sich hier fremd und ungekannt und sollte doch alle Regeln des „Derech Erez“ (Ettiquette) beobachten. Mitten unter den losgelassenen Lach- und Schwatzgeistern, beging sie manchen Fehler, der schwer gerügt wurde.

„Keine Spur von Anstand,“ meinte die dicke Vorsteherin, indem sie spöttisch die Oberlippe aufwarf.

Esther war nämlich, ohne sie zu kennen, zu einer andern Frau getreten und hatte dieser den Teller mit Zuckergebäcke früher hingereicht, als ihr.

„Meinen Sie, Madame Gitel Leben,“ bemerkte eine ebenfalls übergangene Nachbarin, „man lernt bei Hühner und Gäns' den Anstand der Welt? Zu Haus hat sie müssen warten bis man ihrem Vater hat etwas zu schlachten geschickt. Wie soll sie sich jetzt kennen?

„Daheim hat sie müssen die Erd' aufreiben.“

„Sehen Sie denn nicht, Madame Gitel,“ sagte die Nachbarin mit heiserem Gelächter, sie ist noch ganz verdrießlich darüber. Das Höckerl sitzt ihr ganz gut.“

Diese Worte waren nicht so leise gesprochen, daß sie dem Ohr der jungen Frau entgingen. Eine fremde Lage

schärft die Sinne; jeder steht da gleichsam auf der Lauer und die Seele theilt ihre Thätigkeiten in tausend Feldlager. Sonderbar; daß man ihre Herkunft schmähte und ihre Sitten schlecht hieß, berührte sie nicht so schmerzlich, als das man ihr ein Uebel andichtete, das sie nicht besaß. Denn außer einer unmerklichen Unebenheit an der linken Schulter, die auch nur weibliche Scharfsichtigkeit entdecken konnte, war nichts an ihr, was sie zum Krüppel machte. Vor Scham glaubte sie einsinken zu müssen und mit irren Augen ging sie durch den dicken Knäuel der sich ihr entgegendrängenden Frauen, die sie bewillkommnen wollten. In diesem Zustande, wo sie alle ihre Sinne doppelt gebrauchen sollte, beging sie Fehler auf Fehler gegen den „Derech Erez." —

Die Synagoge hat keine Orgelklänge, keine Weihrauchwolken, keine Posaunentöne, daß sich die Seele überwältigt, betäubt und wieder emporgetragen, aus ihren Qualen erhebe; wenn hier eine Thräne fließt, wird sie von allen gesehen. Sie weinte also. Es waren Thränen der Angst und Beklemmung. Unter diesem Zischen, Lachen und Plaudern sah sie sich wirklich gezeichnet; sie war ein mißgestalteter Krüppel, sie mußte es sein. —

Die Synagoge war zu Ende. Anschel ging mit seiner Frau nach Hause. Die Musik schickte wieder ihre heitern Klänge voran. Esther war traurig und tief betrübt; er fragte sie, was ihr fehle. Sie schwieg; als er aber heftiger in sie drang, sagte sie unter Schluchzen: Hättest Du gehört, was die Leut' gesagt haben.

„Schweig lieber davon," erwiederte er mit einem tiefen Seufzer. Sie sprachen auch nicht weiter davon, Esther wahrscheinlich aus weiblicher Eitelkeit, Anschel, weil er die dunkle Beschwörungsformel seines tiefen Leides nicht von den Lippen derjenigen vernehmen wollte, die er für immer sein nannte. —

Ist es nicht traurig, wenn bei allem Kampfe und Streben die Macht des Vorurtheils immer der Sieger bleibt? Mit Keulen und Lanzen wehrt man sich gegen ein eingebildetes Unding, Ströme Blutes verengen den Kampfplatz und wenn man fertig zu sein glaubt, ist es noch die alte Schlange. Das Vorurtheil — das ist die eigentliche Unsterblichkeit.

Es waren Jahre vergangen, und unser Freund hatte es in der öffentlichen Meinung nicht weiter gebracht; im Gegentheil er war noch mehr gesunken. — Man glaube ja nicht, es sei dies so ganz bedeutungslos.

Leute, die das Leben immer von der Sturmseite kennen, die da Matrosen sind auf einem herumgeworfenen, jedem Windhauch ausgesetzten Schiffe, wo jeder die Hände regen, und zugreifen muß, wenn er nicht untergehen will, müssen immer mit Vorurtheilen gegen gewisse Menschen befangen sein, die sich nicht anstellig genug zeigen, wo es gilt, frisch und behende zuzugreifen, die gleichsam mit hochaufgerichteten Köpfen durch niedere Thüren schreiten wollen, wo sie schlangenklug sich durchwinden sollten. Dieses Vorurtheil lastete nun auf dem „Schlemiel." —

Wer will mit einem Schlemiel etwas anfangen? Liegt

nicht der Fluch des Himmels ſichtbar auf ihm? Hat er Geld, ſo wird es zu Blei, hat er einen guten Gedanken, ſo verkehrt er ſich in lauter Unheil; der beſte, ſicherſte Gewinn ſchlägt ihm um. Wer hat da Luſt, ſich mit ihm in ein Bündniß einzulaſſen? An ein zerbrochenes, unſeeliges Wraik ſein eigenes Lebensſchiff anzubinden? —

Anſchel fühlte dieſe Abneigung auf allen Seiten. In nichts konnte er es den Leuten recht machen. Gingen des Sonntags die Handelsleute an ihr Geſchäft, ſo konnte man ihn noch immer in der Gaſſe ſehen. „Was hat er noch zu Haus zu machen, hieß es dann, derweil' entgeht ihm ein „Geſchäft". Ging er wieder zeitiger fort, ſo ſagte man wieder: Er kanns nicht abwarten, dem wird das Geſchäft nicht fortlaufen. Am Donnerſtag ſchon kam er nach Hauſe; er ſehnte ſich nach Frau und Kindern. Da hieß es wieder: Was hat er ſchon Dorſtig*) daheim zu machen? und that er den Leuten den Gefallen und kam erſt Freitags am Abend, wenn man ſchon die Sabbatlampem anzündete, ſo klagte man: Nicht nur, daß er n' Schlemiel iſt, er iſt auch noch ein Poſche Jisroel (Abtrünniger von Iſrael). So war Anſchel von allen Seiten bedrängt und gemieden, und da er den Leuten in keinem Punkt es recht that, — ſo that er endlich gar nichts und das war ſein Unglück.

Es ließ ſich ſchwer ſagen, wo denn eigentlich dieſes Unglück anfing und wo es aufhörte. In Kurzem hatte ſich das

*) Abgekürzt ſtatt Donnerſtag.

Erbtheil Rebb Isserls verflüchtigt, Anschel wußte nicht wohin? Auch waren ihm die Absichten Schlome's längst bekannt, denn der rühmte sich schon, er habe die Maurer bestellt, die ihm „sein" Haus neu anweißen sollten und er warte nur auf „gute Zeit". Die Leute trugen diese Worte mit willigen Händen zu Anschels Ohren, und sagten noch Manches hinzu, was wie glühende Tropfen in seine Seele fiel. Aber alles, was er thun konnte, war, daß er seine Anstrengungen verdoppelte; jedoch vergebens. Wie sein böser Geist folgte ihm dieser Schlome Katz auf allen Schritten und Tritten nach; hatte Anschel eine gute „Spekulation" ausgeheckt, so konnte er gewiß sein, Schlome hatte davon Wind bekommen, und stellte ihr ein Bein unter. War Anschel um 5 Uhr an ein Geschäft gegangen, so war Schlome schon um drei Uhr dort gewesen. Tausend und tausend Geister schienen seine innersten Gedanken aufzuschreiben und sie dem Schlome Katz zuzutragen — noch ehe er sie selbst ausgedacht hatte.

Schlome hatte indessen die schöne „Kollinerin" geheirathet, der Anschels erste „Beschau" gegolten hatte. Man trug kein Bedenken, sie ihm anzuvertrauen „weil er ein Barjen (tüchtiger Mensch) war, und sich in die Welt zu schicken wußte," wiewohl er eigentlich nichts besaß. Schlome war dadurch, nach dem Ausspruch der Leute „groß" geworden. —

Es traf sich zuweilen, daß Anschel und Schlome, wenn sie des Freitags von ihren Geschäften zurückkehrten, vor dem Eingang ins Ghetto aufeinander stießen.

„Gute Verrichtung gehabt?“ fragte dann gewöhnlich Schlome, indem er auf die volle Geldkatze schlug, die er umgeschnallt trug.

„„S' Schmalz rinnt mir vom Leibe,““ antwortete dann Anschel, „„aber das Haus kriegst du doch nicht, und wenn dich auf den Kopf stellst!““ — —

Was nutzt es aber, sich noch so heldenmäßig gegen eine Macht wehren, mit der man nicht auf gleichem Fuß steht? Das Unglück führt seinen Krieg ohne Edelmuth und Menschenrecht, bald offen, bald aus dem Hinterhalt.

Anschel war endlich zur Einsicht gekommen, daß es „mit ihm allein“ nicht gehe; er dachte daran, sich einen „Compagnon“ beizulegen. Aber da hatte er sich selbst schlecht gerathen! Es wollte sich nämlich Keiner finden, der Lust hatte, mit ihm in Bund zu treten. Anschel bat und beschwor, aber er sprach zu tauben Ohren, spöttischen Bemerkungen. Endlich gelang es ihm, eines „Compagnons“ habhaft zu werden, der es mit ihm „probiren“ wollte. Der neue Gesellschafter hatte aber eigentlich nichts zu verlieren; denn Anschel sollte das Geld hergeben, den Profit wollten sie miteinander theilen. Er jubelte aber, und jauchzte — daß er nur einen Compagnon hatte. —

Es ging Anfangs auch Alles gut, aber schon nach dem ersten halben Jahr nahm der Compagnon seinen Gewinn heraus, während Anschel den seinen im Geschäfte ließ. Dann kamen wieder schlechte Zeiten, mitunter gute, aber der Erfolg blieb sich immer gleich. Das Gold wurde zu

Kupfer und das Kupfer zu ſchlechtem Blei. — Als Anſchel mit ſeinem Compagnon Jahresrechnung machte, zeigte es ſich, daß ſie ſich beide verrechnet hatten! Darüber ward der Compagnon ſo zornig, daß er mit geballter Fauſt auf den Tiſch ſchlug und ihn in einem fort Schlemiel nannte. Er ſchob die ganze Schuld des verunglückten Geſchäftes auf Anſchel und bedauerte nur, ſich mit ihm „eingelaſſen“ zu haben. Dann ſtand er auf und ging ganz grimmig fort. —

Am nächſten Sabbat erſchien Eſther ohne goldene Halskette in der Synagoge.

„Wo hat ſie ihre Kett',“ flüſterte Fradel die Schneiderin zu ihrer Nachbarin.

„„Verſetzt bei Hirſch Goldſchmid.““

„Weit gekommen.“ —

„„Was hat man ſich können denken von ſo n' Schlemiel!“ — —

Schlome Katz ſchien indeſſen zu zögern und auf „gute Zeiten“ zu warten, ehe er die Netze um „ſein“ Haus zuſammenzog. Er pflegte oft zu ſagen: Will's er nicht im Guten thun, wird er's im Böſen thun. Ihr werdet ſehen, Anſchel Gloſer kommt noch in mein eigen Stub' und tragt mir das Haus an. Morgen iſt auch ein Tag. —

Es war ſonderbar, von dem Augenblicke an, wo man unſern Anſchel als einen „ruinirten“ Mann anſah, ſtieg er gleichſam in der öffentlichen Meinung. Eine gewiſſe Stimme ſagte es den Leuten, daß hier das Unglück Einen gezeichnet

habe, auf den noch Steine zu werfen, Verbrechen und Todtſünde ſei.

Man wollte ihm nun helfen und rathen. Wäre der Rath nur nicht ſo theuer geweſen! Sie ſchlugen ihm vor, das Haus zu verkaufen, der Käufer werde ſich ſchon finden. Gegen dieſen letzten Gedanken aber bäumte ſich die Seele Anſchels wie ein verwundetes Roß auf; er wurde ganz wüthend, wenn man darauf zu ſprechen kam. „Ich weiß,“ ſchrie er dann, „daß euch Schlome Katz zu mir her ſchickt; wer mir aber das thut anrathen, der iſt mein größter Feind. Ender werd' ich in der Kille (Gemeinde) Schulklopfer und geh Thillim ſagen*), eh' Schlome Katz mein Haus kriegt.“ —

Das Haus bekam nun in ſeinen Augen einen unſchätzbaren Werth, es war nicht Geld genug auf der Erde, es zu bezahlen. Er klammerte ſich daran wie ein Schiffbrüchiger. Was Eſther betraf, ſo klagte ſie ſelten. Sie litt und weinte im Stillen. „Hätt' er mich nicht genommen,“ dachte ſie, „ſo hätte er eine beſſere Parthie machen können. An ſein' ganz Unglück bin nur ich Schuld.“ —

Der Termin, den Schlome Katz ſeinem Haus geſtellt hatte, war nun bald vorüber. Das Elend macht Doppelſchritte. —

---

*) In jeder Gemeinde gibt es gewiſſe arme Leute, die, wenn Jemand krank oder in Gefahr iſt, für ihn um Bezahlung Thillim (Pſalmen) in der Synagoge beten.

Anſchel beſann ſich eines Tages auf ſeiner Wanderung, daß ja heute der Tag ſei, wo er mit ſeiner Eſther unter der Chuppe (Brauthimmel) geſtanden ſei. Sein Herz ſchwoll von ſanfter Freude; er ſah ſich wieder vor den Fenſtern der Stube, wo er ſeine Eſther zum erſten Mal erblickte, er hörte wieder die uralten Laute des Nachtſegens, den ſie damals ihrem Brüderchen vorſagte: „Zu meiner Rechten ſteht Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir ſteht Raphael und hinter mir Uriel; über meinem Haupte aber iſt die Majeſtät Gottes.“ —

Er konnte ja nicht ganz untergehen, dachte, Gott ſelber könne das nicht zugeben, weil er mit ihm den Anfang gemacht habe. Darum wollte er auch den Hochzeitstag mit Weib und Kindern feſtlich begehen und eine innere Stimme flüſterte ihm zu, von da an müſſe ſich Alles zum Guten kehren. —

Voll dieſer tröſtenden Gedanken hatte er ſeit Langem zum erſtenmal wieder einen ſeeligen Tag. Fröhlich eilte er vorwärts, ſeinem Glücke gleichſam entgegen, wie er meinte. Einer Bäuerin, die eine Gans zu Markt trug, handelte er ſie um ein farbiges Tuch ab. Die Gans ſollte den Feſttagsbraten am nächſten Sabbat geben. Das Tuch war zwar dreimal ſoviel werth, dennoch meinte Anſchel, nie ein beſſeres „Geſchäft“ gemacht zu haben. Wohl an drei Meilen weit trug er die befiederte Laſt unter dem Arme, und ſein Weſen war ſo freude- und glanzſtrahlend, daß Leute, die ihm begegneten, glauben mußten, er trage da ein endloſes Glück mit ſich

herum. In dem Wirthshauſe vor der Stadt hielt er ſich mehrere Stunden auf; denn es war noch heller Tag und da konnte er mit dem lebendigen Braten nicht durch's Ghetto gehen. Er wartete alſo die Nacht ab.

„Guck' her, rief das kleine Schimmele, was der Vater da mitbringt", als Anſchel mit ſeiner Laſt, die er wohlweislich mit dem Rocke bedeckt hielt, in die Stube trat. Er ließ die Gans auf den Boden gleiten.

„Eine Gans, eine Gans!" ſchrie klein Schimmele freudig und ſchlug in die Hände. Eſther lächelte. „Du wirſt ſehen, Eſther," ſagte Anſchel, „die Gans bringt uns Glück. Heute ſind's zehn Jahr', daß wir unter der Chuppe geſtanden ſind. Mach' damit einen guten Schabbes; es wird uns nichts ſchaden, einmal wieder herzfreud' zu ſein".

Er ſprach dieſe Worte ſo ahnungsſicher und feſt, als hätte er die günſtige Wendung ſeines Glücks geſchrieben und geſiegelt in Händen.

Obwohl es erſt Mittwoch war, blieb Anſchel doch ſchon zu Hauſe und ließ das Geſchäft auf ſich beruhen. Er wollte ſich für den feſtlichen Tag gleichſam heiligen, wie ſeine Vorältern vor dem Sinai. —

Der Sabbat kam; Anſchel ſaß mit ſeiner vielköpfigen Familie bei Tiſche. Er war ſeelig wie ein Kind. Auf Eſthers Antlitz lag eine feine durchſichtige Röthe, wie ein dünner Flor, hinter der die Freude lachte. Man ſah es ihr an, ſie hatte Hoffnung in ihren Mann.

Nachdem man ſich die Hände gewaſchen und Anſchel über

das weiße Brod den Segen gesprochen, fing die Freudentafel an.

„Heut' könnt ihr essen und trinken, Kinder," rief er, „was nur euer Herz begehrt. Heut zehn Jahr hab' ich mit euerer Mutter nach unserer Chassen (Hochzeit) das große Schulführen gehabt."

„War ich damals auch dabei? fragte klein Schimmele.

Esther erröthete. Anschel aber, immer seeliger werdend, sagte: Nein, dabei warst du nicht, Schimmele; aber dafür hab' ich dir ein groß Stück Gans von der Chassen aufgehoben."

Schimmele freute sich nun laut über diese Aufmerksamkeit des Vaters, Anschel aber dachte mit Wonne: Hat selbst Schlome Katz so einen Schabbes, wie ich? er hat ja keine Kinder! — —

Endlich kam die Gans. Sie war herrlich gebraunt und glänzte wundersam von der Schüssel herab. Anschel selbst wollte sie zertheilen und ließ sich dazu das große Hackmesser geben. Dann schürzte er die Hemdärmel weit hinauf, um sie nicht zu bespritzen, und begann mit großer Feierlichkeit das große Werk. Sein Antlitz läßt sich da nicht beschreiben; man konnte es verklärt nennen, wenn nicht die Anstrengung des Zertheilens zu sichtbar hervorgetreten wäre.

Wie aber die Gans schon zerstückt vor ihm lag, rief klein Schimmele plötzlich: „Schau her, da steckt ein Nägele in der Gans."

„Wo, wo?“ ſchrien Anſchel und Eſther zugleich. Das Kind zeigte die Stelle, es ſtack wirklich ein Nägele darin.

Unſerem Anſchel entſank kraftlos das Meſſer, er wurde bläſſer wie das Tiſchlinnen. Eſther aber nahm ſchnell den Braten und ſagte zu Schimmele: Lauf ſchnell, Schimmele, zum Rebbe und mach' die Frag', ob die Gans nicht trefe*) iſt? Der Knabe ergriff die Schüſſel, ſchlug ein Tuch darüber und rannte damit zum Rebbe. —

Während dieſer Zeit laſtete ein trübes Schweigen auf der Familie. Anſchel hielt ſeine Augen bedeckt, Eſther ſah ſtumm vor ſich hin. Das Unglück ſchritt auf den Zehen durch die Stube. —

Nach einigen Minuten kam Schimmele zurück, ſein Geſicht weiſſagte nichts Gutes; er hatte Thränen in den Augen.

„Nu?“ fragte ihn Eſther.

„„Die Gans iſt trefe,““ ſchluchzte der Knabe.

Kalt und klanglos, ohne aufzuſehen, den Finger an die Lippen gedrückt, ſagte Eſther: Du biſt doch n' rechter Schlemiel, Anſchel!

So hatte auch ſie das unheilvolle Wort ausgeſprochen=

---

*) Trefe heißt Alles, was ungenießbar iſt. Der Talmud enthält eine große Zahl von Verordnungen und Gutachten über dieſen Punkt. Die inneren Verletzungen an genießbaren Thieren gehören dorthin; nur ein Rebbe, oder wer ſonſt die Vollmacht hat, kann entſcheiden, welcher von beiden Fällen: trefe oder koſcher ſtattfindet. Man nennt dieſe Entſcheidungen: paßkenen.

Ueber ſein ganzes ferneres Leben war nun der Stab gebrochen. Was gab es noch, was ſein innerſtes Leiden antaſten konnte, wenn es die that, die ihn doch ſchonen ſollte! „Das überleb' ich nicht," ſagte er ſtill vor ſich hin, ſtand dann auf und zog den Rock an. Ohne ein Wort des Lebewohls ging er fort. Spät in der Nacht kam er zurück. Eſther wartete ſeiner in Angſt und Sorge, und als er eintrat, fiel ſie ihm weinend um den Hals. „Laß gut ſein," ſprach er, indem er ſich ihr entwand, „gut machen läßt es ſich nicht. Ich ſeh' ſchon, ich bin ein Schlemiel; jetzt war ich bei Schlome Katz und hab' ihm das Haus verkauft!" —

* * *

Schlome Katz ſitzt nun ſchon längſt im Hauſe ſeiner Ahnen, oder vielmehr unſeres Anſchels. Er hat es ganz friſch „anweißen" laſſen, ſo daß es wie neu ausſieht. Sein Geſicht iſt wahrhaft glückgehärtet; er liegt beinahe den ganzen Tag in den Fenſtern, in ſeinem guten warmen Schlafrock und raucht Taback aus einer ſilberbeſchlagenen Pfeife — ganz wie er es vorausgeſagt . . . Nur einen Tag im Jahr iſt Schlome Katz ein Anderer, das iſt am Jom Kippur (Verſöhnungstag). Da kommt er nicht aus der Synagoge und betet, und kaſteit ſich. Namentlich, wenn es zu den Worten kommt, wo der Vorſänger ausruft: Was rettet vor den Schreckniſſen des Todes und die Gemeinde drauf antwortet: Gebet, Gerechtigkeit und Buße" hört man ihn laut ſchluchzen und ſich reuig an die Bruſt ſchlagen. —

Da er kinderlos iſt, hat er ſich der nachgelaſſenen Waiſen Anſchels und ſeiner Eſther angenommen.

Denn den Tag nach dem Verkaufe ſeines Hauſes war Anſchel fortgegangen — und nicht wieder gekommen. Eine Woche darauf brachten Bauern aus der Umgegend ſeine Leiche; ſie hatten ſie auf einer Wieſe gefunden, wo ſie der Fluß ausgeworfen hatte. Man ſagte, er ſei „verunglückt.“ —

Sie begruben ihn hierauf. Da geſchah es, daß einer von den Todtengräbern in der naſſen, aufgeſchaufelten Graberde ausglitt, wobei ihm die Leiche, die er an den Füßen hielt, beinahe entfallen und in das Grab hinuntergekollert wäre. Schlome Katz, der daneben ſtand, ſagte noch: Er ſoll mir's verzeihen, noch jetzt iſt er n' Schlemiel!

Es war der letzte Stein auf den Unglücklichen! — —

Die Kinder des Randars.

1. Mendel Wilna.

Wer ſich gern an Waldduft, Baumgrün und Lerchenſchlag erfreut, der gehe ja nicht in's Ghetto! Die Lerche zieht nur in ganz engen Kreiſen über ſeinen Mauern hinweg, und die Bäume geben dort nicht rechten Schatten. Die Leute haben zu viel Sorgen und im Ghetto fehlt es an Raum. Man muß den Baum pflanzen können, um ſich an ſeinem Schatten zu laben, man muß in der Seele frei und ungeängſtigt ſein, um auf auf die Triller einer Lerche zu horchen. Auch iſt der Talmud ein gar ſchlechter Verſtändiger für heitern Vogelſang und das Licht der Bäume zu brennend für ſeine grauen Augen. Darum gehen wir auf einige Zeit aus dem Ghetto hinaus und ſuchen den Ort auf, wo wir das alles finden: Duft, Grün und Lerchenſchlag — ich meine das Haus des Randars.

Es thut mir aber ganz innig leid, daß ich euch erſt eine kalte Erklärung des Wortes Randar geben muß; viel lieber wäre es mir geweſen, wenn ihr's ſogleich errathen hättet. Denn ich bin ganz warm geworden, wie ich dieſen

Namen ausgesprochen und in dieser Stimmung setzt man Alles, was man selbst liebt, bei andern für bekannt voraus. — Ich werde es daher auch ganz kurz thun.

Randar ist die etwas verdorbene Bedeutung für Arrendator, dem Jargon des Ghettos war das letztere viel zu unbequem und es verrenkte ihm daher unwillkürlich einige Glieder. Der Randar ist der Pächter einer herrschaftlichen Dorfschenke, oder einer Branntweinbrennerei. Denn bei uns zu Lande haben die „Herrschaften" das Recht, den Geist, den sie selbst brauen und brennen, dem Volke auszuschenken, und da sie das natürlich nicht in eigener Person thun können, haben sie den Randar erfunden, gleichsam eine Mittelsperson, die für einen beträchtlichen Pachtzins die Mühe über sich nimmt. —

Wir sagen das so unumwunden heraus, damit sich etwa wegen der Person unseres Randars keine Illusionen erzeugen, die wir später zu erfüllen nicht im Stande wären! —

Es hat wohl noch wenig so glückliche Menschen gegeben, als es unser Randar war.

Die Leute, die sich am Glücke immer rächen müssen, nannten ihn in einer Anwandlung von gutmüthigem Neid den Rothschild des Dorfes; bei den Bauern hieß er der „Pan Schmul", eigentlich aber ganz kurz: Rebb Schmul. Um diesen dreifachen Namen jedoch lag eine solche Herrlichkeit, daß es uns gewiß schwer fallen wird, sie vor die Augen zu rücken!

Nach der „Herrschaft" und ihren allmächtigen Beamten gab es im ganzen Dorfe keine einflußreichere Person, als

unſern Nandar. Sein Haus war das ſchönſte, das man weit und breit in der Umgegend finden konnte; er ſaß darauf wie auf einem angeſtammten Lehnſitz, als ein geachteter, immer gern geſehener Vaſall ſeines Herrn und Grafen. Der Pacht war ſchon ſeit unendlichen Zeiten im Beſitze ſeiner Familie, er hatte ſich immer von Vater auf Sohn vererbt, und während einer langen Reihe von Jahren war dadurch eine Art ſelbſtſtändiges Eigenthum entſtanden. Die Brennerei und Schenke, und was dazu noch alles gehörte, machten zwar das Hauptgeſchäft unſeres Nandars aus; aber er betrieb dabei noch eine ausgebreitete Feldwirthſchaft, wie dies in der Natur der Sache ſelbſt liegt; ſeine Aecker waren die beſtbeſtellten, ſeine Maſtochſen die fetteſten und die Wolle ſeiner Schafe um feinſten. —

Man irrt gewöhnlich gar ſehr, wenn man dem Juden alles naive und harmloſe Element abſpricht. Es iſt wahr, der Jude des Ghettos iſt ſelten naiv oder gar harmlos, ſondern ſcharf und kantig, und wie Lauge ätzend. Demüthiger Schmerz und kecker Witz gränzen in ihm ganz nahe aneinder, man braucht das nicht erſt zu erklären. Da iſt der Dorfjude glücklicher daran, der ſteht der Natur näher und kennt ihren Duft und Lerchenſchlag; aber er iſt auch plumper und witzloſer als ſein Bruder im Ghetto. Der Witz iſt doch immer nur ein geiſtiger Stachel, der für Beleidigungen gezogen wird, die man nicht körperlich züchtigen will oder kann. Auch hat der Dorfjude, eben weil er nicht im Ghetto wohnt,

nicht nöthig witzig zu ſein. Verſtehen denn die Bauern dieſe Krankheit der Ueberfeinerung?

Es war eben dieſe glückliche Miſchung von Schärfe und Harmloſigkeit, die ſo unwiderſtehlich zu unſerem Randar zog. Auf ſeinem Antlitz las man ſeinen Stand; der obere Theil, namentlich die treuherzig milden Augen, die einen beinahe weiblichen Glanz warfen, die etwas beſchränkte Stirn und das kurzgeſchnittene Haupthaar gehörten offenbar dem Bauer an, während ein gewiſſes Lächeln um die Mundwinkel und das etwas zugeſpitzte Kinn auf den Kaufmann hindeutete. Er war übrigens eine jener unterſetzten vollen Geſtalten, die man immer gern ſieht, weil man ſich nicht vor ihnen fürchtet. Fürchten? Es war eine Sorgloſigkeit um das dicke Weſen unſeres Randars gebreitet, daß man in ſeinem Beſchauen ſich gleichfalls „dick“ und ſorglos wähnte.

Vor Zeiten mochte der Randar ein gar ſtattlicher Junge geweſen ſein. Er hatte frühzeitig geheirathet, da er kaum zwanzig Jahr vorüber hatte. Seine Frau war aus einer der reichſten Randarfamilen des Landes, denn die Randars bilden eine Art jüdiſchen Landadels und heirathen gewöhnlich untereinander, weil ſie zur Betreibung ihrer Geſchäfte Frauen bedürfen, die ſich „von Kind auf“, auf die Feldwirthſchaft verſtehen. Ihr Vater war ein Pächter desſelben Grafen, dem auch Rebb Schmul gehörte, und es geht eine dunkle Sage, der junge Graf habe damals Augen für die ſchöne Randarstochter gehabt, die ſich in ſolche Tiefen nicht herablaſſen ſollen. Deßwegen zog ſie in ihrem ſechzehnten Jahr-

aus dem väterlichen Hause fort, als Rebb Schmuls Weib, und man erzählt sich noch, was das für ein herrliches Hochzeitsfest gewesen. Der Graf war nähmlich darauf bestanden, das junge Paar im Schloßhofe trauen zu lassen und er selbst und seine Beamten waren zugegen, als der Kreisrabbine unter der Chuppe (Brauthimmel) die Hände der Verlobten mit dem Ringe schmückte. Unter den Hochzeitsgeschenken waren die sechs großen silbernen Armleuchter des Grafen das schönste; sie prangen noch jetzt in dem Silberkasten des Randars und nur zu Ostern, wenn man den Auszug aus Aegypten durch den „Seder" feiert, werden die Lichter daran angezündet. —

Wie dem auch sei: noch lange nachher jagte der Graf in der Umgegend des Randarhofes am liebsten, und es war daher nur immer Zufall, wenn er zuweilen ermattet von den Beschwernissen des Tages dort einkehrte, um nachzusehen, in welchem Zustande sich die Brennereien befanden. Es war noch nicht lange, daß er die Güter seines Vaters übernommen, und mit eigenen Augen wollte er überall sehen und sich unterrichten.

Später verlor er die Jagdlust; er hatte sich einstweilen verheirathet. Aber noch jetzt lag ein so milder Schimmer von Schönheit auf dem Antlitze der Randarin, daß man sich ohne viel Mühe die Jahre zurückdenken konnte, wo der Graf gekommen war, die Brennereien zu besichtigen. Es war nun gar zu schön, wenn der Randar sich zu Ende eines jeden Vierteljahres die alte Kutsche mit den zwei starken Pferden

vorspannen ließ, um zu seinem Grafen zu fahren, dem er den Pachtzins brachte, und die milde Rachel draußen stand und ihrem Mann im Fortfahren zurief: Bring' meine Empfehlung an den Herrn Excellenz" — wie sich dann Rebb Schmul im Wagen umwandte, und mit einem unaussprechlich schalkhaften Lächeln zu ihr sagte: Weiter gar nichts Rachel? — wie sich dann die Wangen der Randarin färbten, als hätte sie der Engel der Züchtigkeit berührt, so leise und durchsichtig roth, daß es nur wieder Engel hätten weghauchen können!

Gute Rachel, guter Rebb Schmul! Noch jetzt, nach so vielen Jahren, wenn ihr an meinem innern Gesichte vorüberzieht, ist es mir jedesmal, als legte der Sabbat seine geheimnißreichen Fittige an meine Brust, und es wird Friede in ihr, wenn sie auch noch so durchstürmt war. —

Sechs Siebentel von den vierzehn Kindern, die die Randarin geboren, hatte der Tod zu sich genommen; sie ruhen alle in einer Reihe auf dem Münchengrätzer „guten Ort." Nur zwei waren übrig geblieben, aber auf sie hatte sich jeder Theil, der auf die todten Geschwister gekommen wäre, an Liebe vererbt, vertheilt konnte man nicht sagen, denn sie besaßen sie jedes ganz.

Hannele, die ältere, war mehr in der Gunst des Vaters, das jüngere Moschele wurde von der Mutter begünstigt. Der Randar hatte schon lange daran gedacht, den Kindern einen Lehrer zu geben — aber es immer vergessen. Denn auch unter den Dorfjuden stößt man auf solche sorglose Charaktere, die weil

ſie ſelbſt nicht das Bedürfniß nach Bildung in ſich empfinden, es auch an ihren Kindern nicht entwickeln. Die Randarin mahnte ihn oft daran, ſie wollte nicht, daß die Kinder wie die „Bäume im Wald“ aufwachſen ſollten, und dann hieß es immer: Laß das gut ſein, Rachel, oren (beten), ſchreiben und rechnen werden ſie noch immer können. Moſchele wird ein Randar werden, wie es ſein Vater und ſeines Vaters Vater iſt geweſen. Wenn er nur weiß, wie viel ein Gläſel Branntwein und noch eins zuſammen ausmachen, und wie viel der Ochs werth iſt, wenn er ihn angreift, ſo iſt das ſchon gut. Und unſer Hannele, wenn ſie nur weiß, wie man das Fleiſch ausſalzt und kann einen Strumpf ſtricken, ſo kriegt ſie ſchon einen Mann. Es ſteht nicht geſchrieben, daß das Weib muß ein Buch leſen, wenn ſie das Loch im Strumpfe nicht kann ausſtopfen. Biſt Du anders geweſen, Rachel? ich wünſch nur, Hannele gerath Dir nach.“ —

Mit dieſer Schmeichelei glaubte der Randar immer die Sache abgethan zu haben. Aber die „Bäume im Wald“ ließen der Randarin keine Ruhe. Immer ſind es die Frauen, die weiter ſehen und ahnen, als der Mann, und wenn im Ghetto irgend ein Kind andere Wege als den des Trödlers geht, in den meiſten Fällen iſt es die Mutter, die ihm das Buch in die Hand giebt; der Vater ſteht nur dabei und nickt bejahend mit dem Kopfe.

Die Randarin hatte es endlich durchgeſetzt, daß aus dem eine halbe Stunde entfernten Ghetto wöchentlich dreimal ein alter Rebbe herauskam, der die Kinder in den gewöhnlichen

Gegenständen unterrichtete. Der Rebbe brachte aber seit langer Zeit den Kindern gar nichts in den Kopf, er beklagte sich über die „Dorfmotzen" und besonders über Moschele, der von dem ersten Buche der Bibel, nämlich da, wo Jacob stirbt, gar nicht fortkam.

Es geschah hier wie überall. Die Kinder sahen, daß sich der Vater fürs Lernen nicht interessirte und so lernten sie nichts. Wir werden aber sehen, wie die jungen Seelen dieser „Bäume" aus ganz andern Quellen ihre Nahrung zogen.

Das Haus des Randar's war nämlich in der halben Welt bekannt. Rebb Schmul hatte wie jeder Potentat, dem etwas dam gelegen ist, was die Leut' von ihm sprechen, überall seine Lobredner, die seinen Ruf wie auf Trompeten verkündigten. Man wird es kaum glauben, wenn wir sagen, daß diese große Lobarmee des Rendors aus herumschweifenden Bettlern bestand, nämlich aus Schnorrern. —

Wie sich Reisende Anweisung auf ein gutes Wirthshaus geben, so bestimmten sich die Schnorrer das Haus des Randars znm gewöhnlichen Stelldichein. Schon im fernen Polen oder Ungarlande, wenn so ein Schnorrer auf die große Bettelfahrt auszog, wußte er, daß ihm im fernen Böhmen Rebb Schmuls Haus offen stand.

„Wenn Du nach Pehm kommst," sagten ihm seine Leute, „so geh' Du zu Rebb Schmul Randar; sag' ihm, ich hab' Dich geschickt, Du sollst bei ihm auf Schabbes bleiben und ich laß ihm hundert Jahr' wünschen — und auf dem weiten Wege von Polen bis Böhmen leuchtete dem Schnorrer

der Name des Randars wie ein goldener Stern voran, überall sprach man ihn aus, und wenn er sich während der Woche von Hunger und Elend matt, auf irgend eine harte Bank hinstreckte, dachte er sich: Komm ich nach Pehm, so geh' ich zum Randar Rebb Schmul und werd' da einen guten Schabbes haben. Das Elend sah ihn dann nicht mehr so hohl an.

Am Freitag mußte man nun den Randar sehen, wenn er schon um 3 Uhr, nachdem er sich mit der grünen Salbe den Bart abgenommen und das Sammtkäppchen aufgesetzt hatte, draußen vor dem Hausthore stand, um nach seinen Gästen zu lugen. Es kamen oft ganze Haufen dieser Schnorrer an, ein jeder wurde mit dem Salem Alechem begrüßt, ehe er in das Haus eintrat und nach Stand und Namen gefragt. Ein Jeder brachte ihm dann Grüße und Empfehlungen aus allen Theilen der Welt, der eine aus Ungarn, der zweite aus Mähren und der dritte gar aus Russisch-Polen. Man mochte in diesem Augenblicke glauben, er sei ein König, dem die Stände ihre Addressen entgegenbringen.

Am Abend saß er dann mitten unter diesen Gästen zu Tische. Wie duftete und blühte da der Sabbat durchs ganze Haus! Wie wohl ward es da dem Schnorrer ums Herz! Da war es oft kein Wunder, wenn alle Saiten der Freude zu tönen anfingen, und oft so laut wurden, — daß sie geradezu zum Lärmen umschlugen. Das war namentlich der Fall, wenn schon abgespeist und gebenscht war und der Randar dann sagte: „Jetzt schmust's laut." Die Schnor-

rer verſtanden, was Rebb Schmul mit dem „Schmuſer“ verſtand. Jeder brachte nun aus dem reichen Schatze ſeines Gedächtniſſes den lange bewahrten Vorrath an Geſchichten, luſtigen Streichen und talmudiſchen Spitzfindigkeiten! Einer überbot den andern! O mein Gott! welch' ein Lacher war doch dieſer Rebb Schmul, wenn ihm ſo eine luſtige Schnurre wohlgefiel. In ſeinem Lachen lag eine ganze Natur, vom donnernden Ausbruch eines Vulkans bis zum zarten Geflöte der Nachtigall, Alles lachte in ihm, ſogar die kleine Warze auf der Naſ, die dort ſonſt ganz gleichgültig ſaß, bekam Regungen der Freude und hüpfte hin und her.

„Unſer Pan Schmul iſt doch ein glücklicher Menſch,“ rannten ſich dann die Bauern in der Schenkſtube zu. —

Zuweilen war es aber dort recht traurig. Dann lachte der Randar nicht mehr, ſondern war betrübt in der Seele. Das geſchah beſonders, wenn die polniſchen Schnorrer von ihren „ruſſiſchen“ Leiden erzählten. Die Quälereien des modernen „Haman,“ der die Art legt an den geweihten Baum Iſraels, um daraus griechiſche Heiligenbildchen zu ſchnitzen, fanden im Herzen des Randars tiefen Wiederhall. Ich kann es ohne Scheu ſagen, der Selbſtherrſcher aller Reuſſen hatte gar keinen grimmigeren Feind, als im fernen Böhmen den Randar! —

Dieſes „Schnorrerleben“ gefiel beſonders Moſchele ſehr gut. Er konnte oft bis Mitternacht „auf ſein“ und zuhören. Hannele aber ſchlief gleich nach Tiſche ein, ſie konnte dieſe wilden, ausgehungerten Geſichter nicht leiden. So traten

die Kinder ſchon frühzeitig in ihren Neigungen auseinander. — Mit dem ganzen Schatze eines kindlichen Herzens hing Moſchele beſonders einem dieſer Schnorrer an, auf ihn hatte er alle mögliche Liebe geworfen. Er hieß Mendel Wilna.

Mendel kam alle Jahre einmal ins Haus. Er wurde nicht einmal als Bettler, als vielmehr ſondern ein Freund betrachtet, der den Rander mit ſeinem Beſuche beehrte. Er war eine hohe gewaltige Geſtalt, die ſich in der halborientaliſchen Kleidung wunderbar abzeichnete. Am Sabbat, wenn er ſeine ſtaubige Kleidung abgethan, umwallte ihn ein ſeidener Kaftan, die Zobelmütze ſaß dann auf den ſchwärzeſten Locken, die ſich zu beiden Seiten des ausdrucksvoll edlen Geſichtes ſchmiegten, ſo daß man mit einer Art von Schauer zu ihm hinaufſah.

Ein tiefer Trübſinn lag jedesmal auf dem Antlitze des Schnorrers, wenn er kam. Niemand erfuhr die Urſache. Rebb Schmul hielt ihn durch vieles „Lernen" für etwas im Kopfe verletzt, denn Mendel Wilna konnte oft mit der größten Inbrunſt von Jeruſchulaim und ſeiner baldigen Auferbauung ſprechen, ſonſt war er ſchweigſam und zurückhaltend, wenn er aber von Jeruſchulaim zu reden anfing, kannte er kein Maaß. Um dieſes heiligen Irrthums wegen war er vielleicht beim Randar ſo beliebt, wiewohl er das Alles für fixe Idee erklärte. —

Mendel Wilna war des Knaben innigſter Freund. Des Sabbats gingen ſie mit einander über Feld. Da erzählt

ihm der Bettler von seinem fernen Vaterlande, schilderte ihm die Länder, die er schon durchzogen oder unterhielt ihn mit Mährchen und heiligen Geschichten. Von seiner eigenen Heimath sprach er nie ein Wort. —

Eines Tages war Mendel Wilna früher eingetroffen als gewöhnlich. Es fehlten noch vierzehn Tage zu Schebuoth (Wochenfest). Nach den ersten freudigen Bewillkommnungen erklärte Mendel, er komme, auf lange Zeit Abschied zu nehmen, vielleicht auf immer. Bei diesen Worten fing Moschele zu weinen an, die Randarin aber fragte: „Und wo geht Ihr denn eigentlich hin, Rebb Mendel?

„Ich geh' auf Jeruschulaim," antwortete er und legte seinen Reisestab zur Seite.

„Schmah Jisroel (höre Israel)! rief die Randarin erschrocken, auf so weit wollt ihr fort? Habt ihr denn keine Furcht, daß Euch was zustoßen kann?" Der Schnorrer hob seine dunkeln Augen andächtig auf.

„Der mich hat beschützt und erhalten schon so lange Zeit," sagte er mit milder Stimme, „der mich läßt in der Welt herumgehen und einen Rabb Schmul hat hingestellt und eine Rachel, auf die der Segen kommen mag von Kind auf Kindeskinder, der wird mich auch nach Jeruschulaim bringen! Zu Rosch Haschone (Neujahr) will ich schon dort sein, ich kann mich nicht länger halten und muß hin. Komm ich zurück mit Gottes Hülfe, so bring' ich Ihnen ein Säckel Erd' mit von dort und Ihnen auch Madam Rachelleben."

Der folgende Tag war ein Sabbat. Nachmittags ging

der Schnorrer mit Moſchele ſeinen gewöhnlichen Gang über Feld. Mendel war heute ſehr ſchweigſam, der Knabe ſchritt neben ihm her, ohne ein einziges Mährchen gehört zu haben. Wegen der heißen Sonne ſuchten ſie Schatten und ohne beſtimmte Richtung gingen ſie auf den kleinen Erlenwald zu, der nicht weit vom Randarhof ſeine grünen Schatten hebt. Das Licht ſpielte anmuthig durch die Bäume; es that wohl unter den flüſternden Blättern, in dem allgemeinen Schweigen der Natur zu wandeln. In ſeiner Herzensluſt ſtreckte Moſchele die Hand nach einem niederhangenden grünen Zweige aus und wollte ihn abbrechen.

„Gott ſei davor," rief da der Bettler, der aus ſeinem Sinnen erwachte, „vergißt Du, daß Schabbes iſt?"

„Iſt es denn ſo eine Sünd?" lächelte der Knabe ungläubig, „ſo ein ſchöner grüner Zweig!"

„Sei ſtill," ſagte der Schnorrer halb unwillig, „meinſt Du, Gott hat uns den Schabbes gegeben, daß wir in Wald hinausgehen und die Zweig abbrechen? So ein Zweig will auch Ruh haben, wie der Menſch. Nicht wahr, Dein Vater läßt heut nicht arbeiten und nimmt kein Geld in die Hand? Und was das ſchlechte Stück Silber genießt, was in der Erde iſt gelegen, ſollt' ſo ein grüner Zweig nicht auch genießen? Thu' das nicht mehr, Moſchele und gieb mir die Hand darauf, Du willſt am heiligen Schabbes keine Zweig abbrechen."

„Ich wills nicht thun," ſagte Moſchele, und an dem Tone, womit der Knabe dieſe Worte ausſprach, erkannte

der Schnorrer, daß ſie ihm aus der Seele kamen. Ein freudiger Schimmer überflog ſein Angeſicht, er ſah den Knaben mit inniger Rührung an.

„Komm Moſchele," ſprach er nach einer Weile, „ich will Dir heut etwas ſagen, was mir ſchon lang die Bruſt herabdrückt, daß ich dirs nicht hab' ſagen können. Jetzt iſt aber die Zeit dazu. Gott der Allmächtige weiß, ob ich auf dem Weg nicht werd' ſterben, oder was aus mir wird werden. Und ich will nicht, Du ſollſt Mendel Wilna vergeſſen, Du ſollſt denken an ihn."

Mit dieſen Worten warf er ſich unter einen Baum, Moſchele lagerte ſich neben ihn. Eine wahre Sabbatruhe waltete durch die Natur; es war als hielt ſie alle ihre Stimmen an ſich, um mit dem Knaben auf die Reden des Schnorrers zu lauſchen.

„Hör' mich an, Moſchele," begann er, „Du biſt noch ein Kind und Dein Leben iſt wie das Schreibebuch eines Schülers, wo er erſt ein paar Schures (Zeilen) hat hineingekritzelt. Was ſagt der König David: Ich bin einſt ein Knabe geweſen und bin auch alt geworden — wie lange wirds dauern, da wird das Buch ſein voll beſchrieben und an einem Tage wirds Gott zerreißen. Deßwegen ſollen auch lauter gute Sachen darin ſtehen. Das Wunder aber dabei iſt, Du wirſt meinen, Du habeſt das Buch ſelbſt geſchrieben, und es ſind nicht ſechs Schüres von Deiner Hand. Tauſend Menſchen ſchreiben daran, nicht einmal die Feder

führteſt Du ſelbſt. Du ſchreibſt nach, was Dir die Leut vorſagen. Hörſt Du aber gut zu?

Mendel hatte dieſe Ermahnungen nicht nöthig. Als wäre ihn die Seele in die Augen getreten, lag der Knabe aufmerkſam neben dem Freunde und ſeine Rede ging vor ihm wie ein Strom, deſſen Rauſchen man hört, den man aber nicht ſieht.

Der Schnorrer fuhr fort.

„Ich weiß, Du biſt eines reichen Mannes Kind, und Dein Vater, der noch hundert Jahr ſoll leben, braucht Dich nichts lernen zu laſſen, ſo kommſt Du auch ſchon in der Welt fort. Aber das weiß ich, Dein Vater irrt ſich gewaltig irrig, wenn er meint, ſein Moſchele wird bei den Ochſen und Bauern bleiben wollen. Dein Vater, er ſoll mirs mochel ſein (verzeihen), iſt noch Einer aus der alten Zeit; wenn er einen Ochſen ſich anſieht, und gleich weiß, wie viel Stein er wiegt, oder wenn er mit ſeinen Bauern ſitzt und iſt herzfreud' mit ihnen, ſo meint er, jetzt iſt Alles gethan, mehr braucht ein Jud' nicht. Wer will da auftreten und ſagen: er hat nicht recht? Aber die Welt iſt jetzt ganz anders geworden. Nicht einmal mit der Gemara kommt man mehr fort. Sitz' drüber ganze Nächt', bei Tag brauchſt Du ſie nicht; und wenn Du jetzt weißt einen guten deutſchrn Brief zu ſchreiben, daß er Fuß und Hand hat, biſt Du beſſer daran. Ich rath' Dir auch, lern' und ſei fleißig. Ich werd' kommen an einem Tag und da werde ich Dich fragen:

Moſchele, kennſt Du noch Mendel Wilna? Haſt Du was gelernt und willſt Du mit mir nach Jeruſchulaim?

„Nach Jeruſchulaim?“ fragte der Knabe mit heiliger Scheu, „da geht ihr ja jetzt hin, Rebb Mendel. Nehmt mich gleich mit.“

„Narrele,“ ſagte der Schnorrer lächelnd, „das geht noch nicht, Du biſt zu jung.“

„Muß man dazu denn alt ſein?“

„Nein,“ entgegnete Mendel, „man kann zu jeder Zeit hin. Nur muß ich Dir ſagen, das Jeruſchulaim, was ich mein, iſt noch gar nicht aufgebaut.“

„Ich möcht mithelfen dabei,“ ſagte Moſchele nachdenkend.

„Das geht auch nicht, Du haſt noch keine Kraft. Dazu gehören Schultern, ſag' ich Dir, wie Simſon der Held, daß man nicht umfallt unter der Laſt.“

„Und wer wird das Jeruſchulaim aufbauen?“

Da brach ein Strahl der Verzuckung aus Mendels Augen, ſeine Bruſt hob ſich höher.

„Ich,“ rief er mit feierlicher Stimme, „Mendel Wilna iſt von Gott dazu beſtimmt. Drum geh' ich jetzt nach dem alten Jeruſchulaim und will mir's anſehen. Wenn Du älter geworden biſt, ſollſt Du mir mithelfen; denn ich ſeh ſchon, Dich werd' ich brauchen können. Wo eine Judenſeel' iſt, will ich gehen, an alle Thüren will ich klopfen und ſchreien: Mendel Wilna iſt da; Jeruſchulaim will er aufbauen, kommt's Alle mit.

Der Schnorrer war bei den letzten Worten aufgeſtanden,

auf ſein Antlitz fiel ein dicker Strahlenſtrom der untergehenden Sonne; er ſah merkwürdig aus. Er wandte ſich aber gegen die entgegengeſetzte Seite, wo ſchon der Abend ſeine dunkeln Tinten herabließ. Dort, dort hinaus," ſagte er, liegt Jeruſchulaim!"

Moſchele ſah ebenfalls gegen Oſt. Plötzlich machte der Bettler, der unverwandten Blickes hingeſehen hatte, eine heftige Bewegung. „Ich muß Dir noch etwas weiſen, Moſchele," rief er, „etwas, was Du noch nie geſehen haſt, ſchau her."

Er ſchob ſich dabei die Aermel ſeines Kaftans zurück, ſo daß der linke Arm ganz nackt erſchien.

„Was ſiehſt Du da, Moſchele?" ſagte er. Es waren blutrünſtige hebräiſche Buchſtaben, die mit einem ſcharfen Inſtrument in das Fleiſch geätzt waren.

„Das heiſt Jeruſchulaim," ſchrie der Knabe, „Schmah Isroel, das darf man ja nicht thun?"

„Und ich hab's gethan," ſagte der Bettler mit ſtarker Stimme; wenn ich die Tefillin umleg, hab' ich das immer vor mir. Sags aber keinem Menſchen, das hab ich nur Dir gezeigt, Du ſollſt den heutigen Schabbes nicht vergeſſen. Jetzt komm aber, es wird ſchon ſpät." —

Als ſie aus dem Walde traten, war bereits der Abend niedergeſunken. Im Weſten glühten noch die letzteu Streifen der Sonne. Vor allem aber war der ſtille Randarhof ſichtbar, auf deſſen Dache eine ganze Glorie von Strahlen lag. Moſchele blickte aber nicht hin, er ging beinahe rück-

gewandt gegen Oſt, während Mendel ihn an der Hand fortzog. Die Bauern kehrten von den Feldern heim, ſie grüßten den Knaben und ſeinen fremden Begleiter. Da kam auch Honya, unſer baldige Bekannte, auf einem Pferde her trottirt, das an den Pflug geſpannt war. Er hielt einen friſchen Zweig in der Hand, der ihm ſtatt der Peitſche diente. Als ihn Moſchele ſah, lächelte er vor ſich hin. Er hätte keinen Zweig abgebrochen!

In ſtillem Ernſt kamen ſie nach Haus.

2. Die große Fahrt.

Am folgenden Tage verließ der Schnorrer das Haus, um ſich auf den Weg zu begeben. Er trug einen dicken Stab in der Hand und um den Stecken ein armſeliges Bündel geſchlungen, das ſeine wenigen Habſeligkeiten enthielt. Wie er die Schwelle übertrat, küßte er andächtig die Meſuſeh, jenen Pergamentſtreifen, der an der Thürpfoſte in einem blechernen Behälter hing, mit dem geheimnißvollen „Schadai“ und dem „Höre o Israel“ bezeichnet. Der Randar und ſeine Frau gaben ihm bis zum Hausthor das Geleit.

„Vergeßt nur nicht auf das Säckel Erd' von Jeruſchulaim,“ ſagte der Randar, „man kriegt das nicht alle Tag.“

„Ich vergeß ender (eher) auf mich,“ entgegnete der Bettler mit tiefer Rührung.

Rebb Schmul wollte ſchon ins Haus zurück, da rief die Randarin: Moſchele, wo biſt Du? Laß Dich zu guter Letzt noch von Rebb Mendel benſchen (ſegnen).

Aber Moſchele kam auf mehrmaliges Rufen nicht. Da ging die Randarin, die in ihrem mütterlichen Gefühle jeden Segen, der auf ihr Kind fiel, gern aufnahm, ſelbſt ins Haus, um nach dem Knaben zu ſehen. Sie kam aber mit bekümmerter Miene wieder zurück.

„Ich find' ihn nicht," ſprach ſie, „und ich laß euch nicht fort, Rebb Mendel, bis ihr mein Moſchele gebenſcht habt. Man muß ihn ſuchen gehen."

Der Schnorrer wartete geduldig, aber von dem Knaben erſchien keine Spur.

„Halt ihn nicht auf, Rachel," ſagte der Randar, Rebb Mendel hat einen weiten Weg vor ſich. Auf Jeruſchulaim iſt kein Sprung.

„Ich laß ihm ja meine beſte Broche (Segen) zurück," meinte der Bettler.

„Nein, nein," ſagte die Randarin kopfſchüttelnd, „ich laß Euch mit kein Schritt fort, Rebb Mendel; mein Moſchele muß gebenſcht werden." Sie begann aufs Neue den Namen des Kindes und ſo eifrig zu rufen, als ſtünde das Glück ihres Kindes auf dem Spiele und könne nur durch das Handauflegen des Schnorrers gefeit werden.

„Mach keine Komödie," ſagte der Randar mit einem ärgerlichen Lächeln. „Möcht Dich Einer ſehen, könnt' er ſich vom Lachen nicht enthalten."

„Meinſt Du, das liegt mir auf," ſagte Rachel halbleiſe, „wer über eine Broche (Segen) lachen kann, den laß ich gern ausſpotten." —

Währenddem war der Randar mit Mendel einige Schritte weiter gegangen, und wie er um die Ecke des Hauses bog, wo gleich die Straße anfängt, rief er mit einem Mal: „Bei mein Leben, dort steht ja unser Moschele.“

„Wo, wo?“ fragte die Randarin, die auf diesen Ruf näher gekommen war.

Moschele stand kaum fünfzig Schritte von seinen Eltern. Als sie näher kamen, mußten sie über den Aufzug des Knaben beinahe lachen, er trug einen Stecken in der Hand und um den Nacken ein kleines Bündelchen geschlungen, ein winziges Abbild des Schnorrers.

„Was ist Dir denn geschehen, Moschele,“ rief die Mutter, beängstigt lächelnd, wo willst Du hin? Du siehst ja aus, als möchtest Du auf die Wander gehn.“

„Ich will mit Rebb Mendel nach Jeruschulaim,“ sagte der Knabe ohne Verlegenheit.

„Nach Jeruschulaim? schrie der Randar und lachte so unbändig, als hätte Moschele gradezu in den Himmel spazieren wollen. Die Mutter schlug ihre beiden Arme um den Kopf des Kindes und sagte wehmüthig: „Schön, Moschele, nicht einmal der Mutter hast Du's gesagt, wo Du hinwillst.“

„Ich wär ja wieder gekommen,“ meinte Moschele, „wenn wir mit dem Aufbauen wären fertig geworden.“

Der Randar lachte bei dieser Antwort noch unbändiger.

„Laß ihn gehn, Rachel,“ sagte er, „was willst Du ihn aufhalten. Mein Lebwohl hat er und warum nicht. Er soll

ſich in der Welt verſuchen. Viel Segen auf den Weg und wenn Du zurückkommſt, bring' mir was mit."

Dabei gab er dem Bettler und der Mutter einen vielbedeutenden Wink, der ſo viel hieß als: Laßt ihn nur gehen, mir iſt nicht bang für ihn. Die Mutter aber umſchloß ihr Kind enger und feſter, als ſollte es wirklich fort von ihr; der Bettler ſtand ſprachlos und tiefſinnend bei dieſer ſonderbaren Scene.

Der Randar, halbunwillig über die ins Ernſte gezogene Reiſeluſt Moſchele's, ſagte verweiſend zu ſeiner Frau: „Und jetzt mach keine Poſſen und laß ihn gehn. Leb wohl, Moſchele, ich denk', Du biſt auf Sukoth (Laubhüttenfeſt) wieder zurück?"

Die Randarin gab ihrem Kinde noch den letzten Kuß, dann noch einen und wieder den allerletzten. Dann, ſagte ſie mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Alſo leb wohl, Moſchele und vergiß Deine Mutter nicht."

Es war, als wollte ſie in dieſem Vorſpiele einer ſcheinbaren Trennung die einſt kommende wahrhafte beklagen. Das iſt eines von den Räthſeln, die das Mutterherz umſchließt. Wer will ſie deuten?

„Alſo auf Sukoth kommſt Du gewiß," rief der Randar noch im Fortgehen, „bleib mir ja nicht aus."

„Laßt ihn nicht zu weit gehen, Rebb Mendel," flüſterte die Randarin dem Bettler zu. Dann wandte ſie ſich um, Vater und Mutter ſchieden; das Kind that einige Schritte vorwärts, aber nicht nach der Heimath.

Mitten in diesem Bilde stand der Schnorrer, unschlüssig, was er thun solle. —

Eine Weile ging Mendel neben dem Knaben fort, als stimme er wirklich in dessen Reiseplan ein, und sähe in ihm dem treuen Gefährten seiner großen Wanderung. Moschele schritt rüstig vorwärts. Wie sie weiter auf der Straße fortkamen, hatte ein kühler Luftzug die letzte Thräne getrocknet, die ihm das Scheiden der Mutter ins Auge geweht hatte.

Nachdem sie eine Viertelstunde gegangen, fragte Mendel so obenhin.

„Bist Du müd, Moschele?"

„Ich spür's kaum, Rebb Mendel." —

Der Schnorrer sagte kein Wort; sie schritten wieder rüstig vor. Nach einigen Augenblicken schon blieb er jedoch stehen und sage: „Jetzt aber bist Du gewiß schon müd', ich seh' Dirs an."

„An was seht ihrs, Rebb Mendel," rief Moschele gekränkt, „bin ich nicht immer um ein paar Schritt Euch voraus?"

„Gut," lachte der Schnorrer, „gehen wir weiter." —

Eine Strecke davon sagte Mendel auf's Neue. „Ich wett' d'rauf, Du kannst vor Müdigkeit gar nicht weiter."

Der Knabe entgegnete nichts, aber in seinen Augen standen zornige Thränen, und als wenn er den Bettler überhört hätte, ging er noch rascher voran. Mendel befand sich in großer Verlegenheit; er trug selbst die Schuld an dieser

Hartnäckigkeit des Kindes. Wie sollte er ihn von seinem Wahne zurückbringen? er sah keinen Ausweg.

„Aber willst du dir denn mit Gewalt die Füß' abgehen? rief er endlich, ich kann dich ja so nicht — mitnehmen.

„Rebb Mendel"! schrie der Knabe aus der Tiefe seiner Seele.

Der Schnorrer erschrack über diesen gewaltsamen Aufschrei des Kindes; er bedeckte sich schamvoll das Antlitz. Er seufzte und stöhnte, als läge ihm ein ungeheures Verbrechen auf der Seele. Dann nahm er den Knaben bei der Hand und sagte zu ihm: Wirst du jetzt nicht meinen, ich hab' dich gefoppt, Moschele und wird Mendel Wilna dir nicht wie dein ärgster Feind vorkommen? Was bist du doch für ein Narrele, mein lieb' Kind! Meinst du denn im Ernst, ich kann dich nach Jeruschulaim mitnehmen? Du mußt dich noch oft jähren, bis dazu Zeit ist. Für jetzt thu' mir kein Herz brechen und geh' Moschele; Vater und Mutter werden in Sorgen sein, geh, lieb' Kind!"

Kindern sagt es oft ein wunderbarer Instinkt, wo ihr seeliger Wahn seine Gränzen hat; sie fühlen es dem Tone an, der ihr Kartenhaus umbläst, daß sie zu wünschen aufhören müssen. Noch wunderbarer ist die Fügsamkeit und der dumpfe Heldenmuth, wenn sie bei den Trümmern ihres Glückes stehen. Nicht immer gleichen wir diesen Kindern! Wie viele grüne Zweige von gewissen Neigungen und Träumen halten wir noch in Händen, wenn sie längst als Hohn

zu unſern weißen Haaren und den verblaßten Blumen unſerer Seele ſtehen!

So hatte es Moſchele ſogleich dem Schnorrer angehört, daß es mit ſeiner Reiſe ein Ende hatte. Er wandte ſich ohne ein Wort um, und ſchlug den Weg nach der Heimath ein.

„Willſt du dich denn nicht benſchen laſſen“? rief ihm Mendel aus der Fülle ſeines Herzens nach.

Noch einmal hatte die Stimme des Freundes ihre Gewalt. Moſchele kehrte um, Mendel legte die Hände auf ſeinen Kopf und ſegnete ihn wie Jakob den Ephraim und Manaſſe geſegnet hatte. Jetzt war er es, der ſeine Schritte beſchleunigte; ihn drängte es, aus der Nähe eines halbzertrümmerten Himmels zu kommen, den er ſelbſt aufgebaut und mit den ſchönſten Sternen geſchmückt hatte. —

Als Moſchele wieder vor dem Dorfe ſtand, das er vor nicht langer Zeit verlaſſen, überfiel ihn eine große Wehmuth. Er kam ſich viel größer vor, ſo daß ihn die Leute kaum erkennen würden, meinte er. Aber beim erſten Hauſe des Dorfes überzeugte er ſich ſogleich vom Gegentheile. Dort ſtand die alte Baruſchka, die einſt ſeine Amme geweſen, vor dem Hausthore; als ſie den Knaben ſah, rief ſie ihm zu, aber Moſchele, der dort nie vorüberging, ohne einzukehren, duckte ſich ſcheu vorüber und als ſie ihm nochmals rief, blickte er zwar hin nach ihr, floh aber dann wie ein gehetztes Wild quer durch die Felder fort.

Hinter dem Dorfe machte er Halt, er war faſt athemlos. Er eilte nach kurzer Raſt wieder fort und beſchrieb ſo einen

großen Halbkreis um das Dorf. Kein Bauer war auf dem Felde, es war Sonntag. Auch in den Erlenwald kam er und die Vögel sangen so schön in den Bäumen, unter den er gestern mit Mendel Wilna gewandelt war. Von einem Baume brach er sich einen Zweig und steckte ihn an die Mütze. Vielleicht war es unbestimmte Rache an dem alten Freunde, was ihn dazu bewog. An dem Bächlein, das am Wald vorüberrinnt, setzte er sich dann nieder und tauchte den grünen Zweig in die Wellen. Minutenlange sah er zu, wie das Wasser über die Blätter hinglitt! Dann peitschte er die Wellen, bis auch nicht ein Blatt am Zweige geblieben war und er nur die nackte Ruthe hielt. Die Ruthe warf er dann weg und sprang auf.

Endlich war er dem Hause nahe, aber er wagte nicht so frei und offen einzutreten. Darum umging er die Hofmauer und da wo sich der Heuboden daran lehnt, kletterte er hinüber. Ohne sich weiter umzusehen, ob im Hof ein Zeuge seiner Schmach sei, flog er die enge Leiter zum Heuboden hinan. Die Tauben flatterten gestört auf. Im weichen, duftenden Heu verbarg er sich dann und weinte bitterlich.

Niemand als Hannele hatte ihn gesehen, sie meldete es sogleich der Mutter. Die Randarin meinte, das Kind könnte krank werden, wenn es so im Heu liegen bliebe, Rebb Schmul aber sagte lächelnd: Laß ihn sein' Narrheit ausschlafen, Rachel, es wird ihm gar nichts schaden."

Aber die Randarin schüttelte den Kopf: ihr sagte eine innerlich tönende Stimme, daß ihr Kind für seinen Wahn

durch Enttäuschung genug gebüßt habe. Sie ging in den Hof und stellte sich an die Leiter, die zum Boden führte.

„Moschele, rief sie, willst du nicht zur Mutter kommen"?

Erst auf den dritten Ruf erschien der Knabe. Die Mutter sagte kein Wort, sie küßte ihm die heftigen Thränen aus den Augen und brachte ihn ins Haus. —

8. Verhältnisse.

Seit der verunglückten Fahrt ins gelobte Land war mit Moschele eine große Veränderung vorgegangen. Der Rebbe, der früher mit dem „harten" Kopfe des Kindes so unzufrieden sich geberdete, wußte nicht genug des Lobes, um die „Helligkeit" in seinen Ansichten und das „Ausgefallene" in seinen Fragen zu bezeichnen. In rascher Eile lernte Moschele die Bibel durch, und ohne je zu ermüden begehrte er immer weiter! Der Rebbe ahnte die drängende Quelle dieses Triebes nicht; sie kam aus heiligem Boden, aber er schrieb sie auf seine Rechnung. —

Im dritten Buche Moses, wo das Capitel von den Verrichtungen der Priester und Leviten steht, fragte Moschele einmal: Rebbe, sagt mir einmal, wie hat Moscheh das alles vorauswissen können, was die in Jeruschulaim machen sollen?

„„Gott hat das mit ihm gelernt, war die Antwort, auf dem Berg Horeb hat er mit dem Propheten die ganze Thora durchgelernt.""

„Gott war alſo ſein Rebbe!?

„„Vierzig Tag und vierzig Nächt' hat Gott mit Moſcheh nichts anders gemacht, als lernen und wieder lernen. Wenn Moſche Rabenu (unſer Lehrer) hat etwas vergeſſen, ſo hats Gott gleich wiederholt und ſo iſt es gekommen, daß er nicht eine Sure (Zeile) von der ganzen Thora hat vergeſſen. Danach hat er ſie ganz aus dem Kopf geſchrieben.

„„Und nicht einmal hat er ſich geirrt?

„„Narr, wie hat das ſein gekönnt? Gott hat ja mit ihm gelernt! — — —

Des Abends, als der Rebbe wieder ins Ghetto zurückging, ſagte er zur Randarin: Geben Sie auf Ihr Moſchele Acht, das Jüngel hat einen hellen Kopf, er ſollt' Gemahra lernen.

Dafür bekam er drei blanke Zwanziger in die Hand und ein Pfund Kaffe in die Taſche geſteckt. „Sagt das auch meinem Mann, bat ſie den Rebbe, der wills nicht glauben, daß unſerem Moſchele was Rechts in den Kopf geht.“ —

Es war für Moſchele gut, daß ſeine Kinderjahre nicht in einem Ghetto ſich abſpannen. Wenn da der Rebbe die Gemahra vorgeſchlagen hätte — er hätte ſie lernen müſſen! Aber weder der Randar noch die Mutter fanden ſie nach ihrem Sinn. Wieder war es bei Rebb Schmul die alte Sorgloſigkeit, die es mit jeder Bildung des Kindes ſo leicht nahm. Ob ihn aber dabei ein unbewußt richtiger Inſtinkt leitete?

Iſt doch die rein jüdiſche Erziehung ein wunderbares Räthſel! Frühzeitig wird das Kind an die heiligen Quellen geführt, woraus ſeit Jahrtauſenden der Strom des Unnennbaren kommt. Es wird früh reif, ſeine Sinne ſpitzen und ſchärfen ſich zu; das heilige ewige Buch kommt ganz und unverſehrt in ſeine Hände, es kann damit ſpielen, wie mit einem zweiſchneidigen Meſſer. Während den Kindern, die das Kreuz ſchlagen lernen, nur nach Willkühr herausgeriſſene Blätter gegeben werden, hat das Kind des Juden den ganzen Inhalt; kein menſchlicher oder kirchlicher Bann ruht darauf, der ihm das Weiterleſen verbietet; es kann forſchen, deuten und klügeln wie es will. Liegt da nicht eine unberechenbare Bedeutung für die Zukunft darin? — —

Vor Vielem werden wir daher unſer Moſchele bewahrt ſehen, was im Ghetto frühzeitig über ihn gekommen wäre. Die „Bäume im Wald", die der guten Randarin ſo oft das Herz abdrückten, hatten wenigſtens das Gute, daß ſie gerade und frei zum Himmel aufwuchſen.

Es iſt gewiß ein guter Gedanke, die Kinder ſich ſo ſelbſt erziehen zu laſſen, aber die wenigſten Menſchen verſtehen das. Das Kind ſo in ſeine eigene Huth zu ſtellen, es nicht zu ſtören in ſeinem Wachsthum an Gemüth und Seele, indem man ſtets die beſten Eindrücke an ihm vorüberführt, vermögen nur wenige Eltern. Immer hat das Leben in der Familie einen gewiſſen Schmutz, der ſich in die klaren Wellen des Kindes miſcht; ſpätere Zeiten ſollen ihn erſt ausſpülen, aber ſeitdem hat er ſich in die feinſten Theile unſeres

Seins verflüchtigt und wir nennen das: seine ersten Eindrücke nicht los werden. —

Es war eine eigenthümliche Welt, in der die Kinder lebten. Im Dorfe geboren und erzogen, gehörten sie ihm doch nicht so eigentlich an. Sie trugen städtische Kleider mitten unter Bauern, ein Umstand, der kein näheres Einverständniß mit den Kindern des Dorfes aufkommen ließ. Die Randarin hielt sie zu gut dafür und wieder waren es die „Bäum' im Wald", warum Hannele und Moschele keinen Spielgenossen im Dorfe als sich selbst hatten. —

Der Randar nahm überhaupt zum Dorf eine sonderbare Stellung ein. Zur Hälfte war er Bauer; sein ganzes Leben hatte er hier zugebracht, er war mit seiner Geschichte ganz vertraut. Dadurch war eine eigene Mischung in seinem Wesen entstanden; er hatte Vieles von den Bauern angenommen; er besaß manche ihrer Eigenschaften. So war er selbst beschränkt, kopfstutzig und kurzsichtig. Dennoch war er, verglichen mit ihnen, eine geistig überlegene Macht; er war klüger als sie, was freilich sein „Geschäft" mit sich brachte.

Der Randar sagte oft: „Ich muß von meinen Bauern leben" und in diesem Geständnisse liegt der Schlüssel zu Vielem!

Der „Pan Schmul" war der eigentliche Gutsherr des Dorfes, und die Bauern erkannten ihm diese Oberherrlichkeit auch gern zu. Er trank mit ihnen aus einem Glas, er duzte sie und litt es, wenn sie ihm im Bierrausch um den

Hals fielen. Der „Zsid“ (Jude) und sein Haus hatten eine besondere Zugkraft für sie; es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen, wobei sich jeder Theil gut stand.

Die Bauern traten in die Stube des Randars mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! und Rebb Schmul antwortete drauf: In Ewigkeit, Amen! In dieser Anrede der Bauern lag eine gewisse naive Bewußtlosigkeit; der Randar wußte aber was er sprach. Er mußte ja „leben“.

In religiösen Dingen überhaupt ließen sich Rebb Schmul und die Bauern vieles gelten. Sprach er auf das Lob des Heilands sein Amen, so verrichtete er auch mitten unter ihnen seinen Gottesdienst. Die Tefillin (Gebetriemen) um Kopf und Arm gelegt, ging er unter den Bauern herum, und es mag Manchem sonderbar dünken, daß sich Keiner darüber belustigte. „Der Pan Schmul betet“ hieß es, wenn sich der Randar beim Schmona-Esre in einen Winkel stellte, und mitten unter slavischen Lauten die Sprache Zions ertönen ließ. Dann rückten sie die Gläser zusammen und redeten still, so lang das Gebet dauerte. —

Der Randar hatte so seine eigene Art, die Bauern in „Respekt“ vor sich zu halten, vielleicht weil er oft ihren Schiedsrichter machte. In der Schenkstube ging die eigentliche Geschichte des Dorfes vor und der Randar hatte ihre Fäden in der Hand. Die hitzigsten Kämpfe und Diskurse fielen dort vor. Da wurde über die Beamten geklagt, da wurden die Robotten verflucht. Alle Leidenschaften fanden

hier ihren Ausgangspunkt. Gab es einen Streit, so vermittelte ihn der Randar; ihm mußte daran gelegen sein, beide Partheien friedlich unter seinem Dache zu sehen. Merkwürdig war die Kunst, mit der er bei solchen Fällen zu Werke ging. Er ließ die Gemüther zuerst in die furchtbarste Wallung kommen, daß man jeden Augenblick einen blutigen Ausgang erwartete. Dann erst trat er vermittelnd auf; er hieß alle schweigen und begann nun in einer langen Rede den ganzen Streit zusammenzufassen, zu beleuchten und so zu stellen, daß er in seinem Munde eine ganz andere Gestalt annahm. Dabei fragte er alle Augenblick einen von den Hauptstreitern: Hab' ich nicht recht, Pawel? und wenn der verblüfft bejahte, wieder einen andern: Hast du was dagegen, Waczlav? und so weiter, bis eigentlich Keiner im Rechte war, als er allein. Selten merkten die Bauern diese Taktik, am Ende sprachen sie doch immer: Der Pan Schmul ist ein gescheidter Mann, und das Ansehen des Randars stieg jedesmal höher. —

Es ist eine traurige Wahrheit, aber wir müssen sie aussprechen: Im Innern verachtete der Randar diese Bauern. Sie waren ihm zu abergläubisch und weil er ihnen durch seine Redekünste imponirte, sah er sie tief unter sich. Es ist das der Irrthum der meisten Menschen — nicht nur des Juden.

Wenn Sonntags Tanz in der Schenkstube war, durften die Kinder nie dazu. Man sperrte sie in irgend ein abgelegenes Zimmer, wohin die trunkenwüthenden Laute des

Volkes und seine Freude nicht bringen konnten. „Was willst du dort thun, sagte die Randarin einst, als Moschele in die Schenkstube begehrte, willst du sehen, wie sich Honza oder Wasta schicker (trunken) gemacht haben? und wie sie sich die Köpf' aneinanderschlagen? was siehst du denn an ein' betrunkenen Bauern? Dank' Gott mit aufgehobenen Händ', daß du's nicht zu sehen brauchst." — Sprach sie so wirklich? O ja, und sie setzte noch dazu: Wir Juden sind nicht für das geschaffen. Taglang im Wirthshaus liegen und saufen, kann nur ein Bauer. Und das Beispiel willst du dir nehmen?

Ein andermal begehrte Moschele von dem weißen Geiste zu kosten, der den Bauern so wohl bekam, daß man täglich eine große Flasche füllen mußte. Da schrie die Randarin, als hätte er nach Gift begehrt, aus: Schmah Jisroel! Branntwein willst du trinken? Vergißt du, daß Rebb Schmul Randar dein Vater ist? Welch rechtschaffen Jüdenkind trinkt Branntwein? Das ist nur für die Bauern; wie du aber nur zwei Tropfen zu dir nimmst, verlierst du deinen Sechel (Verstand)! —

Wir kennen bereits die bettelhaften Freunde unseres Moschele; er und Hannele hatten übrigens noch einen Bekannten im Dorfe, nähmlich den Honza mit dem grünen Zweig. Beide Kinder theilten sich in ihn, aber Hannele besaß den größern Theil. Honza war zum Studenten bestimmt; er sollte Geistlicher werden und lernte beim Pfarrer bereits Latein. Dieser Umstand trug sehr viel zur Ebenbür-

tigkeit der gegenseitigen Freundschaft bei. Die Randarin sah diesen Umgang sogar gern.

Es ist wichtiger als man glaubt: Der Sabbat war Schuld, daß die Freundschaft zwischen den Kindern nicht recht aufkeimen konnte. Da brauchten nähmlich Moschele und Hannele nichts zu lernen, und da ging Honza zum Pfarrer; am Sonntag aber kam der Rebbe aus dem Ghetto und da war wieder Honza frei. Sie trafen sich daher nicht so oft, als sie wollten. Wer am meisten darunter litt, war Hannele; ihr Bruder hatte seit dem Weggehen Mendel Wilnas einen stillen geheimnißvollen Gefährten, mit dem er am liebsten verkehrte, und das war er selbst. —

Mit der Zeit fand jedoch Hannele einen Ausweg. Am Sabbat Nachmittag ging sie mit ihrem „Siderl" (Gebetbuch) zur Kirche, da wo das große hölzerne Kreuz mit dem Heiland daran steht, und wiederholte sich da die Lektion des Rebbes. Eigentlich wartete sie nur da, bis es vier Uhr an dem Thurme schlug, denn dann kam der Honza aus der Pfarrei und setzte sich zu ihr, um zu plaudern. Der Anfang dieses Gespräches war ungefähr immer derselbe.

„Hast du mir mitgebracht? war die erste Frage Honzas.

Dann nickte Hannele lächelnd mit dem Kopf und brachte aus einer der Taschen der Schürze ein Papier hervor, worin etwas eingewickelt lag was der Honza jedesmal mit lüsternen Blicken begrüßte. Es war ein Stück „Barches" oder weißes Sabbatbrod, das sich Hannele vom Mund abgespart hatte. Dieses „Barches" war der Gegenstand vielen Neides;

die andern Knaben, die den Honza mit vollen Backen ſahen, ſagten dann: „da ſitzt der Honza wieder mit ſeinem Judenweib.“

Aber Honza war der Geſcheidtere; er kehrte ſich nicht an Geſpött. War er aber nicht wirklich zu beneiden? Die Andern bekamen höchſtens zu Weihnachten oder Oſtern ſo ein weißes Brod, und er hatte es alle Sabbat. War er da nicht zur Freundſchaft gegen Hannele berechtigt?

Wenn er abgeſpeiſt hatte, ſagte er gewöhnlich: Wie doch das Judenbrod gut iſt!

„„Hat's dir geſchmeckt“? fragte dann das Hannele ganz unnöthig. — —

Oft verfielen die Kinder auf Geſpräche, die man am wenigſten bei ihnen geſucht hätte, nähmlich auf religiöſe. Es pflegt das häufiger zu geſchehen, als man wohl glaubt, denn der Gott, den ſie nicht recht faſſen, iſt ihnen darum um ſo näher und nimmt unter ihren Händen jede Geſtalt an. —

Einmal ſagte Hannele, nachdem Honza mit dem „Barches“ fertig war: Jetzt „benſch“ Honza!

„Was iſt das für ein Wort? vielleicht jüdiſch?

Hannele mußte beſchämt geſtehen, daß es ſo wäre; ich weiß nicht, warum ſie dabei ſo roth wurde.

„Wenn man bei uns etwas gegeſſen hat, erklärte ſie, ſo muß man benſchen oder Gott danken. Thuſt du das auch, Honza?

„Ich bete das Vaterunſer, ſagte Honža und wenn ich etwas brauch', ſo geh ich zum heil. Johann von Nepomuk, der dort auf der Brücke ſteht.

„Wenn du etwas brauchſt? fragte Hannele, die die Stellung der katholiſchen Heiligen zwiſchen Gott und Menſchen nicht verſtand, ganz verwundert.

„„Und die Mutter geht auch hin, meinte Honža.

„Thut er dir aber Alles, um was du ihn bitteſt? fragte Hannele.

„Immer, ſagte der Honža mit großem Ernſte. —

Drauf bat ihn Hannele, ihr doch das Gebet zu ſagen, was er täglich bete, aber nicht jenes, welches er an den Heiligen auf der Brücke richte. Sie meinte das Vaterunſer. Honža trug einen Augenblick Bedenken, denn in Glaubensſachen ſind ſich alle Menſchen gleich; man breitet nicht gern, was Einem ſelbſt als Geheimniß in der Seele ruht, vor Andern aus. Dann aber fing er an, und weil er diesmal nicht wirklich betete, ſondern ſich gleichſam nur prüfen ließ, ſo trug er es auch viel wärmer und inniger vor. Die Worte des Heilands in ſlaviſchen Lauten und der allgemeine, jedes Menſchenherz gleich treffende Inhalt derſelben, kamen dem Mädchen gleich wunderbar vor. Sie verſtand das Gebet, nur ſtaunte ſie, daß darin kein Wort von „Jeſus Chriſtus" durchklang.

Nach einer Weile tiefen Nachdenkens ſagte ſie: Jetzt thu' mir den Gefallen, Honža, und ſag's noch einmal. Der ſah ſie erſt forſchend an, gleichſam um ſich zu überzeugen, daß

ſie es ohne Spott verlange, drauf wiederholte er das Gebet. Hannele hielt den Kopf ganz niedergebeugt, daß ſie mit ihrer Stirne beinahe das im Schooße liegende Gebetbuch berührte. Wie Honža geendigt hatte, ſagte ſie ſchnell: Das iſt ganz leicht! Mir kommt vor, ich kann's ſchon auswendig. Soll ich dir's aufſagen?

Honža war über dieſes Gedächtniß ganz verwundert.

„Du meinſt das nur, aber können wirſt du's nicht.

„„Hör' nur zu, erwiederte Hannele, und hilf mir dabei. Mach' ich einen Fehler, ſo darfſt du nicht lachen!

„„Fang' nur an, ſagte Honža mit ſtrenger Miene.

Hannele begann. Sie kam glücklich über den Anfang hinweg, bis: wie im Himmel, ſo auf Erden. „Warum ſagt man auch auf Erden? unterbrach ſie ſich, Gott iſt ja nur im Himmel.

Honža ſtarrte der kühnen Fragerin ins Geſicht, dann wurde er blutroth und ſagte: „das weiß ich nicht!" Offenbar die beſte Antwort.

„Jetzt wie gehts weiter? ſag' nur das erſte Wort.

„„Gib uns heute unſer tägliches Brod" —

„Gib uns heute unſer tägliches Brod und vergieb uns unſere Schulden — was ſind das für Schulden, Honža? fiel ſie wieder ein, ich bin ja nichts ſchuldig. Uns ſind die Bauern im Dorfe genug ſchuldig.

„„Jeder Menſch hat Schulden, entgegnete Honža mit mehr Wahrheit, als er wohl ſelbſt dachte. „Sag nur weiter: ſo wie wir auch vergeben — — —

Mit seiner Hilfe brachte Hannele das Gebet zu Ende: „sondern erlöse uns von dem Uebel".

„Jetzt mußt du Amen sagen, ermahnte zuletzt Honza.

Aber Hannele entgegente: „Das will ich nicht", weil das Wort jüdisch war und oft im Gebetbuch vorkam.

„Warum nicht?

„„Weil ich nicht will —

„So sag' ichs statt deiner, schrie Honza und rief das Amen wohl zwanzigmal in einem Athem, daß es überall Echo gab. Hannele hielt sich die Ohren zu, sie wollte das Wort nicht hören, es klang ihr schrecklich. —

Hierauf wollte Honza auch hören, was denn Hannele bete, sie aber meinte, das würde er nicht verstehen, denn es sei hebräisch. Aber Honza wollte das Gebet wenigstens sehen und schon aus Dank für seine frühere Gefälligkeit blätterte Hannele in ihrem Siderl nach, bis sie das „Benschen" gefunden hatte.

Bei dem Anblick der vielen krausen und sonderbaren Buchstaben, die gegen alle Regel von der Rechten nach der Linken liefen, wurde Honza im ersten Moment ganz bestürzt, beinahe ängstlich. Und vielleicht war es gerade das Gefühl der Furcht, warum er dem Mädchen das Buch wegriß und lachend ausrief: Aus dem betest du?

„Gib mir mein Siderl, Honza, schrie Hannele in höchster Seelenangst. Aber der Knabe lief wie rasend, seine Beute hoch in den Händen haltend, um das Kreuz herum.

Hannele war hinter ihm her; sie konnte ihn aber nicht erreichen, der immerfort lachend rief: Aus dem beteſt du?

Da warf ſich Hannele ins Gras und gab ſich troſtlos ihrer Verzweiflung hin.

„Wenn du mir mein Siberl nicht gibſt, ſchluchzte ſie, ſo bin ich für immer böſe mit dir. Honža kam nun und legte das Buch zu ihr hin. Kaum hatte ſie es wieder in ihrer Gewalt, ſo ſprang ſie haſtig auf und lief fort, gerade nach Hauſe. Der Honža blickte ihr ganz verblüfft nach. —

4. Lebenspläne.

Der Randarin, wenn ſie ſo das ſtille geiſtige Wachsthum ihres Moſchele beobachtete, ward oft ganz traurig zu Sinn. Sie konnte es ſich nicht ausreden, daß ihr Kind ein lebendiges Opfer ſei. Sie ging immer von dem Gedanken aus, daß die Fähigkeiten Moſcheles zu gut für das „Dorf" wären. „Hätt' ihm denn Gott ſo einen Kopf gegeben, dachte ſie oft, wenn er hätt' gewollt, das Kind ſoll ſein ganz Leben bei Bauern und Bierfäſſern bleiben?" Sie begriff es nicht, daß auch das Dorf die guten Köpfe brauchen könne. —

Honža wußte gar nicht, wie oft er in den ſtillen Selbſtgeſprächen der Randarin vorkam. In ihren Augen war ſeine Bildung ein rieſengroßer Baum, wogegen ihr Moſchele ſich wie eine zwergige Ruthe ausnahm. Sie verglich immer die beiden Knaben, und ſo wurde es zuletzt ſtehender Gedanke in ihr, das Lebensglück des Kindes ſei ſchon gebrochen!

Wie viele Dinge versuchte die gute Frau, um ihrem Manne die Hartnäckigkeit zu benehmen So sonderbar sind die Menschen! Sie wagte es nie offen mit ihm zu sprechen, weil sie seine Vorurtheile gegen das „Lernen" kannte. In jeder andern Angelegenheit mit ihm ein Herz, eine Seele, ein Wille, und wo es sich um das Kind handelte, um ein ganzes Leben, durch eine Kluft getrennt!

Schon seit langer Zeit trug die Randarin einen Gedanken in sich, über dessen Kühnheit sie selbst erschrak. Sie wollte, daß Moschele studiere. Sie wußte wohl, was sie damit unternahm. Wie ein steiler Berg stand es vor ihr, aber eine innere Stimme rief ihr zu, sie müsse hinüberkommen, — und käme sie auch todt auf dem Gipfel an!

„Was hat Honza vor mein Kind voraus? dachte sie oft in stiller Nacht; sein Vater ist der größte Schickerpolt (Trunkenbold) im ganzen Dorfe; er hat Felder und Gärten und Wiesen gehabt und das Alles hat der Waczlav verthan. Die Waczlavin geht mir immer zu Herz, aber sollen wir ihm nichts zu trinken geben? Das ist ja unser Geschäft. Und bei dem Allen wird Honza studieren; die Waczlavin spart sich vom Mund ab, um's dem Kind zu geben. Und das thut die Waczlavin, was möcht' erst ich thun? Was der größte Schickerpolt im Dorfe mit sein Kind unternimmt, das verwehrt mir mein eigener Mann. Brauch' ich in Schul' zu gehen in seidenen Kleidern? Aber ich seh' schon, das Kind ist ihm nicht so viel werth als ein seiden Kleid."

Sie gebrauchte oft den Kunstgriff, Moschele vor ihrem

Manne „verhören“ zu laſſen. Unter den Schnorrern, die ins Haus kamen, war immer einer, der ſich in der Bibel gut auswuſte. Jeden Sabbat war nun ein ſolches Verhör aus dem „Chumeſch,“ wobei Moſchele auf alle Fragen des gelehrten Bettlers antworten mußte. Gewöhnlich beſtand der Knabe ſehr gut, und da war es immer die Randarin, die in die erſten Lobſprüche ausbrach. Sie lud gewöhnlich das ganze Haus zu dieſem Verhören, damit es um ſo feierlicher zugehe und der Ehrgeiz ihres Mannes geweckt werde. Sie wollte ihn allmälig auf den Studiergedanken vorbereiten.

Moſchele ſelbſt ahnte nicht, was die Mutter mit ihm vorhatte. Sie ſagte oft weinend, daß ihm ein großes Unrecht geſchehe, nur wußte er nicht welches. Ihm that kein Menſch was zu Leid! Von Honža ſprach ſie beinahe alle Tage, ſie ſah in ihm wenigſtens ſchon einen Domherrn, der ſein eigenes Haus auf dem „Hradſchin“ in Prag hatte und vorn an der Bruſt ein goldenes Kreuz! Durch dieſe Reden wuchs auch in ſeiner Seele Honža zu einem ungewöhnlichen Weſen. Es war einmal der Biſchof von Leitmeritz auf dem Dorfe geweſen, um die Firmung an den Kindern zu verrichten, und ſeit jener Zeit ſah Moſchele in Honža nichts anderes, als den künftigen Biſchof. Er umkleidete ihn mit demſelben Glanz; er ſetzte ihm dieſelbe Mütze auf, die der Prälat getragen und an der Bruſt ließ er ihm ein Kreuz funkeln, groß und leuchtend wie die Sonne ſelbſt! So ausgeſtattet verehrte er in Honža gleichſam einen Götzen, dem er in Ehrfurcht zugethan war.

Ein Ereigniß trieb dieſe Verehrung Honža's plötzlich zu einem hohen Baume auf, der Blüthe und Frucht zugleich trug.

An einem Sabbat, da gerade kein Schnorrer gekommen war, der ihn „verhörte," ſah Moſchele müßig zum Fenſter hinaus. Hannele ſaß wieder bei dem Kreuze vor der Kirche, Honža neben ihr wie es ſchien im eifrigſten Geſpräche. Mit Honža allein zu ſprechen, getraute er ſich ſelten, aber in Geſellſchaft Hanneles fühlte er Muth dazu.

Moſchele ging alſo gerade auf die Beiden los. Als er ſich ihnen näherte, bemerkte er wie die Zwei plötzlich in ihrem Geſpräche ſtockten, Hannele wurde ſogar roth und Honža bekam die eine Backe ganz dick, weil er darunter einen Biſſen „Barches" verbarg, den er nicht zur rechten Zeit verſchlucken gekonnt. Als wenn Moſchele von dieſem Tribute ſeiner Schweſter nichts gewußt hätte!

Ein neckiſcher Geiſt hieß aber den Knaben diesmal bleiben, wiewohl ihn der ſchlechte Empfang der Beiden hätte abſchrecken ſollen. Keines ſprach ein Wort mit ihm und ſo ſtellte ſich Moſchele aus Rache gerade vor das Kreuz hin, um ſie recht zu ärgern. Aber das dauerte nicht lange, denn ein anderer Gegenſtand feſſelte ſeine Augen.

Er hatte den gekreuzigten Heiland vor ſich. Auf dem Dorfe, wo überhaupt eine größere Toleranz herrſcht, geboren, waren dem Knaben jene Vorſtellungen größtentheils fremd, wie ſie das Ghetto ausgeheckt hat. Der Heiland war ziemlich ſchlecht gemahlt. Dennoch fühlte Moſchele eine Art

Mitleid mit seinem Gottesleiden. Das todtgebeugte Haupt und die gebrochenen Augen, die Nägel in Händen und Füßen, aus denen das Blut heraustropfte, überfuhren ihn mit leisen Schauern. Besonders von den vier lateinischen Buchstaben über dem Gekreuzigten konnte er die Augen nicht wegbringen. Sie schienen ihm so geheimnißvoll, und kaum, daß er es selbst ahnte, was ihn in diesem Augenblicke bewegte, sprach er halblaut: Könnt ich nur wissen, was das J N R J heißt, was da auf dem Blech steht?

„Ich kann Dir das sagen, rief Honža sogleich; er hatte das „Bavches" glücklich überwunden."

Hannele und Moschele sahen ihm staunend ins Gesicht. Kein Gott und König auf Erden, vor dem sich zwei Seelen demüthiger neigten, als die der Kinder vor Honžas Gelehrsamkeit.

„Das ist lateinische Sprach'," sagte Honža.

„Lateinisch?" sprach Moschele leise nach.

„Wenn Du's nicht glauben willst, betheuerte Honža, so frag' nur den Pfarrer, wenn er zu Euch kommt."

Guter Honža! Man zweifelte ja an Dir so wenig, als vielleicht Du selbst an der Unfehlbarkeit Deines Pabstes.

Hierauf erklärte er ihnen zuerst, was jeder Buchstabe einzeln zu bedeuten habe, dann sprach er die vier fremden Wörter auf einmal aus und übersetzte sie ins Böhmische. Da hießen sie: Jesus, der Nazarener, König der Juden.

Wie die Erde den goldenen Regen in ihren Schooß aufnimmt, so fielen diese Worte Honža's in Moscheles innerste

Seele. Die Keime ſollten nicht ausbleiben. Abends, bei der „Habdala," wo der Sabbat ſinnbildlich von der Woche geſchieden wird, war Moſchele ſtill und nachdenkend. Sonſt ſtritt er immer mit Hannele wer dabei die brennende Wachskerze halten ſollte, die der Vater nach der Segnung in dem Weine auslöſchte. Heute überließ er ſie willig. Rebb Schmul begann die Ceremonie mit einem: „gut Woch, gut Jahr," worauf er eine lange hebräiſche Segensformel über den Wein und das Gewürzbüchslein hielt, die gleichſam den Duft und Reiz des ſcheidenden Sabbats darſtellen. Vom Weine verſchüttete er ſodann einige Tropfen auf den Tiſch und verlöſchte die Wachskerze daran. Das Gewürzbüchslein wurde hierauf nach der Reihe zum „Schmecken" herumgegeben, jeder behielt es einige Augenblicke, um ſich an ſeinem Dufte zu laben, als es aber an Moſchele kam, wußte der gar nichts davon und Hannele rieb es ihm gerade unter die Naſe hin. —

Der Vater war in die Schenkſtube gegangen, die Mutter „räumte" die Sabbatskleider wieder in den großen Kaſten, da kam Moſchele leiſe zu ihr und faßte ſie bei der Hand.

„Was willſt Du?" fragte ſie ihn.

„Hat Moſcheh Rabenu (unſer-Lehrer) auch Lateiniſch gekonnt?"

„Heißt das eine Frage, entgegnete die Randarin arglos darauf, hat es denn etwas in der Welt gegeben, was er nicht hätt' gekonnt? Der Rebbe hat Dir ja verzählt, daß

Gott selbst mit ihm hat gelernt, und mit wem Gott lernt, kann der nicht Alles?"

Moschele sah bei diesen wirklich tiefsinnigen Worten der Mutter lange in's Angesicht, das Kind fühlte sich wunderbar davon ergriffen, wiewohl sie die Randarin in einem dunkeln Gefühlsinstinkt ausgesprochen hatte.

„Also lernt Gott auch mit Honža?" sagte er nach einer Weile.

„Wie kommst Du darauf!" meinte die Mutter lächelnd.

„Weil er auch lateinisch kann." —

„Narrele, das hat er vom Pfarrer."

„Und der Pfarrer?"

„Der hat vierzehn Schulen studiert, jetzt kann er's gut."

Es war gut, daß die Bäume nicht zum Wachsen in den Himmel bestimmt sind. Ich weiß nicht, wie die Randarin eine weitere Frage in dieser Folgerungsweise beantwortet hätte. Mit einem jener gewöhnlichen Gedankensprünge der Kinder, sagte dann Moschele: „Kann jeder Mensch so werden wie der Pfarrer und Honža?"

„Die sind noch gar nichts," erwiederte die kluge Mutter, und selbst der Pfarrer muß noch lernen und lernen, bis er alles wird können."

„Und ich kann das nicht werden?"

„Möcht'st Du nicht auch studieren, Moschele?"

schrie die Randarin aus der Tiefe ihrer Seele und hielt das Kind, zitternd vor Freude, mit beiden Händen an ihr Herz geschlossen.

O Gott, wie war sie glücklich! Sie küßte ihrem Moschele beinahe die Seele weg, die sich so ahnungsvoll dem Lichte der Bildung entgegen rang, sie weinte und lachte zu gleicher Zeit und sprach Worte dazwischen, die nicht der Kopf ersonnen, aber das Herz in freudigem Uebermuth von sich warf. Waren denn keine Geister da, die die Nachricht auf eilende Fittige nahmen und sie über Land und Meer trugen — daß nämlich Moschele studieren wolle?

Sie lief auch sogleich zur Schenkstube, um es ihrem Manne zu sagen. Aber ein Blick, den sie hinwarf überzeugte sie, daß es jetzt nicht an der Zeit sei. Der Randar saß mitten unter seinen Bauern und hielt gerade über einen geringfügigen Streit zwischen zwei Trinkern eine weitläufige Rede. Da wurde sie plötzlich traurig. Ein bitteres Gefühl gegen ihren Mann tauchte in ihr auf, aber es war sogleich still; die Freude läßt nicht bitter sein. —

Sie ging wieder langsam zurück und kam an der Küche vorüber, wo die alte Chane bei einem hell lodernden Feuer das Nachtmal bereitete. Sie stellte sich gerade vor die Flammen, die ihr mildes Angesicht wie mit himmlischem Widerschein beleuchteten. Stillsinnend blickte sie hinein, ihre Seele war bei dem Kinde. Da störte sie die alte Köchin auf, die einen Topf Wasser znm Feuer hinstellte. Nun begann die Randarin: „Hab ich Dirs schon gesagt, Chane, daß unser Moschele Leben studiren will?“

Bei der Köchin fielen immer nur die letzten Worte, wie Regentropfen von der Dachtraufe — denn sie war taub.

„Studieren will?“ ſagte ſie.

„Er will lateiniſch lernen,“ fuhr die Randarin fort, „und wird in die Schulen gehen und ein geſchickter Menſch werden.“

„Menſch werden,“ ſagte das Echo.

„Erleben möcht ich's, wenn er nur ſchon Doctor wär'. Ich möcht's nur wegen unſerer Beamten und Bauern; die meinen, nur ihre Kinder können ſtudieren. Aber es wird viel Geld koſten.

„Geld koſten,“ ſprach die Taube nach.

Da erſt merkte die Randarin, an wen ſie ihre Freude gerichtet hatte. „Du hörſt ja ſo nicht, Chane,“ ſagte ſie leiſe lächelnd, „ich könnt' ender zu dem Topf Waſſer da am Feuer reden.“ — —

Wir können die Nacht, die dieſem Abend folgte, nicht am Bette der Randarin verweilen; ſie war zwiſchen Beten und Hoffen getheilt. —

Am andern Tage war die Randarin in ihrer Freude gefaßt, ſie war feſt entſchloſſen, es heute ihrem Manne zu ſagen. Sie wußte nur nicht, wie ſie es anfangen ſollte. Das fühlte ſie, welch' einen Sturm ſie über das Haus herauf beſchwor und im bangen Vorgefühl deſſen, litt ſie furchtbare Qualen. Wenn ſie ſich gerade nicht freute, weinte ſie verſteckte Thränen.

Da ſtand ſie Vormittags draußen vor dem Thore und überlegte ihr ganzes Thun. Auf offener Gaſſe bat ſie Gott, daß es ihr gelingen möge. Ueber die Straße ſah ſie die Wac-

zlavin, Honža's Mutter, gehen; die ging vor dem heiligen Johann von Nepomuk ihre Andacht verrichten. „Jetzt wird sie für ihr Honža zu dem bitten," dachte die Randarin, und ihre Seele begegnete der Bäuerin auf halbem Wege, und sie war eins mit ihr im Streben, Wollen und Glauben.

Plötzlich kam eine Kutsche herangerollt, der aufsteigende Staub verbarg sie noch ihren Blicken. Wie sie näher kam, erkannte die Randarin, daß es der Graf selbst war, der da kam. Sie erschrak vor innerster Ehrfurcht. —

Nein, nein, stellt euch da kein rührendes Gegenüberstehen längst erstorbener Leidenschaften vor! Es ist Alles vorüber; sie sind ja beide alt geworden.

„Guten Morgen, Frau Rachel," grüßte der Graf, indem er aus der Kutsche stieg.

„Excellenz," stammelte die Erschrockene und nahte sich ihm, um ihm die Hand zu küssen.

„Schon lange nicht bei Euch gewesen, nicht wahr?" rief der Gnädige; „ich komm', mir einmal die Brennereien zu besichtigen. Wie stehts mit Herrn Rothschild?" Er meinte den Randar.

„Der ist gesund, Excellenz." —

„Und mit Ihnen, Frau Rachel?"

„Ich bin auch gesund, danke Excellenz!"

„Sie haben aber geweint, Frau Rachel, darf man wissen, warum?"

Die Randarin stockte mit der Antwort.

„Ich hab' viel Kummer," sagte sie nach einer Weile.

„Und um was, Frau Rachel, ihr lebt ja sonst glücklich in der Ehe?“

„Das läßt sich nicht leicht sagen, Herr Excellenz,“ meinte die Randarin mit schmerzlichem Lächeln.

„Warum nicht?“

„Es gehört zum Haus“ —

„Und das darf man nicht wissen?“ rief der Graf.

„Es ist nur wegen meiner Kinder.“ —

„Machen die Ihnen so viel Kummer? Das ist freilich traurig.“

„Die Kinder sind ganz gut und ich dank' Gott dafür,“ fiel die Randarin, die den Sinn des Grafen wohl verstanden, lebhaft ein, „aber mein Moritz“ — sie schämte sich, ihn beim rechten Namen zu nennen, „möcht' gern Doctor werden.“

„Ihr kleiner Sohn?“ fragte der Graf lächelnd.

„Aber mein Mann will nichts davon hören; er meint, er wird genug wissen, und wenn er etwas lernen möcht', könnt' er aufhören, ein guter Jud' zu sein. Ich aber will, er soll studieren; Geld wird es viel kosten, mein Mann will nicht.“

„Wegen des Geldes?“

„O nein Excellenz, wegen dem Juden“ —

„Possen,“ rief der Graf, „wegen einem Paar lateinischer Brocken wird er Euerm Moses nicht sogleich untreu werden. Ich will mit Ihrem Mann darüber reden, verlassen Sie sich darauf, Frau Rachel.“

Währenddem war der Randar unter Bücklingen herbeigekommen, um ſeinen gnädigen Herrn zu begrüßen. Der Graf lachte ſeinem „Rothſchild“ freundlich zu, und hieß ihn die Brennereien öffnen, die er beſichtigen wolle. Die Randarin ging hinterdrein, draußen aber vor der Brennerei blieb ſie ſtehen. Der Graf und ihr Mann gingen hinein. — Drin unter den Gerüchen eines hölliſchen Gebräues ſollte die Zukunft ihres Kindes entſchieden werden. Aus jenem Hauſe, wo ein unſeliger Geiſt bereitet wurde, ſollte ſie heraustreten — ob als Engel mit leuchtenden Fittichen, oder als verkrüppeltes Geſchöpf, wie mochte ſie das wiſſen!

Nach einem Jahre — wer wollte dieſe Zeit wohl eine halbe Stunde nennen — trat der Graf mit dem Randar aus der Brennerei. Sie ſtudierte das Geſicht der Excellenz, aber es ſtand nichts darauf. Sollte ſie hoffen oder verzagen?

Der Wagen fuhr wieder davon. Hatte der Graf ſein Wort gehalten?

Es mag ſondarbar klingen; die Randarin ſah es gern, daß ihr Mann an demſelben Tag mürriſch herumging. „Er mußte ihm es alſo doch geſagt haben,“ dachte ſie. Und nun da ſie es wußte, daß ihr Studienplan mehr kein Geheimniß vor ihrem Manne war, hatte ſie nicht den Muth, mit ihm offen darüber zu ſprechen. Sie wollte warten bis er ſelbſt den Anfang machte. „Er iſt der Vater,“ ſagte ſie zu ſich, von ihm muß es zuerſt ausgehen.“ —

Nachts, als Moſchele ſchon im Bette lag, konnte er nicht ſchlafen. Es war noch Licht in der Stube und Vater

und Mutter waren noch auf. Sie saßen sich an einem Tische stumm gegenüber, der Randar zählte Geld und hatte das Schuldenbuch vor sich liegen.

„Pawel Kratochvil darf nichts mehr geborgt werden," sagte er nach einer Weile; „er ist zu viel schuldig."

„Gut," sagte die Randarin leise.

Dann entstand wieder eine lange Pause. Das Geldzählen war nur ein nichtiger Vorwand für Rebb, der seine Verlegenheit verbergen sollte. Er irrte sich mehrmals und schob dann die Zwanziger unwillig durcheinander.

„Rachel," sagte er endlich lautlos.

„Schmul?" fragte sie leise.

Dann saßen sie sich minutenlang ohne Wort gegenüber.

„Laß morgen Rebb Izchek Schneider aus Münchengratz herauskommen; er soll Moschele die Maaß nehmen."

„Hat Kleider genug," meinte die Randarin mit weiblichen Scharfsinn. Ihr Herz war aber wie ein Meer bewegt.

„Die sind gut fürs Dorf," entgegnete der Randar.

„Wo soll er denn hingehn?" fragte Rachel mit unbeschreiblichen Tone.

„Nach Bunzlau," sagte Rebb Schmul und stand auf, sich zur Seite wendend, wir wollen ihn studieren lassen; heut' hat der Graf mir zugeredet."

„Schmul, Schmul," schrie die Randarin, „willst Du das wirklich?"

Bis in die späte Nacht saßen nun die beiden Eheleute zusammen und sprachen über die Zukunft des Kindes. Jetzt

wo sie wieder eines Willens geworden waren, stimmten ihre Seelen wie gute Instrumente in einander. — Ein Gedanke wachte jedoch den übrigen Theil der Nacht mit der Randarin. „Und wenns ihm der Graf nicht befohlen hätt'? Hätt' ers dann gethan? und mir zu Gefallen?" dachte sie. —

Am andern Morgen ward Moschele mit einem Kusse von der Mutter geweckt.

„Eil' Dich, Moschele," sprach sie, daß Du Dich anziehst und orst (betest); überschlupper mir aber ja kein Wort. Hernach sollst Du was Schönes hören. Moschele that wie ihm geheißen wurde. Aber mitten im Beten kam es ihm vor, als hätte er von dem Schönen, was ihm die Mutter versprochen, schon irgendwo gehört. —

Nach dem „Oren" kam Jizchek Schneider aus Münchengrätz. Er nahm ihm die Maaß zu Rock, Hosen und Weste. Der Randar zählte dem Schneider sogleich das baare Geld auf, damit er dafür das nöthige Tuch und „Zubehör" kaufen könne. Moschele wußte nicht wie ihm geschah.

Aber auch für neue geistige Kleider wurde Sorge getragen. Rebb Schmul schrieb mit der nächsten Post einen Brief an einen bekannten „Zuschicker" nach Prag, daß er ihm mit dem ersten Stellwagen einen geprüften Lehrer herausschicken solle. Für den Sommerkurs gebe er 200 fl. und Kost und Quartier. — Der Lehrer kam. Moschele wurde nun in den deutschen Gegenständen zur Prüfung vorbereitet. Im Oktober sollte er nach Bunzlau gehen. —

Eine neue Welt dämmerte an seinem Horizonte auf.

Schule; der arme Junge ging wie durch Spießruthen; er kam mit Thränen nach Hause.

Noch haben wir eines Abentheuers zu erwähnen, das Moritz am vierten Tage seiner Studentenlaufbahn erlebte. Die Hausfrau war mit dem Anbeißen zu spät fertig geworden, und er kam deßhalb fünf Minuten, nachdem der Professor bereits eingetreten, in die Schule. Für diese Verletzung aller Ordnung mußte Moritz auf's Strengste büßen. Der Professor befahl ihm vor dem Katheder niederzuknien.

Moritz weinte und bat den Professor, ihm für diesmal die Strafe zu schenken, aber vergebens. Da rief er in höchster Seelenangst: ich darf nicht knien, Ew. Hochwürden! Der Pater überhörte ihn aber und sagte im höchsten Zorne: „So wirst Du heute eingesperrt werden.“ Da kniete Moritz endlich nieder.

Er durfte wirklich nicht knieen, er hatte Recht der Knabe! Wäre man aber nicht wirklich befugt von jedem Lehrer und sei er selbst ein Mönch, zu verlangen, daß er die Seelenzustände aller Zöglinge kenne, wie der Botaniker die Staubfäden seiner Blumen? Die Scheere, die nur die wilden Sprößlinge entfernen soll, zerschneidet oft im blinden Wüthen das blühende Leben selbst. Da verfährt man mit den Vorurtheilen der Kinder, als wären sie leichtes Unkraut und nicht der wuchernde Lebenssaft, mit dem sie eins sind. Wie viele Lehrer — und namentlich in unserem Vaterland, das die Asceſis in so vielen Farben auf seinen Kanzeln sitzen hat — verfahren in dieser Hinsicht als geistige Vandalen! In dum-

pfer Bewußtlosigkeit zerschlagen sie die Gemüthsschätze ihrer Schüler und es ist schon viel heiliger Seelenduft dadurch zu Grund gegangen! — —

Es war glücklicherweise ein zu guter Kern in unserem Moritz, als daß ihn die Drangsale eines solchen Beginnens hätten unterdrücken können. In allen Umständen bricht sich der geistige Inhalt gewaltsam Bahn und überdauert Spott und Hohn seiner grimmigsten Feinde. —

Schon der nächste Freitag gab davon den besten Beweis. Da wurden die „Compositionen" oder schriftlichen Arbeiten wieder ausgetheilt, die man vor acht Tagen gearbeitet hatte. Mauritius hatte die beste und fehlerloseste eingeliefert. Wie eine Stimme vom Himmel traf ihn der Ruf des Professors; er wurde zum „ersten Aufseher" ernannt. Wer gönnt nicht dem armen Jungen seinen Triumph, als er mit stolzen Blicken seinen Sitz neben dem kranken Mitschüler verließ, um Thron und Scepter der Schule zu übernehmen?

Als „erster Aufseher" war Moritz ungefähr das, was sein Vater zu Hause war — die wichtigste Person in der Schule. Durch seine Hand gingen alle Aufgaben; so wie er auch die Moralität der Studenten *vor* dem Unterrichte zu überwachen hatte. Wahrlich ein schweres Amt! Jeden Fehl, jede Uebertretung mußte er dem Professor melden, der dann oft die Strafe eines mehrmaligen Abschreibens mit kaltem Blute diktirte. So war Moritz eine unbeschränkte Macht geworden! Er konnte *schaden*, und bald hatte die Furcht vor seiner Aufseherwürde jeden Spott auf den „Jud"

vertrieben. So sind die großen und die kleinen Menschen! Man fing ihm an zu schmeicheln und dadurch kam er oft in eine sonderbare Stellung mit seinem Gewissen; seine Pflicht befahl ihm, dem Professor ein treuer Aufseher seiner Heerde zu sein; geschmeichelte Eitelkeit hingegen rieth ihm manch „widerspenstiges Schaf" zu verschweigen. Immer wollte er aber „populär" bleiben — etwas, was schon manchem Andern, der gerade nicht Aufseher wie unser Moritz war, den Kopf warm machte! — —

Uebrigens hatte er an seinem Landsmann Honza eine gar gefährliche Nebenbuhlerschaft. Honza war zweiter Aufseher, mithin der Nächste zum Throne. Es geschah auch zuweilen, daß er ihn durch eine fehlerfreiere „Composition" jählings herunterstieß, aber Moritz saß wieder bald oben in der alten Pracht und Ehre. —

Trotzdem war Honza eigentlich immer der Bessere; er lernte viel fleißiger und gründlicher als Moritz, und wo es auf ein wörtliches Wiedergeben des Gelernten ankam, war er immer voraus. Rechnen und Geographie aber wußte wieder Moritz besser. —

Schon längst war Honza nicht mehr der Götze, vor dem sich unser Student, als er noch Moschele hieß, in stummer Andacht gebeugt hatte. — Wie Abraham die Thonbilder seines Vaters Therach zerschlug, der ihnen Speise und Trank vorgesetzt, so riß Moritz die Kleider des Wahnes von seinem alten Ideal — zuerst die Bischofsmütze, dann den großen Mantel und endlich das funkelnde Kreuz. Zuletzt stand nur

der Bauernburſche Honza in der allermenſchlichſten Beziehung vor ihm. —

So viel bewirkt es, wenn man auf denſelben Bänken das amo-amare lernt. —

Die beiden Landsleute ſtanden übrigens auf dem beſten Fuße zueinander. —

Moritz erhielt keinen Brief von „zu Haus", ohne daß nicht Honza's darin erwähnt ward. Zuweilen erhielt Moritz gewiſſe Leckerbiſſen, wie Kuchen, Obſt oder Gansleber und da hatte die Randarin nie vergeſſen im Briefe anzumerken: Gib auch dem Sohn von der Waczlawin etwas. Immer waren jedoch einige Zeilen Hanneles hinzugekritzelt, deren ewiger Refrain gewöhnlich lautete: Grüß' mir auch den Honza. Moritz vergaß auch nie beides auszurichten und wir wiſſen nicht, ob es ſein Theil an den Leckerbiſſen oder der Gruß Hanneles war, über den ſich Honza ſtets ſo unbändig froh bewies.

Einigemal jedoch tauchten in ihm Zweifel auf, ob denn dieſes „Grüß mir auch den Honza" wirklich im Briefe ſtehe. Er meinte, Moritz leſe ihm das nur „ſo" vor! Der betheuerte es ihm aber mit einem kräftigen Schwur, dennoch ſchüttelte Honza den Kopf; da gab ihm Moritz ganz böſe den Brief ſelbſt hin und ſagte: „Da lies und überzeug' dich ſelbſt." Das war jedoch dem Honza rein unmöglich, denn der Brief war in kleinjüdiſcher Currentſchrift geſchrieben, und wie er einen Blick hineingeworfen, ſchrie er zornig: Meinſt du ich kann dieſe Teufelsſchrift leſen? Moritz ſah nun ſeinen Irr-

thum, und um den Honża zu besänftigen, schlug er ihm vor, ihn die jüdische Schrift zu lehren. Honża widerstrebte anfangs, denn es traten religiöse Bedenken vor ihn; endlich überwog die Lust, Hanneles Gruß selbst zu lesen, jeden Scrupel und er willigte ein. Moritz verfertigte nun mit vieler Mühe ein jüdisches Alphabet, schrieb darüber die entsprechenden deutschen Buchstaben und händigte das kalligraphische Meisterstück in der Schule seinem Landsmanne ein. Mit unendlicher Geduld übte sich Honża durch eine ganze Woche in den Schnörkeleien der „Teufelsschrift", bis er sie ganz inne hatte. Während dieser Zeit versäumte er manche Lektion zu lernen; ja wenn das Geschick nicht eine so hohe Macht auf Moritz gewälzt hätte, es wäre ihm schlecht ergangen. Moritz verschwieg nämlich dem Professor, daß Honża kein „Pensum" gebracht hatte.

Am nächsten Donnerstag brachte die Botin wieder Leckerbissen und Brief von Hause. Honża war gerade zugegen. Moritz theilte Kuchen und Gruß wie gewöhnlich ihm mit.

„Laß mich sehen, sagte Honża.

Moritz gab ihm den Brief. Glühende Röthe überflog nun Honżas Antlitz, als er wirklich die Worte Hanneles las: Grüß' mir auch den Honża!" Er war nun vollkommen überzeugt! — — —

Ein Jahr war vorüber; in einigen Tagen sollte „Klassenlesung" sein!

Wie auf eine überirdische Seeligkeit freuten sie sich darauf, denn entweder Moritz oder Honża sollte „Prämiant"

werden. Für Moritz entschieden sich die meisten Stimmen und schon krächzten hie und da einige lose Zungen, daß der „Jud" obenan stehen sollte. —

Man vergebe es den Beiden, wenn sie berauscht von dem Dufte des nahen Glückes zu starke Züge aus dem Becher thaten. Man kennt die Gewohnheiten der Kinder, lieber nach dem Kruge als nach der Flasche zu greifen. Schon einige Wochen früher war der Inhalt ihrer Gespräche kein anderer, als die Klassenlesung. Jeder sprach sich die Ehre des „Prämianten" zu, und nun hatten sie nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich darauf gehörig vorzubereiten. Sie hatten von ältern Studenten gehört, wie man sich beim Hervorrufen zu benehmen habe und sie studierten mit allem Eifer die zeremoniösen Bücklinge vor dem Bilde des Kaisers, dem „Kreishauptmann" und dem Pater Rektor! Ein alter „Misrach" vertrat ihnen den Kaiser, ein zerbrochener Kasten den Kreishauptmann und ein Unterrock seiner Hausfrau — den Pater Rektor. —

Eine Woche vor der Klassenlesung bemächtigte sich ihrer Beider die stille Andacht der Erwartung. Sie sprachen nicht mehr von dem Kommenden; und Moritz dachte an die Israeliten vor dem Berg Sinai, als sie in heiliger Stille auf die Offenbarung harrten. Auch ihm sollte eine werden. —

Den Tag vor dem großen Augenblicke trug sich ein Ereigniß zu, das auf die Knaben einen furchtbaren Eindruck machte. Die „Klassen" wurden nämlich bis zum Tage ihrer Veröffentlichung durch den Druck ganz geheim gehalten.

Wehe demjenigen, der dieſen Schleier zu lüften wagte! Aber ein reicher Student aus einer höhern Klaſſe fand dieſen Termin, ehe er ſein Schickſal erfuhr, viel zu lange; er beſchloß ihn abzukürzen. Um ſchweres Geld hatte er vom Setzer in der Druckerei einen Correkturbogen des „Klaſſenzettels“ erkauft; mit dieſem Dokument in der Hand, hatte er unklug einige Freunde zu ſich geladen, um „Klaſſenleſung“ zu halten. Kaum hatte der Akt begonnen, ſo öffnet ſich plötzlich die Thüre nnd der Pater Rektor trat ein. „Schelme, Spitzbuben und nebulones, ſchreit er ihnen zu, ſo verachtet ihr die Geſetze?“ Da die Uebelthäter auf friſcher That ertappt worden, ſo war auch die Strafe dem angemeſſen. Dem reichen Studenten ſchrieb man in den bereits gedruckten Zettel eine „zweite Klaſſe“ aus „Sitten“ ein, die andern kamen mit Furcht und Bangen davon. —

Bei der Nachricht von dieſer ſchauerlichen That war es den Beiden, als hätte ſie das Beil der Gerechtigkeit ſelbſt getroffen. Zum erſten Male ſahen ſie hier den „Staat“ als gewappneten Mann, wie er mit eiſerner Hand nach einem ſchuldigen Haupte griff. —

In aller Frühe waren die Randarin und Hannele gekommen; ſie wollten den Triumph des „Prämianten“ mitfeiern, denn Moritz hatte, als ſein eigener Anpreiſer, die Lärmtrompete ſeines bevorſtehenden Ruhmes durch alle Briefe tönen laſſen.

In Begleitung ſeiner Mutter und Hanneles, denen ſich noch ſeine Hausleute angeſchloſſen, ging Moritz in ſtiller

Verzückung nach dem Kloſter. Als ſie hinkamen, fingen gerade die Glocken zum feierlichen „Te Deum“ zu läuten an. Von allen Seiten konnte man die Verwandten und Freunde der Studenten herbeiſtrömen ſehen; es war ein drängendes Getümmel. Beſonders gut nahmen ſich die Schüler aus der „Rhetorik“ aus, die verließen ſchon heuer das Gymnaſium, aber ſie ſahen ſchon jetzt wie „abſolvirte Philoſophen“ darein. —

Während des Gottesdienſtes führte Moritz ſeine Gäſte durch das ganze Kloſter, deſſen verſteckteſte Gänge er aus öftern Beſuchen kannte. Zuerſt zeigte er ihnen das Refektorium, wo die Herren Patres ihr Mal hielten, dann kam er an der Küche vorüber, woraus ein herrlicher Speiſeduft herausdrang. Sein Hausherr Salme Floh begehrte aber weiter, denn er hielt es für Sünde, ſeine Naſe von dieſen Düften voll zu bekommen. Auch die Wohnungen der Patres entgingen ihm nicht; vor der Thüre ſeines Profeſſors zog er ehrfürchtig die Mütze ab. Endlich führte er ſie in den großen Saal, wo die Klaſſenleſung gehalten wurde. Hier hingen an den Wänden alle die Bilder der Wohlthäter dieſes Kloſters; vor dem des heiligen „Johann von Kallaſany“ zog er wieder die Mütze ab und erklärte der Mutter: Das iſt der Gründer unſeres Ordens! Salme Floh wandte ſich aber mit Scheu weg; ihm war es ſchon ein Gräuel, den Knaben baarhapedig (baarhaupt) vor dem Bilde ſtehend zu erblicken. —

Endlich war die Kirche zu Ende; der Saale füllte ſich

mit Studenten, und der Kreishauptmann mit den Professoren nahmen ihre Plätze ein. Die Klassenlesung begann. Zuvor hielt aber noch ein „Rhetor" von der Tribune eine mit allen Metaphern und Blumen ausgeschmückten Rede — die viel zu lang dauerte. Jetzt kamen erst die höhern Schulen zum „Vorlesen", Trompeten- und Paukenschall ertönte, wenn ein „Prämiant" hervortrat, und so ging es fort, bis man zur letzten Schule, der unseres Moritz, gelangt war.

Trompeten- und Paukenschall war wieder ertönt; der „Prämiant" war hervorgetreten — aber es war nicht unser Moritz, sondern ein anderer Bekannter, nämlich Honza. Moritz war gar nichts geworden, er hatte nur in allen Gegenständen „eminens". —

Nach dem feierlichen Akte suchte Moritz seine Mutter auf. Als er sie erblickte, fing er laut zu weinen an; er hatte sie und sich selbst betrogen. Die Randarin tröstete ihn, so viel sie konnte, aber sie hatte selbst Trost nöthig.

„Es ist nur gut, sagte sie, daß du Eminens bist."

„Ich laß' mein' Seel' drauf, meinte Salme, der Hausherr, er hats tausendmal ender verdient als der Bauernjung. Aber weil er leider Gottes ein Jüdenkind ist, und weil wir im Goles (Bedrückung) leben, haben sie ihn nicht zum Prämium gemacht. Glauben Sie mir, Frau Randarin, sie haben nicht das Herz, ein Jüdenkind mit Pauken und Trompeten heraustreten zu lassen. Just, weil sie wissen, daß der Jud davon eine Freud' haben könnt', thun sie's nicht. Das ist ja unser Goles. Und wenn ich mirs recht vorstell', haben

ſie auch recht! Vierzig Jünglech (Knaben) ſind in der Schul, von Moritz und da ſoll er das Prämium kriegen! Das kann man bei mein' Leben nicht verlangen; es wär' eine zu große Schand für ſie."

Man braucht einem perſönlichen Weh nur eine allgemeine Bedeutung zu geben, ſo erträgt man es leichter. Die philoſophiſchen Troſtworte Salme's verfehlten nicht ihre Wirkung. Getroſter blickten Moritz und die Randarin um ſich. Vielleicht ahnte Moritz, daß ſein Leid keines von heute auf morgen, ſondern da anfange, wo die Weiden Babylons wüchſen. — —

Nachmittags, nachdem die Randarin noch alles berichtigt hatte, was den Hausleuten für Koſt und Quartier zukam, machte man ſich auf den Weg zur Heimath. Im „goldenen Kranz", wo die Gelegenheit wartete, wollte Hannele, daß man um Honža ſchicke, aber die Randarin eilte fort; jeder Augenblick erinnerte ſie daran, daß ihr Kind kein „Prämiant" geworden.

Im Wagen erwachte der Schmerz über die getäuſchte Hoffnung aufs Neue in Moritz; er weinte heftig und die Mutter, die ſelbſt das Herz voll hatte von Leid, wußte ihn nicht zu beſänftigen. „Das kommt von unſerem Goles (Druck) ſagte ſie ein um das anderemal; hätteſt du geſehen, wenn du kein Jüdenkind wärſt." —

Man war nicht mehr weit von Münchengrätz, als Hannele plötzlich aufſtand und ſchrie: Dort geht Honža! Sie hatte mit ihren ſcharfblickenden Augen einen Wanderer auf

der Straße entdeckt, der ungefähr zweihundert Schritte vor ihnen herging. Er war es wirklich — nur in einem ganz besondern Aufzug. Um nämlich leichter gehen zu können, hatte er die schweren Stiefel ausgezogen, die er nun an einem Stocke über den Schultern trug. In der andern Hand hatte er ein in rothes Leder gebundenes Buch, in welchem er, vorwärtsschreitend, eifrig las. Es geschah nicht aus Langeweile — es war ja sein Prämienbuch.

Als der Wagen an ihm vorüberkam und er die Randarin bemerkte, blieb er verdutzt stehen. Hannele rief ihm, aufzusteigen, denn es sei noch Platz für ihn. Honža stand unentschlossen, da lud ihn die Randarin selbst ein in den Wagen zu steigen. Wie Moritz das rothe Prämienbuch in Honža's Händen erblickte, warf er sich weinend in den Schooß der Mutter und blieb so in dieser Lage, bis sie die Heimath erreicht hatten.

Es war schon Nacht, als sie ins Dorf kamen. Honža sprang vor seinem Vaterhause ab; er bedankte sich kaum und sagte auch nicht gute Nacht.

Es brannte noch Licht in der Wohnung. „Die Waczlavin wird Freud' haben, dachte sich die Randarin, warum kann's ein Jüdenweib nicht haben? Muß man denn in Allem leiden?" — —

„Nu, was ist unser Moschele geworden? fragte Rebb Schmul nach den ersten Bewillkommungen.

„„Gar nichts, sagte die Randarin; weil er eines Jüden Kind ist."

Moritz gab dem Vater den gedruckten Klassenzettel hin.

„Was heißt das „Em", fragte er, was du da überall hast?

„„Das heißt eminens, sagte Moritz, ausgezeichnet."

„Was willst du also mehr? sagte darauf der genügsame Rebb Schmul, für ein' Jüden genug gut."

Dann bemerkte er, daß in der Rubrik, wo die Klasse aus „Religion" verzeichnet war, bei Moritz ein Strich stand.

„Warum steht denn da nichts?

„„Weil ich keine Religion gelernt hab', antwortete Moritz.

„Das ist gar nicht recht, sagte darauf der Randar mit Kopfschütteln; ich werd' übrigens schon sehen, ob du noch Religion hast." —

Es wurde hierauf das Nachtmahl aufgetragen und am Ende sagte Rebb Schmul zu Moritz: Jetzt zeig' mir, ob du noch n' Jud bist. Bensch' hoch (bete laut), ich will sehen, ob du's noch nicht vergessen hast."

Moritz that es und zur vollen Zufriedenheit seines Vaters. Als er hierauf müde zu Bett gehen wollte, und seine Kleider von sich abwarf kam der Randar noch einmal und sagte: Ich bin noch nicht fertig, Jüngele, weis' mir mal dein Arbeh-Kanfes her.

Lächelnd zog Moritz diesen Ueberwurf aus und überreichte ihn dem Vater. Der trat damit zum Licht und prüfte genau, ob die Zizehs (Schaufäden) in Ordnung wären. Er rollte

eine jede auf, und steckte sie dann, als er sie gut befunden hatte, wieder in die Täschchen. Währenddem war Moritz schon ins Bett gestiegen.

„Und jetzt, sagte der unermüdliche Rebb Schmul, jetzt thu' einmal laut Krischme leinen (das Abendgebet verrichten); dann will ich dich lassen."

Umsonst bat die Randarin, das Kind doch für heute in Ruhe zu lassen, weil es zu müde sei; Rebb Schmul bestand darauf. Moritz begann mit lallender Stimme das Abendgebet, der Randar horchte aufmerksam, ob er keinen Fehler begangen, aber noch ehe der Student zu der Stelle: Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir steht Raphael und hinter mir Uriel und zu meinen Häupten ist die Majestät Gottes" kam, waren ihm die Augen zugefallen; er schlief fest. —

„Es hat ihm nichts geschadt' das Studieren, sagte der Randar leise zu Rachel, er ist noch der Alte."

Der jauchzte das Herz wie ein Waldstrom auf! Wenn nur e r zufrieden war.

6. Zwei Wesen.

Der „alte" Moritz war aber doch nicht mehr derselbe — der er als Moschele gewesen. Der Randar hatte nicht jene Augen, die in die geheimsten Werkstätten des Gemüthes dringen. Er konnte prüfen, ob das „Arbeh-Kanfes" in Ordnung sei, oder ob Moritz sein Abendgebet nicht vergessen

habe; die innern Veränderungen in dieser jungen Seele bemerkte er keineswegs. —

Das ist eben das Eigenthümliche menschlicher Bildung. Sie läßt vieles unverändert und im alten Zustand, wie sich der gute Mensch eigentlich nicht verändert; aber mit goldenen Zauberschlüsseln schließt sie das Innere auf und breitet je mehr man in sich aufnimmt, ihre Schätze aus. Die Form weiß oft nicht, was sie für einen köstlichen Inhalt birgt. —

Es war wunderbar! Moritz begann erst jetzt rechte Liebe zum Dorfe zu fühlen. Unter Bauern erzogen und geboren, wurde er doch, wie wir bereits gesehen, von jeder Berührung fern gehalten. Wir kennen auch die Gründe, die seine Eltern dazu bewogen. Jetzt, wo er anfing, ein „gebildeter" Mensch zu werden, ließ man ihm freien Spielraum; die Mandarin glaubte, er sei durch das „Lernen" für immer vor Bauernrohheit gefeit.

Moritz benützte diese Erlaubniß, sich ungescheut im Dorfe umzusehen, aufs Beste. Es war gerade Erntezeit und auch auf seines Vater Äcker fielen die goldenen Saaten der Erde. Moritz ging zu den Schnittern hinaus; es wird seltsam klingen, er hatte noch keiner Ernte beigewohnt. Auch Honza hatte sich eingefunden. Das Schäckern der Mädchen und die eifersüchtigen Neckereien der Bursche, die vollen Garben, die herumstauden und die davonfahrenden hochbeladenen Wägen, brachten in ihm eine so lustige Stimmung hervor, daß es ihm vorkam, als müßte er aufspringen und sich drein mischen

und singen wie die Andern. Aber er that es nicht, die alte Erziehung wirkte zu mächtig.

Zu gleicher Zeit sah hier Moritz die Frucht und den Fluch, den Gewinn und die Drangsal, die die Erde dem Hohler ihrer Gaben auferlegt. Nicht ohne tiefes Mitleid konnte er den Bauer betrachten, der im heißen Sonnenbrand, die gewaltige Sense schwingend, das schwere Feldgeschäft verrichtete. Wenn der sich mit den Hemdärmeln den Schweiß aus dem Gesichte wischte, fuhr es ihm selbst heiß über den Leib. Oft war es ihm, als mußte er geradezu nach Hause in den Keller laufen, um von dort kühles Bier in Kannen aufs Feld zu tragen. Alles an dem Bauer schien ihm einen ungeheuern Durst zu verrathen; sein ganzes Wesen schien nach einem Trunke zu dürsten. Er begriff es unbestimmt, woher das viele „Trinken" der Bauern.

„Mein Vater und meine Mutter, lautete einmal so ein Feldgedanke, habens doch gut. Sie brauchen sich nicht so zu plagen, wie der Bauer. Und wie gut ists, daß der Vater ein Randar ist, denn da kann er den Bauern zu trinken geben. So Einer muß doch einen starken Durst haben; es wundert mich nicht, daß sie dann zu uns kommen. Was möchten die Bauern thun, wenn mein Vater nicht wär? Der Bauer arbeitet und der Vater gibt ihm zu trinken; sie brauchen sich beide sehr gut. Nur Schad', daß sie's nicht umsonst bekommen, der Kaiser sollte das anbefehlen. Wer nicht arbeit', hat keinen Durst. Darum hab' ich meinen Vater nie mehr als ein Seidel Bier trinken gesehen. Er

bekommt Kopfschmerz, wenn er mehr trinkt, sagt er. Wenn er aber auf dem Feld arbeiten möcht'"?

Moritz erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß wenn Hagel oder Schlossen die Felder bedrohten, der Vater gar nicht so besorgt war, wie die andern Bauern. Woher kam das? Dann wunderte er sich wieder, daß die Knechte und Mägde, die das Getreide ins Haus brachten, bei ihnen nicht so laut und freudig sangen, wie sonstwo. „Bei uns haben sie's ja besser, wie bei den Bauern, dachte er sich, sie bekommen mehr zu essen und zu trinken, und doch klingt's nicht so schön." Er fand den Grund darin, daß die Felder seinem Vater nicht „zu eigen" gehörten. „Er kann sich selbst nicht so freuen, wie der Bauer, der geackert, gesäet und geerntet hat; er muß dafür dem Grafen Pacht zahlen; was er mehr heraus bekommt, gehört ihm. Ich weiß, wie es einem schlechten Studenten geht, der sich das Pensum von einem andern abschreibt. Er kann gar nicht die Freud' haben, wie der es gemacht hat." —

Seit dem Studieren ihres Bruders war Hannele Schenkwirthin geworden. Schon längst kam kein Rebbe mehr in's Haus; der Vater war fest darauf bestanden, daß wenigstens Hannele, weil er nun den Moritz für verloren ausgab, sich dem „Geschäft" widmen sollte. Sie mußte nun Bier und Branntwein ausschenken, Geld „herausgeben" und die Dienste einer Kellnerin verrichten. Moritz beneidete sie um diese Stellung — sie gab ja den Bauern zu trinken!

Unendlich weh that ihm hingegen, wenn er Vater und

Mutter von den Bauern sprechen hörte, besonders wenn sie Rechnung machten; wenn der Randar angab, wem nicht mehr zu borgen sei, oder wem man wieder borgen könne! „Nicht einmal mehr zu trinken“! dachte er sich und ein solcher Bauer erschien ihm sehr bemitleidenswerth. —

Als aber die Mutter einst dem kranken Kinde einer Bäuerin eine gute Fleischsuppe schickte, damit es sich labe, freute er sich unerklärlich laut. Die Randarin schrieb dieses Gefühl seinem guten Herzen zu; es lag aber tiefer, viel tiefer. — —

Bei seiner Rückkehr nach Bunzlau kam ihm darum das Ghetto wie ein lebendiges Grab vor. Er konnte sich lange nicht hineinfinden. Gegenüber dieser hastigen Beweglichkeit, diesem Schreien, Feilschen und Schachern, tauchte die Ruhe seines Heimathdorfes wie eine Insel der Seeligen auf. Es waren Mißlaute in diesem Treiben des Ghettos, die für sein Ohr schrecklich klangen. Selbst der wüsteste Lärm in der Schenkstube seines Vaters fiel ihm nicht so unangenehm auf. „Diese Leute, sagte er zu sich, sind doch gewiß nicht betrunken, und doch kommt's mir zuweilen so vor.“ Eine tiefe Bangigkeit befiel ihn dabei immer.

In dieser Stimmung traf ihn mancher Spott seiner Hausleute, besonders schien ihn der trockene Salme zur Zielscheibe auserwählt zu haben.

„S'ist ihm schon wieder bang, sagte er einmal, als Moritz trüber als zuvor, warum setzt er sich nicht auf den Tisch, wenn ihm bang ist? Das Beste ist, du gibst dem Kind

die Bruſt zu ſäugen; er möcht' wieder lieber unter ſeinen Bauern ſein, als unter Jüden. Es iſt auch kein Wunder; wie es hillt (hallt) in' Faß hinein, hallt es heraus.

Dieſe höhniſchen Worte verletzten unſern Moritz nicht ſo ſehr, als ſie ihn aufbrachten.

„„Und warum nicht, ſprach er mit hochgefärbten Wangen, iſt denn ein Bauer kein Menſch?

„Kein Menſch? fuhr Salme mit ungeheurem Gelächter heraus, wer ſagt das? So gut ein Menſch, wie ich und du Einer bin; hat zwei Händ, zwei Füß' und zwei Augen. Aber iſt dir *eine* Judenſeele nicht zehntauſendmal lieber, wie ein ganz Dorf mit Bauern?

„„Ich weiß nicht — ſagte Moritz zögernd.

„Das weißt du nicht, darauf beſinnſt du dich? ſchrie Salme zornig, da ſieht man den Geſtudierten. Weil er hat ſchon n' Biſſel in die Bücher geguckt und geht zu dem Galches (Geiſtlichkeit) hinaus, meint er ſchon, eine Judenſeel' iſt ſo viel wie eine Kreuzerſemmel! Ich ſag' dir aber, du Student, wenn man bloß deßwegen in Schul' geht, ſo ſoll man nur geſchwind alle euere Bücher ins Feuer werfen! ſie ſind kein Schuß Pulver werth"!

Unbewußt hatte hier die derbe, unbeſchränkte Natur Salmes den Punkt getroffen, wo Moritz verwundbar war. Noch war ſein Wiſſen zu gering und die anerzogenen Begriffe von Religion zu mächtig in ihm, als daß er ſchon damals den theologiſchen Kniff Salmes bemerkt hätte, der hier eine ganz gewöhnliche Frage auf das religiöſe Gebiet hinüber-

spielte. Mehr erschrocken, als überzeugt, senkte er die Augen.

Salme Floh, seines Triumphes bewußt, fuhr aber im gemäßigten Tone fort:

„Brauchst grad nicht bös' zu sein, wegen dem, was ich da hab' gesagt. Dich geht's nicht an; du bist ein fromm und rechtschaffen Kind und gehst kein Tag in die Schul', wenn du nicht früher geort hast. Dich geht's also nicht an. Aber die Studierten, wenn man ihnen laßt die Flügel wachsen, möchten aus uns Juden noch machen, was ihnen in den Kopf hineingeht und auch nicht hineingeht. Die kriegen leider Gottes alle Tag' mehr Gewalt bei uns, sie möchten uns noch das Bissel Thora nehmen, was wir haben. Der gemeine Mann, der doch nichts hat als das Stückel Thora, dem möchten sie's verbittern, der ist ihnen ein Stein im Weg. Ich sag' dir, es ist eine schwere Zeit. Ich geb' so gut mein Geld wie jeder andere „Balbos" (Hausvater), daß mein Kinder in der Schul' was Rechtes lernen sollen. Denn heutzutag muß man lesen, schreiben und rechnen können. Aber das ist den Gelernten noch nicht genug, sie möchten noch was Anderes. Da ist z. B. Rebb Schlomeh Blumenfeld, der Schulvorsteher, der hat vor dreißig Jahren einmal in ein Buch geguckt, der möcht' haben, wir sollen unsere Kinder Maurer und Zimmerleut' werden lassen. Hast du gut zugehört?"

Moritz ahnte nicht die große Gefahr, die Salme in den erwähnten Handwerken sah. Ihm schien Kelle und Axt so

ungefährlich! Er fragte daher ganz unbefangen: Wär' denn das ein so groß Unglück?

Salme sah den Knaben mit großen Augen an.

„Habt ihr eine Thumme (Kirche) auf euerem Dorf? fragte er ihn nach einer langen Pause.

„„Ja.

„Ist auch ein Thurm darauf?

„„Ein schöner, großer, mit einer Glocke darin.

„Gut. Und hat auf dem Thurm niemals was gefehlt?

„„Wie ich jetzt zu Haus war, haben sie gerad' das Dach mit Schindeln gedeckt.

„Und unter den Dachdeckern war ganz bestimmt ein Jüd? warum nicht?

„„Wo fallt ihr aus Rebb Salme?

„Nu, Student, schrie Salme und seine Stimme klang triumphirend wie der Heeresruf vor Jericho, hab' ich dir's nicht gesagt, der Jüd kann kein Maurer und Zimmermann werden? Meinst du im Ernst, ein Jüd wird dir da auf dem Thurm herumkriechen? Und darf mit dem Leben, was ihm Gott hat geschenkt, so mir nichts, dir nichts umgehen? Das jüdisch Weib möcht' ich sehen, die zehren kann von dem Bissen, was ihr Mann so verdient hat, oder die unten stehen und zusehen möcht, wie ihr Mann zehnmal in einem Tag den Tod sieht. Schmah Jisroel! So eine Meloche (Handwerk) soll ich mein Kind lernen lassen?

Diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf Moritz. Er fühlte, daß Rebb Salme Recht und wieder

nicht Recht habe. Vielleicht war es das Zarte in deſſen Denkweiſe, was ihn ſo anſprach. Er konnte ihm gar nichts einwenden. —

Gegenüber lag die Fleiſchbank; es mußte zufällig geſchehen, daß die Geſellen einen Ochſen zum Schlachten niederwarfen, deſſen Todesgebrülle unheimlich in die Stube drang. Wie ein Lichtſtrahl fiel es in des Studenten Seele:

„Gut, ſagte Moritz nach langer Zeit; wenn der Jüd kein Maurer und Zimmermann werden darf, warum wird er ein Fleiſcher? Iſt Blut nicht ärger wie Holz und Kalk“?

Salme blickte den Knaben verwundert an; das war eine Querfrage, über die er ſich nicht recht hinausſchwingen konnte.

„Soll ich leben, rief er, du biſt ein geſcheidt' Jüngel, und wenn du das beim „Gallech“ (Geiſtlichen) lernſt, ſo iſt das ganz gut. Aber was willſt du haben, Moritz, fuhr er nach einigem Beſinnen fort, was willſt du haben, der Menſch muß Fleiſch eſſen!

Unſerem Moritz ſchien dieſer Grund nicht einleuchtend genug. Er meinte alſo: Wegen dem? Wie, wenn Gott keine Ochſen geſchaffen hätt'?

„So braucht' man auch keine Fleiſchhacker, lachte Salme laut auf; er war froh, das kalte Waſſer ſeines Spottes gegen den Knaben brauchen zu können.

„Ich mein's ja nicht ſo, ſagte Moritz ärgerlich. Der Menſch muß in einem Haus wohnen, Fleiſch muß er auch

essen — folglich will Gott, daß der Mensch Maurer und Zimmermann werden soll."

Jetzt hielt im Wundern wieder die Reihe an Salme. Die Bemerkung des Knaben überraschte ihn.

„Soll ich leben, rief er, du hast recht. Da sieht man, was so ein' Judenkind nicht Alles einfallen kann, wenn er was lernt. Mir fällt das durchs ganze Jahr nicht ein. Drauf will ich dir aber etwas sagen, was du noch nicht wirst wissen. Ich war einmal bei Rebb Mendel Bondi zum Schier und da hab' ichs gehört. In der Gemahra steht nähmlich, du kannst mir's glauben, daß die Gerber und Fleischhacker sind schon vor Alters veracht'e Leut' gewesen; sie haben draußen vor der Kille (Gemeinde) wohnen müssen, der eine wegen dem Blut, der andere wegen seinen Häuten. Du siehst also, unsere heilige Thora hat auf Alles gedacht, sie war auf Alles vorbereit'." —

Unter gegenseitigem Anstaunen und Verwundern schloß dieses inhaltschwere Gespräch zwischen Salme und dem Studenten, und man kann sagen, sie schieden von Achtung gegeneinander erfüllt: Moritz für die talmudischen Kenntnisse seines Hausherrn, die er nicht in ihm gesucht hatte, Salme für das gescheidte „Jüngel", das bei dem Gallech (Geistlichen) seine Weisheit lernte. —

Es ist eigentlich schwer zu bestimmen, welche Worte in unserer Kindheit den meisten Eindruck zurücklassen. Das Bedeutendste verflüchtigt sich und Unbedeutendes bleibt oft als Niederschlag für immer in uns. Mendel Wilna

hatte damals ganz Recht, als er das künftige Leben des Kindes mit einem Schreibbuch verglich, an dem einst viele Menschen schreiben würden. Auch Salme Floh schrieb daran. —

Erst jetzt wurde es unserem Moritz ganz heimisch zu Hause.

Aber ein gefährlicher Zwiespalt begann schon an den Pforten dieser jungen Seele zu rütteln!

Bei seinen Hausleuten hatte Moritz vielfache Gelegenheit, ganz andere Leiden und Drangsale zu sehen, als die er so eben in seinem Dorfe bemitleidet hatte. Er wurde da mit dem ganzen Jammer einer jüdischen Haushaltung vertraut. Tiefschmerzlich durchdrang es ihn oft, wenn er sah, wie schwer es den Leuten wurde ihr Leben „herauszubringen." Seine Hausfrau stand in einer Bude unter den „Lauben"; kam sie des Abends zu Hause, so brachte sie oft ein Gesicht zurück, trübe wie ein dreitägig Regenwetter — sie hatte nichts „gelöst". Zu Anfang eines jeden Halbjahres waren die zwei Eheleute jedesmal in Todesängsten, sie konnten nähmlich nicht wissen, ob nicht Jemand die Kramstelle unter den Lauben „ausgedungen" habe; ihr Glück kannte keine Gränzen, wenn sie dann der Gewölbsherr nur mit einigen Gulden „gesteigert" hatte! Salme Floh selbst strich Tage lang in der Stadt und Umgegend herum, um alte Kleider einzuhandeln. Dann brachte er, bis zu Tode ermattet, einen riesengroßen Sack nach Hause, den er meilenweit hatte tragen müssen: Oft grayte es unserm Moritz, der an die Be-

häbigkeit seiner Eltern gewohnt war, wenn er beim Auspacken zugegen war und die Dinge sah, die da zum Vorschein kamen! Halb unbrauchbares, löcheriges Gewand, eckelhaftes Flickwerk! War nun ein Haufe solcher Kleider beisammen, so saß Salme dann in ungeheuerer Thätigkeit, um ihnen zu einigem Glanze zu verhelfen. Sein Genie war in dieser Hinsicht sehr groß. Aus einer alten zerrissenen Hose zwei „junge Kinderhöslein" herauszubringen, das Loch in einem Rockärmel so zu verstopfen, daß es der Käufer nicht bemerkte, oder einen verschollenen Hut so herzurichten, daß er wie neu aussah, war ihm kein Werk des Nachdenkens, es lag ihm in den Fingern. Oft traf es sich, daß sich eine widerspenstige Hose nicht ganz nach seinem Willen bequemen wollte. Dann legte er die Stirn in Falten, den Zeigefinger auf die zusammengekniffenen Lippen und sagte: Jetzt muß ich studieren. Moritz schlich dann von seinen Büchern hinweg, vergaß Alexander, Miltiades und Pythagoras und zerbrach sich selbst den Kopf, wie man der Hose beikomme. Vielleicht flüsterte ihm etwas zu, daß es besser wäre, dem armen Mann da einen Rath zu geben, als an Leute zu denken, die ihn schon längst nicht brauchten. Wie jubelte er dann auf, wenn Salme Floh endlich nach langem „Studieren" den Schöpfergedanken einer neuen Hose zur Welt brachte! er freute sich, als schnitte die Scheere, die nun gewaltig in dem alten Flickwerk herumarbeitete, sein eigenes Lebensglück zu. —

So gewann selbst das niedere Handwerk Salme's in den Augen unseres Moritz tiefe Bedeutung. Er fragte sich oft:

Plagen ſich unſere Bauern mehr? Und wenn ſie's thun, wie erquicken ſie ſich! Das ganze Jahr verwendt' dieſer Salme kein Seidel Bier auf ſich; am Schabbes, wenn er nichts arbeitet und arbeiten darf, geht er in die Synagoge, und bleibt da den halben Tag. Nachmittags ſchläft er ein wenig oder lernt etwas im Chumeſch (Bibel) und geht dann zum Rebbe auf den „Schier." Das iſt ſeine ganze Unterhaltung. Wie ſieht aber der Sonntag bei uns aus?" —

Eine tief religiöſe Stimmung bemächtigte ſich ſeiner. Am Sabbat hütete er ſich zu ſchreiben, dafür mußte er am andern Tag bei allen Mitſchülern herumlaufen, um das geſtrige Penſum zu bekommen. Aber er that es gern. Noch immer betete er, und jetzt noch inniger, mitten unter dem Ave Maria! ſein Schmah Jisroel! — wol der beſte Beweis für ſeine damalige Lage: Mitten unter den Klangen eines fremden Cultus der Aufruf an ſich: Den Gott ſeines Volkes, den einzigen ewigen Gott nicht zu vergeſſen!

Als er wieder ins Dorf kam und es wieder Erntezeit war, als die Sicheln das goldene Getreide niedermähten und die Lieder ertönten, fragte ſich Moritz nicht mehr, warum ſie im Hauſe ſeines Vaters keinen ſo luſtigen Charakter an ſich trügen! Er ſah den Schweiß der Bauern — aber auch ihren Sonntag! Gab es im Ghetto nicht einen Salme Floh? war dort nicht mehr Jammer und Drangſal?

7. Wo iſt des Juden Vaterland?

Wie niedergetretene Saaten richteten ſich nun in Moritz alte Träume und Geſtalten auf. Jeruſalem kam ihm wieder in den Sinn und Mendel Wilna, der in ferner Welt herumſchweifende Freund ſeiner Kindheit tauchte wieder auf. Die Erinnerung an jenen Sonntag, wo er mit Stab und Bündel ausgezogen, um geraden Weges nach der heiligen Stadt zu wandern, machte ihn zwar lächeln; und doch ſo gewaltig drängte ſie ſich ihm auf, daß er ſich ſelbſt fragte, ob er damals nicht Recht gehabt? ob er nicht noch jetzt Jeruſalem aufbauen würde?

Es war gar kein Zweifel, daß ſich der Bau ausführen ließ — wenn man nur wollte. Nur ein Gedanke war es, der ihn einige Zeit beunruhigte. Er konnte ſich nähmlich kein Land vorſtellen, wo lauter Juden wohnten! Und dann wie ſollte das neue Judäa regiert werden? Er hatte wie jeder Student nur die allerweiteſten Begriffe vom „Staat". Ein geſalbter König, auf den irgend ein Prophet ſein Öhlkrüglein geleert, war ihm ſchon ganz recht — aber wie ſchön waren auch die Conſuln in der toga praetexta und mit den 12 Bündel tragenden Liktoren! Beſonders die Volkstribunen! Wie ſaßen ſie ſo trotzig an der Thüre des Senates und donnerten ihr Veto hinein, wenn Ihnen was nicht gefiel! Solch ein Volkstribun war er dann ſelbſt; er ſaß gerade an der Thüre, als man die Frage verhandelte, ob die Juden Maurer und Zimmerleute werden ſollen. Hinter ihm ſtand

eine Menge Volkes mit Gesichtern, die alle seinem Hausherrn Salme Floh ähnlich waren, und schrie: Wir wollen nicht — und hierauf schleuderte er sein keckes Veto in den Saal — daß darüber der Bunzlauer Vorsteher sehr erschrack! —

Wie aber in dem neuen Staate Häuser bauen? Wer wollte die Thürme und die Dächer decken? Es wollte ja kein Jude Maurer oder Zimmermann werden? Wenn er es aber recht überlegte, so war dem leicht abzuhelfen. Man konnte ja christliche Arbeiter nehmen und ihnen gut zahlen, so krochen sie die steilsten Thürme hinan. — Mit dem Bebauen der Äcker ging es schon besser. Die Juden mußten Bauern werden. Kann Salme Floh, dachte er, einen Pack auf dem Rücken tragen, groß wie ein Haus, so kann er auch den Dreschflegel in die Hand nehmen. Wieder stieß ihm ein Quergedanke auf. Wie, wenn sich die Juden als Bauern ebenfalls dem „Trinken" ergäben? — —

Mit diesem Aufbau Jerusalems hing natürlich die Messiasidee aufs Genaueste zusammen. Er ahnte nicht, daß er damit seine eigenen Baupläne Lügen strafte. —

Am „Peßach" (Ostern) in der Nacht, wenn beim „Seder" vor der Stelle: Im kommenden Jahr in Jeruschalaim, die Thüre weit aufgemacht wurde, damit der Messias eintreten könne, sah Moritz jedesmal mit unverwandten Blicken hin. Da er nicht kam, befahl Salme Floh wieder die Thüre zuzumachen und sagte gleichgültig: Auch Recht, und sang weiter. Moritz ärgerte sich aber gewaltig: Möcht's ihn nicht mehr verdrießen,

sagte er, wenn ihm ein Kunde wegginge von einer alten Hose?

Dennoch unterhielt er sich oft mit Salme von dem kommenden Messias. Mit dem ließ sich am besten am Sabbat drüber sprechen, in der Woche war er unzugänglich. Da er eines Tages, ganz erfroren vom „Daubrawitzer" Markt heimkehrte, war er ganz mißmuthig — er hatte nämlich nichts verdient.

„Käm' nur einmal der Meschiach, meinte Moritz in seinem Mitleid, so brauchtet ihr nicht mehr auf den Markt zu gehen."

„„Laß mich gehn mit dein' Meschiach, schrie Salme zornig. Hätt' ich was gelöst! Zwei Kinderröck' hab' ich verkauft im ganzen Tag und du red'st mir vom Meschiach." — —

Mendel Wilna mußte jetzt bald kommen, dessen war er gewiß. Es war auch hohe Zeit, daß man ans Werk ging. Bei allen diesen Gedanken und Entwürfen war er schon 15 Jahre alt geworden; er kannte die Großthaten eines Alexander, Brutus und Napoleon; er fühlte sein Herz oft bis zum Zerspringen voll — aber schon im nächsten Augenblicke schmetterte die Hornposaune des Meschiach mitten durch! Jupiter Kronios, die schöne Europa auf dem Rücken, und Venus mit dem Mars, gefangen im Netze Vulkans, heidnische Frivolität und jüdischer Monotheismus — Alles hatte Raum in dieser Seele! —

Aber die Steinwürfe gegen diese Luftgebäude lagen schon

bereit. Sie sollten nicht aus dem Ghetto kommen, doch von bekannter Hand — nähmlich von Honza!

In diesem wuchs mit der Zeit ein tiefer Groll gegen alles „Deutsche“ auf, nur mit Unwillen, und weil er „Präsmiant“ werden mußte, bequemte er sich zum Lernen der Gegenstände in dieser Sprache. In freien Stunden sprach er auch immer böhmisch und zornig fuhr er seinen Freund an, wenn der sich eines anders Idioms bedienen wollte.

„Sags selbst, Moritz, sprach er einst, als sie gerade deutsche Jamben einrichten mußten, ist's nicht das größte Unrecht, daß man lernen muß, wozu man keine Lust hat? Unser Professor ist ein Deutscher, was wir studiern müssen, ist deutsch oder lateinisch — böhmisch nichts. Mir ists immer, als wär' ich gar nicht in Böhmen geboren, oder als hätte mich eine Zigeunerin in meiner Kindheit gestohlen. Ist's dir nicht auch so?“

„Mir ist Alles einerlei“ sagte Moritz unbedachtsam.

„„So bist du auch kein rechter Böhme! schrie Honza und lief grimmig fort.

„Was bin ich denn? rief es in Moritz, dessen innerstes Gefühl sich gegen diesen Ausspruch aufbäumte. Durch mehrere Tage zürnte nnd grollte er mit dem Honza, weil er ihn für keinen rechten Böhmen gelten ließ. Er hielt sich von ihm furchtbar beschimpft. —

In der Schule übrigens war von der Geschichte des eigenen Vaterlandes selten die Rede; die Knaben waren der Scholle fremd, die sie geboren. Die Geschichte Böhmens

ward schon im zweiten Jahre ihres Studierens in einer Zeit, in der sie das Walten des Geistes, der durch die Blätter der Menschheit weht, noch nicht zu fassen vermochten, mit den andern „Geschichten der Erbstaaten", ihnen vorgetragen. Damals sprach der Professor viel von dem heil. Johann von Nepomuk — aber der andere Johann, wir meinen, der Johann Huß war ein kühner Rebell gegen die Unfehlbarkeit des Papstes. Kein Erbarmen mit dem Ketzer, als er in Kostnitz in den Flammen seine Seele aushauchte! Was lag daran, daß der Kelch der Hussiten umgestürzt wurde und der Priester wieder das Abendmal unter der frühern Gestalt geben konnte? Die Schüler dachten wie der Professor. In der Schlacht am „weißen Berge" fochten sie unter den Kaiserlichen gegen ihre eigenen Brüder; das Zerreißen des Majestätsbriefes sahen sie gleichgültig an. Von da an hat Böhmen keine Geschichte mehr — sie schlugen mit dem Professor den Sargdeckel zu. —

Eines Tages kam Honza bleich und verstört zu Moritz. Er war mehrere Tage von der Schule abwesend gewesen.

„Warst du krank, Honza? fragte ihn Moritz erschrocken.

„„Das lies, sagte jener und warf ein dickes Buch, das er unter dem Arme trug, heftig auf den Tisch, der Professor hat uns alle betrogen!"

Moritz nahm das Buch; es war eine böhmische Geschichte. —

Honza hatte sie in der Klosterbibliothek, unter einem Wuste alter Kirchenväter und Klassiker gefunden. Der Titel zog ihn an; er erbat sie vom Pater Rektor. Schon die er-

sten Blattseiten ließen ihn an Verrath des Professors denken. Im Weiterlesen, als Johannes Huß, Zizka und die beiden Procope mit ihren Riesenleibern an ihm vorüberzogen, gerieth er in Wuth; er las das Buch dreimal durch; auf der letzten Seite stand ein Gedanke unverrückbar in ihm: Der Professor hat uns betrogen! —

Moritz las nun gleichfalls in der Geschichte. Aber ihn wehte ein anderer Geist daraus an. Er begriff als Jude nicht das Wesen der religiösen Kämpfe Böhmens, ihm war es im Grunde gleich, ob man das Abendmal unter einer oder unter zwei Gestalten genoß. Auch war es ihm unerklärlich, wie man für den Leib und das Blut Gottes so furchtbar wüthen konnte. Aber die politische Bedeutung erfaßte ihn gewaltig. Hier sah er einen Kampf um Gut und Freiheit und Selbstständigkeit; hier sprachen seine eigenen Gefühle ein Wort mit. Jerusalem und Böhmen! Derselbe Nachtgeist umhüllte die zwei Riesenleichen mit dem Schweigen des Grabes. —

Mit stummem Verständnisse blickten sich die Knaben in der Schule an; sie wußten sich nichts zu sagen. Das historische Weh, das sie beide mit so traurigen Augen aus der vaterländischen Chronik angeschaut, konnten sie sich nicht deuten. —

„Soll ich dir's sagen, Honza, sprach Moritz einige Tage darauf, mit wem die Geschichte Böhmens große Ähnlichkeit hat?

„„Mit keiner andern" entgegnete Honza stolz.

„Und ich sage dir, sie hat viel Ähnlichkeit mit der jüdischen" — Honza lachte unbändig. „Habt ihr Zizka, rief er. habt ihr Hussiten?

„„O ja, sagte Moritz, wir haben die Makkabäer.

„„Die kenne ich nicht, meinte Honza, die sind auch schon längst todt. Aber die Hussiten —

„Sind denn die nicht todt?

„O nein! sagte Honza geheimnißvoll, die Hussiten leben noch." —

Erst später erklärte er seinem Mitschüler, daß er jeden, der es mit Böhmen gut meine, für einen Hussiten erkläre. Derjenige meine es aber gut mit dem Vaterlande, der — gern böhmisch spreche.

„„Also bin ich auch Einer? fragte Moritz.

„Wenn du böhmisch sprichst — ja"! sagte Honza.

Moritz versprach nun ein Hussit zu werden. — —

An Sonn- und Feiertagen, oder wenn es sonst Ferien gab, liebten es die Beiden, nach einer nahen Ruine, „die Buttna" genannt, zu wandern. Die alte Burg hatte eine besondere Anziehungskraft für sie, weil Zizka darüber als Racheengel gefahren war. Dort saßen sie stundenlang, ließen den Mond über sich leuchten und glaubten die Geister der Todten aus den zerborstenen Wänden hervorquellen zu sehen. —

Wir belauschen eines von den vielen Gesprächen, die auf der „Buttna" gehalten wurden.

„Denk' dir, Moritz, sprach Honza, nachdem er einen

ſtummen Blick über das ihm zu Füßen liegende Land geworfen hatte, denk' dir, wie ſchön das wär', wenn in Böhmen Alles eine Sprache reden würde! Du kommſt in ein Dorf, da reden dich die Leute überall deutſch an, du kommſt in ein anderes, da reden ſie wieder böhmiſch."

„„Wie beim Thurmbau von Babel, bemerkte Moritz. Hat der Eine Ziegel begehrt, ſo hat man ihm Kalk gebracht. Sie haben ſich nicht mehr gekannt; da ſind ſie auseinander gegangen, weil ſie ſich nicht mehr verſtanden."

„Aber ſie ſind nicht als Völker fortgegangen, weil es noch keine gab, und wenn man das noch hundertmal ſagt, ſo glaub' ichs nicht, ſondern als Sprachen. Die Leute, die zufällig fanden, daß ſich ihre Wörter gleichen, hielten ſich zuſammen, und da haben ſie erſt ein Volk ausgemacht, weil ſie auch eine Sprache geredet haben. Und wer einen Vater und eine Mutter hatte und ſie nicht verſtand, der verließ ſie und zog lieber mit den andern, mit denen er reden konnte."

„„Ich kann mirs kaum denken, Honža, ſagte der ſinnende Moritz, wie Einer Vater und Mutter verlaſſen kann."

„Wenn ſie dich aber nicht verſtehen? rief Honža eifrig. Was willſt du thun, wenn du deiner Mutter etwas Liebes ſagſt und ſie meint, du habeſt ihr geflucht?

„„Honža, wie kannſt du nur ſo reden, ſchrie Moritz, einer Mutter fluchen?

„Iſt Böhmen nicht unſere Mutter? rief der huſſitiſche Honža. Hat ſie nicht Tauſende von Kindern, die ſie gar nicht verſtehen? Die ſollten fort von ihr, nur die ächten, treuen,

denen, die nicht zu fluchen braucht, dürfen bei ihr bleiben. Das hat der Zizka wohl gefühlt, Moritz, und darum hat er so gewettert."

Moritz lauschte mit Schauer im Herzen den wilden Reden Honza's. Er fragte ihn nicht; aber tiefinnerst sprach er zu sich: „Sind die Juden damit auch gemeint?" Er fand im Augenblicke keine Lösung der Frage.

Während sie so sprachen, klang aus der Tiefe des Dorfes, das am Fuße des Burghügels steht, heitere Musik herauf. Besonders schmetterte eine Trompete gar kecke Weisen in die Luft hinaus, daß wie auf eine Herausforderung das Echo überall Antwort gab. Der Geist der Musik, so roh er zu ihnen hinaufdrang, milderte dennoch den Ernst der Stimmung.

In Moritz riefen diese Klänge die Erinnerungen an die Schenkstube seines Vaters und den Bauernsonntag wach.

„Ist denn heute Sonntag?" fragte er, nachdem er eine Weile horchend da gesessen war.

„Meinst Du wegen der Musik? Es wird eine Hochzeit sein."

„Die möcht' ich wieder einmal sehen," warf Moritz hin.

„Was willst Du unten thun?"

„Zusehen."

„Du weißt, das können die Bauern nicht leiden; sie meinen man lacht sie aus.

„Ich die Bauern auslachen? Bist Du toll Honza?"

„Und wenn sie Dich einladen zum Essen und Du sagst:

das rühre ich nicht an, das iſt mir verboten, lachſt Du ſie da nicht aus?"

„Ich darf auch wirklich nicht —

„O ein ſchöner, ein herrlicher Huſſite!" rief Honza mit ſtarkem Hohne, „wie willſt Du denn Einer heißen?"

Da gerieth die Seele unſeres Moritz, durch Muſik, Geſpräch und Spott in Aufruhr; er ſchämte ſich vor Honza und — der Engel ſeines alten Glaubens wandte von ihm ſchmerzlich ſein Geſicht.

„Komm' nur," rief er ſtürmiſch; ich will Dir zeigen, daß ich Einer bin!"

Er ſprang voran, Honza ihm nach. Athemlos kamen ſie über den Berg im Dorfe an.

Die ſchallende Trompete diente ihnen als Wegweiſer zum Hochzeitshauſe. Honza warf ſich ſogleich wie ein Heimiſcher auf dieſem Boden mitten in das Getümmel, er ergriff eine ſchöne Dirne und begann mit ihr unter Juchherufen und Fußſtampfen einen volksthümlichen Tanz. Moritz ſtand ſeitwärts und ſah zu. Wie Honza an ihm vorbeikam, rief er ihm lachend zu. „Thu's nach, ſchäm' Dich nicht." Der Kopf wirbelte ihm, die Füße fingen ſich von ſelbſt an zu drehen und ehe er noch wußte, was er unternahm, war er ſchon mitten im Tanze drin und jubelte und jauchzte mit, eine knochige Magd an der Hand.

Ermattet an allen Gliedern und triefend vom Schweiße ſaßen dann Moritz und Honza in einem Winkel der Stube. Die Hochzeitsmutter brachte ihnen Kuchen, Fleiſch und

Bier, und Moritz — hungerte nicht dabei. Der fanatische Honza hätte ihn nur ausgelacht.

Spät Abends gingen sie nach Bunzlau zurück. Honza jubelte in erregter Stimmung fort, bis sie an dem Gymnasium vorüberkamen. Da wurde er still, Moritz war es schon früher geworden. Die kühle Luft hatte sein Blut beruhigt; der Taumel war von seiner Seele gewichen. Die Ueberlegung kam wieder. Da blutete er aus tausend Wunden. —

8. Rückkehr.

Der Anblick des Ghetto's rief die Reue in ihm wach. „Ich habe gesündigt," schrie er, „wie kann mir das Gott verzeihen?" Er hatte ein tiefes Grauen vor sich selbst, und als wäre Leib und Seele von einander getrennt, machte eines dem andern bittere Vorwürfe über das Begangene. Wer kennt nicht jene Stunden, wo man sich als Richter und Angeklagter zugleich gegenübersteht?

In diesem Augenblicke war Moritz um einige Jahre älter geworden. Die Sünde pochte in allen Fasern seiner Seele und drängte die alte schuldlose Welt gewaltsam heraus. —

Es war gerade der Vorabend des schönen Wochenfestes (Schebuoth). Zu allen Fenstern strahlten freundliche Lichter heraus, das Ghetto war still geworden; der Geist des Festes wehte in ihm. Die Familien saßen jetzt überall beim Abendbrot, auch seine Hausleute erwarteten ihn. Aber mit

den Lippen, die er besudelt glaubte, wagte er nicht vor Salme Floh hinzutreten; man mußte es ihm ansehen, meinte er, daß er so eben von der Sünde kam. —

Moritz war fest entschlossen, nicht nach Hause zu gehen, wenigstens nicht zum Essen. Er setzte sich auf eine Staffel der großen „Pfarrstiege" nieder und überdachte da, die Hände auf beide Augen gedrückt, seine trübe Lage. —

Was hatte nicht eine einzige Stunde gethan? Ihn entheiligt, entwürdigt und entfremdet. Welches Sühnopfer konnte sie auslöschen? Nun werde er für immer in der Sünde leben müssen, dachte er; denn Gott der Allmächtige, der sie bis ins dritte und vierte Geschlecht straft, könnte ihm nicht verzeihen.

Ueber die Stiege herab kam gerade eine hohe Männergestalt in polnisch-jüdischer Tracht langsam gewandelt. Als sie an Moritz vorüber wollte, fuhr er auf, ein freudiger Schreck durchbebte ihn.

„Rebb Mendel Wilna," schrie er, „das ist Mendel Wilna!"

Der Bettler war draußen stehen geblieben; er sah den unbekannten Knaben lange an.

„Schmah Jisroel," rief er endlich, „ist das nicht Rebb Schmul Randar's Sohn, ist das nicht Moschele?"

„Hätt' ich Euch denn gleich erkannt, wenn ich's nicht wär?" sagte Moritz.

„Also Salem Alechem! (Friede mit Euch)."

„Alechem Salem! (auch mit Euch)“ gab Moritz zurück. Sie schüttelten sich freudig die Hände. —

Mendel wußte nicht Worte genug für das Glück zu finden, daß er Moritz auf eine so unerwartete Weise getroffen habe. Er fragte nach Vater und Mutter und ob noch viel Schnorrer zu ihnen ins Haus kämen. Moritz beantwortete diese Fragen, so gut er vermochte.

„Ich bring' jetzt die Erd' mit aus Jeruschalaim,“ sagte er dann, die ich Deinen Eltern hab' versprochen. Ich trag' sie schon über fünf Jahr bei mir herum und hab' sie nicht abgeben können, weil ich nicht auf Behm (Böhmen) gekommen bin. Das ist schon eine lange Zeit, man wird mich beim Nandar schon ganz vergessen haben.“

Moritz betheuerte ihm, daß man zu Hause seiner oft erwähnt, ja daß er selbst einige Augenblicke vorher an ihn gedacht habe.

„Also denkst Du noch an Jeruschalaim,“ rief Mendel laut, „hast Du noch den Schabbes im Sinn? Und wie Du hast mit mir gehen wollen und ich Dich hab' zurückschicken müssen? Schmah Jisroel, wie ein gebrochen Herz hab' ich damals gehabt; ich hab' ein paar Meilen müssen fortgehen, bis ich Dich hab' aus meinen Gedanken bringen können.“

„Ich habe mich noch gut vor Augen,“ sagte Moritz, wie ich damals ausgesehen, ja, ich fühle noch den Schmerz, als ich so allein ins Haus zurück mußte, voll Scham und Furcht, daß man mich auslachen würde.“

Sie waren bei diesen Worten, die Moritz in rein deut-

scher Sprache gesprochen, unter eine Laterne gekommen, und an dem fremdartigen Klange so wie beim Scheine des Lichtes, erkannte der Schnorrer, daß er nicht mehr das achtjährige Kind des Randar's, sondern einen hochaufgeschossenen Knaben vor sich stehen hatte. Namentlich war es ein Zug um die Mundwinkel, den das zweifelhafte Licht oder ein gewisses Leiden hingezeichnet hatte, was ihn älter und reifer erscheinen ließ.

Moritz bemerkte, daß der Schnorrer mit einem Male ganz verlegen wurde; er war einige Schritte zurückgetreten, wie wenn er sich in einer fremden Person getäuscht hätte. Moritz erbebte im Innern, er glaubte schon, er habe ihm die „Sünde" angesehen.

„Wie ist mir," sprach Mendel nach einer langen Pause, ich hab' gemeint, Rebb Schmuls Moschele zu finden und wen seh' ich? Verzeihen Sie mir, ich hab' mich gewiß geirrt. Wie soll jetzt der Schnorrer noch mit Ihnen reden?"

„Gott, Gott, schrie Moritz aus der Tiefe seiner Seele, hat mich denn ein einziger Augenblick so verändert, daß mich meine alten Freunde nicht mehr erkennen?"

„Das ist noch die alte Stimm'," murmelte Mendel vor sich hin, dann faßte er den Knaben bei der Hand und sagte mit innigerm Tone: „Sei nicht bös Moschele; ich nenn' Dich so, wenn Du auch groß geworden bist, daß man Dich schon Rebb Moscheh sollt' heißen. Sag' mir aber vor Allem: Bist Du noch ein guter Jüd?

„Warum fragt ihr das Mendel?“ ſagte Moritz ſchaudernd, „wer kann das auch beantworten?“

„An dem ſeh' ich,“ ſetzte der Schnorrer gleich hinzu, „daß Sie es noch ſind. Denn ein Jüd muß man bleiben, wenn man auch noch ſo viel lernt. Denn was möcht' geſchehen, wenn Jeruſchalaim wieder aufgebaut wird? Wenn Gott auf einmal Luſt bekäm', ganz Jisroel wieder zu ſich zu rufen? Jüden wären genug auf der Welt, wenn aber die Chachomim (Weiſen) fehlen, was ſoll man da anfangen? — Und jetzt muß ich Dir auch Alles erzählen.“

„Sagt mir nur Rebb Mendel, wie Ihr auf dieſe Idee, ich meine mit dem Wiederaufbau Jeruſchalaims gefallen ſeid? Sie kommt mir ſo ſonderbar vor in jetziger Zeit. Wer denkt auch daran?“

„Aus Dir redt Gott,“ ſagte der Bettler in ſchon gekannter Verzückung, wer weiß das beſſer als ich? Aber Gott hat auch einen Wächter im Weinberg gelaſſen und der bin ich. Aber Mendel Wilna hat ſchwache Schultern, wie will er Jeruſchalaim darauf tragen? Man muß mir helfen und Dich hab' ich ſchon als Kind dazu auserſehen. Jetzt komm' nur, ich will Dir Alles erzählen.

Sie waren wieder zur Pfarrſtiege gekommen; Mendel ließ ſich auf eine Stufe nieder, Moritz nahm Platz neben ihr. In tiefer Nachtſtille begann der Schnorrer:

„Ich bin nicht immer in der Welt ſo herumgeſchnorrt, wie jetzt. Wenn man iſt arm geworden und von Allmoſen muß leben, meinen die Leut' immer, man iſt niemals in

bessern Umständen gewesen. Ich hab' auch Andern gegeben und in meines Vaters Haus (dessen Andenken gelobt sei) sind Gäst' aus- und eingegangen, Jahr aus, Jahr ein, wie bei Rebb Schmul Randar.

„Mein Vater ist einer von den reichsten Balbatim (Hausherrn) in Wilna gewesen. Das wird in Deinen Büchern stehen, daß Wilna liegt in Russisch-Polen. Einmal ist das Polen ganz gewesen; es ist ihm aber wie Jisroel ergangen; Der hat ein Stück sich genommen, der Andere wieder eines und zuletzt ist nichts übrig geblieben. Es ist zerrissen worden wie Josefs Rock, den ihm unser Vater Jakob geschenkt hat. „Sieh, haben die Brüder gesagt, das Kleid von Deinem Sohn, wilde Thiere haben ihn im Wald zerrissen."

„Doch ich komm' da von Einem in's Andere. Meine Kindheit ist gar nicht schön gewesen. Ich kann sagen, ich bin mit der Gemara auf die Welt gekommen; denn bei uns in Polen giebt man dem Kinde kein Spielzeug in die Hand, eine Peitsch' oder eine Pauk', und sagt zu ihm: Jetzt spiel', sondern, wie es sechs Wörter reden kann, kommt schon der Rebbe und führt's zu der Gemara und da muß es lernen Tag als Nacht.

„In Deiner Kindheit bist Du doch herumgesprungen, wie ein junger Vogel, den seine Mutter noch verköstigen muß und am heiligen Schabbes hast Du wollen einen Ast abbrechen, was ich nur mit großem Schrecken hab' verhüt'! Schmah Jisroel! wenn ich das hätt' thun wollen als Kind? Ich hab's auch nicht thun können, weil ich hab' gewußt,

daß man's nicht thun darf. Ich hab' ſchon damals die halbe Gemara im Kopf gehabt, wie hätt' ich da ſündigen können? Ich hab' Dir ja am kleinen Finger herſagen können, was eine Sünd' iſt und was keine."

„In Wilna haben die Leut' geſagt, ich hab' einen hellen Kopf. In meinem zehnten Jahre hab ich die Propheten ganz auswendig gewußt, und wenn man mir einen Poſek (Satz) hat aufgeſchlagen im Tnach (Bibel) hab' ich gleich weiter ſagen können. Im Cheder (Schule) hat ſich oft mein Rebbe nicht zu helfen gewußt, wenn ich ihm Fragen hab' vorgelegt. Da hat er oft ſein Pfeifenrohr genommen, das war Dir ſo dick und ſo lang wie ein Stecken und hat mich damit geſchlagen, daß mein Leib iſt ganz wund geworden. Ich hätt' ihn nicht fragen ſollen — aber ich hab' noch oft gefragt und bin geſchlagen worden. Das haſt Du Alles nicht erlebt Moſchele, es iſt zu Gott geſtiegen, was ich hab' ausgeſtanden.

„Wenn Du auch ein Judenkind biſt, ſo kannſt Du Dir das Alles nicht vorſtellen. Es iſt ein groß Unglück für uns, daß die Kinder nicht mehr eins und daſſelbe lernen. Du lernſt deutſch und lateiniſch; ich hab' nur jüdiſch gelernt. Wir ſind beide Juden und doch kannſt Du Dir meine Kindheit gar nicht denken. Das kommt leider Gottes von unſerem Goles (Exil).

„Ich bin der einzige Sohn von meinem Vater geweſen; ich hab' aber noch ein Schweſterchen gehabt, das hat Blümele geheißen. Man ſagt ein Sprichwort im Jüdiſchen; „Mein Namen iſt auch auf dem Berg Sinai geſtanden."

Aber das sag' ich Dir: wie Gott hat die Blumen geschaffen in Gärten und Feldern, daß sie des Menschen Herz sollen erfreuen, muß er an unser Blümele gedacht haben. Du kannst Dir gar nicht denken, was das für ein merkwürdig Kind war. Die Augen sind das Schönste an ihr gewesen, man ist gar nicht müd' geworden, hineinzusehen. Wie Du noch ein Kind warst, hab' ich Dich oft angeguckt; denn Du hast ihr ähnlich gesehen. Gott, Gott, wie gern hab' ich das Kind gehabt!

„Seit seinem dritten Jahre war Blümele in einem fort krank; aber es hat Dir einen Verstand gehabt, der war Gottes Wunder, man hat ihm können Weisheit ausreden. Sie muß aber den bösen Blick bekommen haben und die Leut' haben vorausgesagt, das Kind kann uns nicht leben bleiben. Es war zu klug und die paar Jahre, die es gelebt hat, hat es seine Klugheit aufgezehrt für ganze achtzig Jahre. —

„Es war wirklich ein merkwürdig Kind. Wenn sie in Schmerzen und Zuckungen ist gelegen, hätt' man ihr Geld und Zuckerwerk hinstreuen können, sie hätt' es nicht angerührt. „Was willst Du denn Blümele Leben?" haben wir sie dann gefragt. „Singen" hat sie gesagt. Und da haben ich und mein Vater oft mitten in der Nacht angefangen zu singen so ein lustig Stückel, wie es der Chasen (Vorsänger) am Spimches Thora (Freudenfest der Thora) in Schul zu singen pflegt. Da hat sie aber angefangen noch stärker zu schreien und zu weinen, daß mir sind die Haar auf dem

Kopf aufgeſtanden. Wir haben ſie gebeten zu ſchweigen, wir haben ſelbſt geweint. „Sei ſtill Blümele, wir haben Dir ja vorgeſungen.“ „Singt's mir von Jeruſchalaim,“ hat ſie geſagt. Denk' nur, das Kind hat wollen von Jeruſchalaim hören, als hätt' ſie ihr Lebtag von nichts anderem gehört. Bei uns in Polen hat man ſolche Lieder, die auf Jeruſchalaim paſſen, ich hab' ihr ſie vorgeſungen, wie viel ich hab' gewußt. Und meinſt Du, ſie iſt dabei eingeſchlafen, wie andere Kindet, wenn man ihnen vom Schaf vorſingt, das draußen im Wald ſteht — nein, ſie hat dabei die Augen weit offen gehabt und hat den Miſrach angeſehen, der grad' vor ihr war, und ſo hat ſie zugehört. Dann iſt ſie oft den ganzen Tag ſtill im Bett gelegen.

„Was Dir aber am merkwürdigſten iſt geweſen, war, daß man ihr ein und daſſelbe Lied nicht zweimal hat vorſingen dürfen. Sie hat gleich geſagt: Das war ſchon da. Stell' Dir nun vor, was das für Leiden waren. Ich hab' bald kein Lied mehr gewußt. Da bin ich in einer Nacht wie ſie in unmenſchlichen Schmerzen iſt gelegen, d'rauf verfallen, ihr von Jeruſchalaim etwas zu verzählen. Und wie ich hab' angefangen und ſie hat zugehört und iſt ſtill geworden und hat den Miſrach wieder angeſehen, es hätt' ein König kommen können, ſag' ich Dir und mich mit Gold bedecken, ich wär' nicht ſo glücklich geweſen!

„Mit dem Verzählen iſt es ſchon beſſer gegangen als mit dem Singen. Ich' hätt' Dir ein ganz Jahr von Jeruſchalaim reden können und bin nicht müde geworden. So hab'

ich ihr den ganzen Chorban (Zerstörungsgeschichte Jerusalems) vom Anfang bis zum Ende verzählt und sie hat kein Wort davon verloren. Ich hab' ihr gesprochen, wie leider Gottes durch einen Hahn und eine Henn' ist zerstört worden die Stadt Tur Malke und durch die Detchsel an einem Wagen die Stadt Betar. Und wie ich bin dazu gekommen wo es heißt, daß der Kaiser Titus hat mit sein Schwert in den Vorhang gestochen, der das Allerheiligste bedeckt hat, daß Blut herausgeflossen ist, hätt'st Du das Kind sollen sehen. Es ist auf seinem Gesicht etwas gewesen wie der Glanz am Himmel, wenn die Sonne ist untergegangen. Ich aber hab' geglaubt, es wär die Schinne (Agonie) über Blümele gekommen und sie könnt' mir sterben unter der Hand. Da hab ich um Vater und Mutter geschrien, das Kind hat sich aber aufgerichtet und gesagt: Was schreist Du Mendel? ich bin ja noch nicht gestorben. Jetzt gerad' war ich in Jeruschalaim." Ich hab' dann weiter verzählen müssen.

„Ich kann nicht sagen, was ich für Blümele nicht Alles hab' gethan. Wie man nach Schätzen in der Erd' gräbt, so hab' ich nach Geschichten für Blümele geforscht. Mein Vater hat viele Bücher gehabt, die hab' ich alle aufgeschlagen und durchgelernt und wo ich was hab' gefunden, hab' ich ihrs verzählt. Das Kind ist aber immer kränker geworden; es ist wie ein Licht, das immer tiefer brennt, dem Sterben näher gekommen. Auf die Letzt hab' ich müssen ganze Nächt' bei ihr sitzen und ihr verzählen von Jeruschalaim.

„Jetzt iſt Blümele ſchon lange todt!

„Ich ſeh' noch die Todtengräber, wie ſie mit ihr ſagen, die ganze Stub' war voll. Ich hab' geweint, ich bin ſchier blind geworden. Wie man ſchon geglaubt hat, ſie iſt geſtorben, hat man ihr die Feder unter die Naſe gelegt, um zu ſehen, ob noch Athem in ihr iſt. Die Feder hat ſich lange nicht gerührt, mit einemmal macht Blümele die Augen weit, kehrt ſich gegen den Miſrach und ſieht ihn an. Sie will noch das Wort Jeruſchalaim ausſprechen; da iſt ihr aber in der Hälfte der Tod auf die Lippen getreten. Jetzt war ſie geſtorben.

„Wenn einmal Auferſtehung der Todten ſein wird, ſo iſt das das erſte Wort, was ſie reden wird! —

„Von ſeinen größten Schmerzen und von ſeinen größten Freuden ſoll der Menſch überhaupt nie reden. Es iſt beſſer er ſchweigt vor Gott. Das aber kann ich Dir ſagen, ich hätt' mich ſtatt Blümele's ins Grab legen gemocht. —

„Wie Blümele Leben geſtorben war, hab' ich erſt geſehen wie ſie mir auf allen Seiten fehlt. Ich hab' auch zugleich erkannt, daß das beſtändige Verzählen von Jeruſchalaim in mir hat einen Gedanken feſt gemacht, den ich nicht mehr hab' herausbringen können. Ich ſelbſt hab' immer an Jeruſchulaim denken müſſen. Bei Nacht iſt es mir oft vorgekommen, als rief mich eine Stimm', die wie Blümele's geklungen hat. Da bin ich oft aufgewacht und hab' die ganze Nacht nicht mehr ſchlafen können.

„Mit der Zeit hab' ich an Blümele nicht mehr ſo oft ge-

dacht; dafür aber an Jeruſchalaim. Ich weiß nicht mehr, wie ich auf den Gedanken verfallen bin, die heilige Stadt muß wieder aufgebaut werden. Mir iſt das Tag und Nacht nicht aus dem Kopfe gegangen. Ich hab' mich oft eingeſperrt in mein Stübel und hab' Tfille (Gebet) zu Gott gethan, daß er Jeruſchalaim wieder ſoll bald aufbauen. Ich hab' ihn gebeten, er ſoll ein Wunder thun mir zu Lieb. Meine Seel' iſt dann gar nicht auf Erden geweſen, ich hab' mit Gott geredet von Angeſicht zu Angeſicht wie Moſcheh der Prophet. —

„Du wirſt mich halb auslachen, wenn ich Dir ſag', jeden Morgen beim Aufſtehen hab' ich geglaubt, ich bin in Jeruſchalaim. Aber Gott hat wollen kein Wunder thun. Und ich hab' ihn ſo gebeten!

„Weißt Du, worauf ich da bin verfallen? Ich hab' gemeint, weil ich ſo viel Sünden hab begangen, daß ich mich nicht mehr rein waſchen kann, will Gott kein Wunder thun. Und weißt Du, was ich da gemacht hab'? Mein Herz hat ſich gegen Gott empört, ich bin zornig geworden und hab' angefangen gegen ihn zu murren. „Warum machſt Du kein Wunder Gott, hab' ich oft geſchrien, wie kann man Dich dazu zwingen? Iſt denn noch nicht Zeit, Jeruſchalaim aufzubauen?

„Was iſt aber der Topf, das Stück Lehm in der Hand ſeines Meiſters? Ich bin wieder bald zu Gott zurückgekommen, aber ich hab' nicht mehr geglaubt, daß er um meinetwillen wird ein Wunder thun.

„Da bin ich auf einen andern Gedanken gebracht worden. „Will Gott nicht helfen, hab' ich mir gedacht, so will ich mir selbst helfen." Ich hab' nämlich die Kabbala im Sinn gehabt. Mit der, hab' ich immer gehört, kann man, wer sie gelernt hat, einen Menschen, bloß wenn man sein Bild ansieht, mit einem Blick todtmachen, mit der kann man einem Weib, was keine Kinder hat, dazu verhelfen. Vom hohen Rabbi Leb in Prag und von R. Izchek Luria wirst Du schon gehört haben. Vielleicht war Einer in der Welt, hab' ich zu mir gesagt, der mit Kabbala wieder Jeruschalaim aufbauen kann? Und wenn ich der wäre?

„Seit der Minute hab' ich in Wilna keine Ruh gehabt; es ist das vor und hinter mir gegangen. Ich war schon über Bar Mizweh (13 Jahre alt) und mein Vater hat mich wollen mit fünfzehn Jahr an die schöne Tochter eines Wilnaer Balbos verheirathen. Du weißt, bei uns hat das Kind, wenn der Vater etwas befiehlt, keinen Willen. Ich hab' also nicht nein gesagt und bin Chosen (Bräutigam) geworden. —

Das ganze Jahr bis zu meiner Hochzeit hab' ich mich mit der Idee herumgeschlagen — wie ich meiner Kalle (Braut) könnt' fortlaufen. Mein Sinn ist nach etwas anderem gegangen, als nach einem schönen Weib. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sie oft hat blutige Thränen geweint, wenn ich bin bei ihr Stunden lang gesessen, und hab' kein Wort geredet. „Hast Du mich gern Mendel? hat

sie oft gefragt. Ich hab' sie von mir gestoßen, wie sie mir nur in die Nähe ist gekommen.

„Noch jetzt weiß ich nicht, wie mir das Jahr vergangen ist. Jeden Abend hab' ich mein Bündel mir unter den Kopf gelegt und hab' fort wollen. Und warum hab' ichs nicht gethan? Ich hab' an die Schande meiner Braut gedacht. Endlich ist der Hochzeitstag gekommen; kein Judenkind hat noch eine traurigere gehabt. Die Kalle hat geweint, der Chosen hat geweint. Wie hätt' ich lustig sein können? Ich hätt' ja fort sollen!

„Wie ich bin unter der Chuppe (Brauthimmel) gestanden, meinst Du, ich hab' da an das Weib gedacht, was bei mir stand? „Thu' fort, thu' fort," hat es in mir geschrien, was geht sie Dich an? Mir ist in dem Augenblick der Gedanke gekommen, dem Rebbe zuzuschreien: ich nehm' sie nicht — da seh' ich aber, wie meine Kalle in den Wein, den man uns zu trinken giebt, laßt einige Thränen fallen. Das hat mich irr' gemacht. Die Chuppe war vorbei.

Beim Chasneessen (Hochzeitsmal) hab' ich keinen Bissen angerührt. Wie es ist Abend geworden, hat mich eine große Angst überfallen. Sie haben da um mein Weib herumgetanzt und tausend Narretheien gemacht. Auf einmal ist sie mit den „alten Weibern" verschwunden. Dann sind sie wieder gekommen, haben um mich herumgetanzt und gelacht und geschrien. Sie schleppen mich gewaltsam fort, ich wehr' mich gegen sie, aber die lachen darüber, du kannst Dir das Gelächter nicht vorstellen. Ich mußte mit ihnen gehen. —

„In einer Stub' sah ich mich auf einmal mit meinem Weib allein. Sie hatte schon auf mich gewartet. Ich werf mich in einen Stuhl und verdeck' mir das Angesicht mit den Händen, ich hab' sie nicht sehen wollen. So bin ich vielleicht eine Viertelstund' gesessen, mein Weib ist neben mir gestanden. Wieder hat es in eins geschrien: „Thu' fort, thu' fort." Da kommt sie ganz still zu mir und hat mir die Hände von den Augen weggenommen; ich hör' noch die Stimm' wie sie sagt: „So bös' bist Du auf mich Mendel?" und hat dabei gezittert am ganzen Leibe. Ich aber bin aufgesprungen und hab' sie weggestoßen. „Ich muß noch fort, hab' ich gesagt, laß mich! „Wohin willst Du Mendel? fragt sie und will mich bei der Hand fassen. Ich sag' noch zitternd: Ich werd' gleich kommen, und mach' die Thür auf und spring hinaus. Da hör' ich sie noch hinter mir schreien: „Mendel, Mendel!" Ich war fort. —

„Ohn' Kreuzer Geld, so wie ich gegangen und gestanden bin in meinen Hochzeitskleidern, so bin ich aus Wilna fort. Es war schwarze finstere Nacht, ich bin aber hineingewandelt in die Finsterniß und hab' Thillin (Psalmen) auswendig gesagt. Wie Morgen ist gekommen, war ich schon weit weg von Wilna. Ich hab' aber noch ein Paar Tage vor mir gehabt bis ich zu der Kille kam, wo ich gewußt hab', daß der Rebbe Kabbala versteht. In der Zeit hab' ich gethan, was Du mich siehst jetzt thun. Ich hab' nämlich geschnorrt und die Leut' haben sich verwundert wie ein so gut angezogener Mensch kann schnorren gehen.

Am zehnten Tag bin ich in jener Kille eingetroffen; es sind dort lauter Chassidim*). Ich bin gleich zum Bal Schem**) gegangen; es hat bei ihm wie bei einem König ausgesehen. „Rebbe, hab' ich zu ihm gesagt, ich komm', damit ihr mich Kabbala lernt; ich komm' von weit, und ich geh' auch nicht ender fort, bis ihr mich gelernt habt." Der Rebbe hat mich lang angesehen und hat dann gelacht. „Meinst Du," hat er gesagt, „das lernt sich wie man nur die Hand umdreht? Du mußt noch lang warten, Bocherl (Junge)! Darauf hat er sich mit mir in einen Pilpul (theologischen Streit) eingelassen; ich aber hab' ihm geantwortet, ich brauche Dir nicht zu sagen, wie? Der Rebbe war mit mir zufrieden und beim Weggehn hat er zu mir gesagt: Dir kann Rath geschafft werden, Bocherl, thu Dich nur früher von Deinen Sünden reinigen."

„Ich verzähl' Dir das ganz kurz. Ich hab' nun angefangen Tschuwe (Buße) zu thun, und mich ganz zu Gott gekehrt. Ich hab' bei Tag gefastet, in Schul' mich mit Riemen auf den bloßen Rücken geschlagen und bei Nacht bin ich auf der kalten Erd' gelegen. Mein Leib ist dürre geworden, mein Gesicht eingefallen und blaß, aber meine Seele hat sich gereinigt wie ein Gefäß, das man ins Feuer stellt. —

*) Eine religiöse Sekte, ähnlich ungefähr den Pietisten. Sie stimmen mit diesen in dem Prinzip geister Erregung zur Andacht und Versenkung in Gott, die jedoch oft in Verzuckung ausartet, überein. Ihr Sitz ist größtentheils in Polen und einem Theile Ungarns.

**) Bal Schem, eine Art Wunderheiliger: die Rabbiner der Chassidim, die im Rufe großer kabbalistischer Gelehrsamkeit stehen.

Der Tag ist endlich gekommen, wo der Rebbe hat sein Wort halten wollen. Er hat auch nicht nein gesagt, wie ich zu ihm bin gekommen und gerufen hab: Es ist Zeit. Er hat das Buch schon vor sich liegen gehabt. Jetzt mußt Du noch Tefille thun (beten), sagt er. Diese Tefille ist das lange Schmona-Esre vom Jom Kippur, was man dreimal hinter einander sagen muß und darf kein' andern Gedanken bei sich haben, als Gott. Ich hab' mir also die Sterbekleider angezogen, hülle mich in den Talles und stell' mich zum Gebet. Der Rebbe ist fortgegangen. —

„Um mich ist die Welt verschwunden. Drei lange Stunden steh' ich mit heißer Seele vor Gott! Wie ich mich aber zum drittenmale stelle, höre ich wie draußen vor den Fenstern die Stimme eines Weibes meinen Namen ausspricht. Ich wickle mich stärker in meinen Talles ein, um nichts zu hören und fang an. Aber heiliger Gott, ich kann gar nicht beten, ich hör' die Stimme noch einmal. Da werf' ich mich auf die Erde und wein'; aber eine Hitze, die mich wie siedend Oel brennt, treibt mich wieder auf. Ich fang' wieder von Neuem an; aber die Stimme draußen läßt mich nicht in Ruh. „Gott, Gott schrei ich, warum thust Du mir das?" Ich spring darauf zum Fenster hin und zerschlag die Scheiben, um Luft zu bekommen, denn ich meint zu ersticken. Da steht unten auf der Gasse, gerade mir gegenüber, ein schönes Weib; sie sieht zu mir hinauf, ich seh' sie auch — es ist mein Weib! — Mendel, Mendel! schreit sie; ich lauf aus der Stube. Wie ich auf die Gasse komm', liegt sie

kalt und ohne Sinnen auf einem Stein, die Leut' um sie herum. Da ist Dir etwas in meinem Herzen vorgegangen, was ich Dir nicht kann beschreiben. Ich hab' sie aufgehoben von der Erd' und sie geküßt und geherzt, daß sie wieder zum Leben möcht' kommen. Die Leut' haben aber geschrien: Reißt sie ihm weg, der Bocherl ist toll geworden. Wie ein Löw' hab' ich sie gehalten. Von dem Geschrei ist mein Weib erwacht und wie sie mich angesehen hat, da hab' ich erst erkannt, wem ich fortgelaufen war. So ein Weib, so ein Wunder von Schönheit! Und ich hab' doch Wunder von Gott verlang! —

„Weißt Du, was sie gethan hat? Nach unserm Hochzeitstage haben sie ihre Eltern wollen zu sich nehmen, sie hat aber gesagt: Ich laß von mein Mendel nicht, und ist mir nachgezogen ein ganzes Jahr. Kein Mensch hat sie aufhalten können; so hat sie mich in ganz Polen gesucht, bis sie mich endlich hat gefunden. —

„Mein Weib hat mich wieder nach Wilna gebracht. Mit der Kabbala ist es nun ausgewesen, das kannst Du Dir selbst denken. Drauf hab' ich zehn Jahr mit meinem Weib gelebt; sie hatt' mir zwei Kinder geboren, schön und gut wie sie selbst war. Aber wie König Saul vom schwarzen Geist war geplagt, so hat mir der Gedanke keine Ruh gegeben: Jeruschalaim wieder aufzubauen.

„Mein Vater hat mich ins Geschäft genommen: ich war aber zu nichts gut. Ich hätt' sollen mit Ochsenhäuten handeln und hab' Jeruschalaim im Kopf gehabt. Mit der Zeit

ist das immer wieder mächtiger in mir geworden, mein Vater, der mich nicht brauchen konnt, sagt: Jetzt verköstig' Dich selbst. Gut, habe ich gesagt, ich geh' nach Jeruschalaim. —

„Diesmal hab' ichs aber meinem Weib gestanden. Sie hat geweint und mir die zwei Kinder um den Hals geworfen. Ich hab' mich losgemacht und bin fortgegangen. —

„Mein Weib und meine Kinder hab' ich seitdem nicht mehr gesehen.

„Auf dem weiten Weg durch die Welt bin ich mir erst ganz klar geworden, was ich denn eigentlich will. „Mendel, Narr," hab' ich mir oft gesagt, wie hast Du nur drauf verfallen können, mit Kabbala Jeruschalaim wieder aufzubauen? Hätten sie's denn nicht schon lang aufgebaut, wenn sie könnten? Die Jüden müssen sich selber helfen, ganz Jisroel muß einen Willen haben, dann muß auch der Messiach kommen."

„Ehe ich also nach Jeruschalaim bin gewandert, hab' ich die Leut' drauf vorbereiten wollen. Damals bin ich auch in euer Haus gekommen. Ich kann Dir das nicht verzählen, wie ichs überall hab' angefangen. Durch ein paar Jahre bin ich in Polen, Ungarn, Böhmen und Mähren herumgezogen von ein' Kille zur andern und hab' in Schul' gedarschent (gepredigt) über Jeschaja: Redet freundlich mit Jeruschalaim. Besonders die Kinder hab' ich mir lassen angelegen sein. Wo ich eins gesehen, in dessen Augen etwas hat geruht, wie der Geist Gottes auf den Wassern — da

hab' ich mit ihm von Jeruschalaim gesprochen und Du warst nicht der Einzige, Moschele, ders mit mir hat aufbauen wollen. Kinder verstehen ein' manchmal besser, als große Leut!

„Mein Haar ist grau geworden, mein Leib schwach. Aber das Herz ist jung. Ich glaub' und hoffe zu Gott, daß wir wieder nach Jeruschulaim kommen werden. Es wird nicht morgen sein, und ich werd' vielleicht drüber zu Grund gehen. Aber der Tag wird kommen. Du und andere werdet mit nachfolgen; ihr könnt nicht vergessen, daß mal Mendel Wilna ist durch die Welt gegangen. Ich will arbeiten, so lang ein Athemzug in mir ist. —

„Ich hab' Dir nun genug verzählt; noch will ich Dir sagen, daß ich jetzt nach Wien geh', mit Rothschild reden und mit den reichen Leut, die dort wohnen. Sie sollen ihre Macht und ihren Reichthum dazu hergeben, um wieder Jeruschalaim aufzubauen. Ich weiß, Rothschild kann Alles, was er will, er wird auch das können. Es sagt mir was in meinem Herzen, ich geh' diesmal nicht umsonst. Rothschild ist ein guter Jüd' — er muß Jeruschalaim wieder aufbauen."

9. Der Brief.

Als Moritz am Morgen nach dem verhängnißvollen Tage aufwachte, war es schon spät an der Zeit. Der Sonntag, der gerade war, kam ihm gut; denn er hätte sonst die Schule versäumen müssen. Wie ein wüster Traum stand ihm das gestern Erlebte vor der Seele. Eine bleierne Schwere lag in allen seinen Gliedern, so daß er in der Stube mehrmals

her und hin taumelte. Leib und Seele ſtanden noch nicht auf den gewöhnlichen Füßen.

Sein Hausherr, Salme Floh, ſah ihm mit verſchränkten Armen und hohnlächelnd ſchon lange zu.

„Soll ich leben, Fradel," ſagte er heimlich zu ſeiner Frau, er iſt noch ganz ſchicker (betrunken)."

Fradel antwortet nichts darauf, ſie wiſchte ſich nur mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen aus und blickte den jungen Sünder mitleidig an.

Allmählig ermannte ſich das Bewußtſein in Moritz; er erinnerte ſich, daß er beten müſſe. Mechaniſch griff er nach dem kleinen Täſchchen, worin die Tefillin (Gebetriemen) aufbewahrt wurden, um ſie zum Gebete umzubinden. Aber es verging wohl eine Viertelſtunde, ehe er damit zu Stande kam. Er that Alles verkehrt und ſtatt das „Häuschen" oder den Knoten der Gebetriemen nach der Mitte der Stirne zu rücken, ſchob er ihm nach hinten, ſo daß er gerade über das Genicke zu ſtehen kam.

Bei dieſem Beginnen lachte Salme Floh gewaltig auf.

„Bei mein Kopf," ſchrie er, „wenn ich ihn ſo fortmachen laß', ſo geht er noch Holz hacken am heiligen Jontef (Feſttag)."

Das Wort „Jontef" brachte unſern Moritz ganz zur Beſinnung, ein Blick auf ſeinen feſtlich gekleideten Hausherrn der gerade in die Synagoge gehen wollte, belehrte ihn von ſeinem Beginnen; denn am Feſttag iſt es nicht erlaubt, die Gebetriemen umzubinden.

„Nu, haſt Du's gehört, Jüngel? herrſchte ihm Salme zu, als er noch immer zögerte, die feſtwidrige Tefillin auszuziehen, wär' nur nicht heut' Jontef; aber ich will mein Maul nicht naß machen, ſonſt möcht'ſt Du hören, was Salme Floh kann. —

Damit ging er in die Synagoge und ſchlug die Thüre gewaltig hinter ſich zu. —

Ein ſonderbares Gedankenleben wogte während der zwei Feſttage, wo ſeine Hausleute mit ihm ſchmollten, in der Seele unſeres Studenten. Er konnte ſich nicht einreden, daß er ſo ſehr geſündigt habe und an dieſer Sinnesänderung trug beſonders Mendel Wilna mit ſeiner Geſchichte viel Schuld. Moritz ſah hier ein durch Schwärmerei aus den täglichen Kreiſen des Lebens verrücktes Daſein und wie wohl er ſelbſt noch kurz vorher dieſelben Träume in ſeinem Gehirne pflegte, mußte er doch jetzt unwillkürlich lachen, wenn er an Mendel Wilna dachte, in dem ſie ſich ſo ganz verkörpert hatten.

„Ein merkwürdiger Narr!" konnte ſich Moritz nicht enthalten zu denken; wenn er's mit Jeruſchalaim nicht ſo ernſt meinen würde, man könnt' ihm geradezu ins Geſicht lachen. Weib und Kind verlaſſen, in weiter Welt herumziehen — um die Leut' zum Aufbauen Jeruſchalaim's aufzufordern! Meint er wirklich, mein Hausherr Salme Floh könnt' ſeine alten Hoſen und Weſten verlaſſen? Aber Mendel's Schweſterchen war doch ein merkwürdig Kind! Sie hat nur immer von Jeruſchalaim geſprochen, darüber ſtarb ſie! Solche

Gedanken ſind auch nicht für dieſe Welt, es iſt etwas ganz Todtes darin, das ſeh' ich erſt jetzt ein. Ich möcht' beinahe ſagen, Mendel Wilna iſt ſchon todt — er geht nur noch wie ein Geſpenſt herum.

Moritz ſuchte ſeinen alten Freund nicht mehr auf; die Feſttage vergingen, ohne daß er ihn geſehen hatte. Es war der Ueberreſt einer früheren Ehrfurcht, warum er dies nicht that. Er fürchtete nämlich nicht ernſt genug „den Narretheien" Mendel's lauſchen zu können. —

Moritz dachte übrigens gar nicht, welch' ein Sturm ſich über ſeinem Haupte zuſammenzog. Als er am Dienſtag nach den Feiertagen von der Schule heim kam, fand er ſeinen Hausherrn Salme Floh mit gewaltigen Vorbereitungen zum Schreiben beſchäftigt. Wie Moritz in die Stube trat, fragte ihn Salme ſogleich: „Kannſt Du mir eine Feder und ein Tinterl borgen?" Sein Geſicht war dabei finſter und die Augenbrauen hingen wie Donnerwolken herunter.

Seine Frau, Fradel, die neben ihm ſaß, ſagte ihm darauf leiſe, ohne daß es Moritz hören konnte: „Thu's nicht Salme." —

Aber Salme herrſchte ihr gebieteriſch entgegen: „Sei ſtaat (ſtill) und red' mir nichts hinein. Ich verſündig' mir mein Kopf, wenn ich's nicht thu."

„Eine gute oder eine grobe Feder?" fragte Moritz.

„Eine dicke, eine grobe," ſagte Salme grimmig lachend, grob wie ein Beſen; ich will auch darnach etwas ſchreiben.

Während Moritz in ſeinem Schreibzeuge herumſtöberte,

konnte er sich nicht enthalten zu fragen: „An wen wollt ihr denn schreiben; Rebb Salme?“ Er hatte nämlich seinen Hausherrn noch niemals in dieser Beschäftigung gesehen.

„Das wirst Du gleich sehen,“ sagte dieser ganz finster, gieb mir die Feder her.“

Moritz gab ihm eine.

„Vielleicht an einen schlechten Schuldner?“ rief er.

„Ja einer, dem ich schuldig bin, die Wahrheit zu sagen,“ entgegnete Salme und tunkte die Feder tief in das Tintenfaß ein, Moritz nahm eine Schularbeit zur Hand und setzte sich in einen Winkel der Stube. Währenddem schrieb Salme eifrig an seinem Briefe, über dem er wohl eine Stunde schwitzte. Als er damit fertig war, sagte er leise zu seiner Frau: „Willst Du jetzt hören?“

Fradel machte mit der Hand eine Bewegnng hinter dem Rücken des Studenten, als hielte sie seine Gegenwart für unzulässig beim Anhören des Briefes.

„Meinst Du, der liegt mir auf?“ sprach Salme ganz laut, der kann ihn auch anhören.“

Darauf begann er erst mit gedämpfter, dann immer mehr anschwellender Stimme sein Schreiben vorzulesen. Moritz hörte Folgendes:

„In der heil. Gem. Bunzlau, sieben Tag in Sivan.

Bester Herr Randar Schmul und Randarin Leben bis zu hundert Jahren!

Gott der Allmächtige weiß, wie nur thu' mit groß Leidwesen die Feder in die Hand nehmen; aber es können

einem die Haar' auf dem Kopfe aufsteigen, wenn man dran denkt, was Ihr Jüngel, den ich schon seit fünf Jahr' in Kost und Quartier hab', hat angestellt, und zu mein Weib, die mir's hat abrathen wollen und hat mir gesagt: „Thu's nicht, Salme," hab' ich ein Geschrei gegeben, ich versündig mich selbst, wenn ich's nicht den Randar Rebb Schmul gleich zu kund und wissen mach'! Sie haben sich da ein schön Jüngel von Ihrem Moritz erzogen; er hat nicht mehr so viel Blut von einem Juden in sich, als auf ein Quintel geht und wenn man noch so akkurat auf die Waag' thut sehen. Wissen Sie, was Ihr Moritz Leben hat angestellt? Am heiligen Jontef ist er mit sein Chaver (Kamerad) Honza auf 'n Dorf gegangen und hat da getanzt und getrunken und gegessen. Und mit wem getanzt und getrunken? Mit Bauernmägden und Jungen, daß Gott erbarm'! Und Leut' aus der Kille sind vorbeigegangen und haben das Alles mit leiblichen Augen gesehen. Drauf sind sie zu mir zugekommen und haben zu mir gesagt: 'N schön Jüngel hast Du Dir in's Haus genommen, wem es ist er denn? Ich sag' drauf: Rebb Schmul's Randars, sein Vater ist ein rechtschaffner Jud'. Meint Einer; nun geh' hinaus Salme und hohl' Dir ihn ab, er ist schon schicker (trunken), daß er nicht mehr kann auf den Füßen stehen. Mir hat sich das Herz im Leib umgekehrt. Um elf Uhr in der Nacht ist Ihr Moritz heimgekommen; ich hab' ihm bis Dato noch kein Wort gesagt, thun Sie mit Ihr Kind, was Sie wollen, ich hab' das Meinige gethan. Das aber sag' ich, wenn mir

Honza noch mal in's Haus kommt, will ich ihm einen solchen Hamworech (Bewillkommnung) geben, daß er Hals und Kragen brechen wird. Denn ich leid keinen Posche Jisroel (Abtrünnigen von Israel) in mein Haus und wenn Ihr Moritz das zum zweiten Male macht, so steh' ich ihm nicht dafür, daß ich nicht ihn auch für Honza oder Pavel oder Waste werd ansehen. Indessen leben Sie wohl, ich verbleib' Ihr aufrichtiger Salme Floh, der Kleine."

Während des Vorlesens hatte sich Moritz, da er gleich Anfangs hörte, daß die Rede von ihm sei, auf seinem Stuhle umgedreht und saß nun mit anscheinender Gleichgültigkeit gerade im Angesichte Salme's und dessen Ehefrau. Als Salme fertig war, blickte er den Studenten triumphirend an, er glaubte ihn zermalmt und zerweicht zu finden. Moritz schlug aber ein lautes Gelächter auf, ergriff Buch und Mütze und ehe Salme ein Wort hervorbringen konnte, war er zur Thüre hinaus.

„Was sagst Du dazu?" rief Salme nach dem ersten Schrecken.

„Hab' ich Dir's denn nicht abgerathen?" sagte die milde Fradel, Du hast aber nicht hören wollen.

Salme Floh versank in tiefes Nachdenken.

„Das Jüngel," sprach er nach einer langen Pause, „ist zum Gehennim (Hölle), ganz reif — den Brief schick' ich doch ab. —

Das Schreiben des Hausherrn traf nur um eine Viertelstunde später als Mendel Wilna im Randarhofe ein. Die

Ankunft des langvermißten Schnorrers hatte eine freudige Aufregung bei Rebb Schmul und Rachel hervorgebracht. Der Randar saß mit seinem Gaste in traulichem Gespräche und ließ sich von ihm die lange Geschichte seiner Reise nach Jeruschalaim erzählen. Da langte der Schnorrer mit einem Male aus seinem Bündel zwei kleine Säckchen hervor, die er Rebb Schmul mit den Worten hingab: Da haben Sie, was ich Ihnen einmal hab' versprochen.

Rebb Schmul konnte sich nicht mehr daran erinnern, er befühlte die Säckchen und fragte nach ihrem Inhalt.

„Es ist Erd' aus Jeruschalaim." sagte der Schnorrer.

„„Wirkliche Erd' von Jeruschalaim? schrie der Randar erstaunt.

„Ich hab' sie ausgegraben auf der Stelle, sagte Mendel, wo einmal unser heiliger Tempel ist gestanden.

Der Randar öffnete zitternd vor Freude die Säckchen und seine Augen leuchteten wunderbar, als er die unscheinbare, aber so theuere Erde vor sich hatte.

„Ist's aber ganz wirklich Erd' aus Jeruschalaim? fragte er noch einmal, betrügt mich nicht, Rebb Mendel, denn ich will, daß man mir, wenn ich werd' gestorben sein, diese Erd' unter den Kopf legt."

„Bin ich denn ein so großer Lügner?" sagte lächelnd der Schnorrer, „da ist noch die Bestätigung von einem Rebbe in Jeruschalaim."

Er gab ihm ein Papier mit einem großen Siegel daran, das der Randar aber nicht las. Er nahm die Säckchen und

die geschriebene Bestätigung und trug beides zu einem Kasten, wo er sie in einem versteckten Fache niederlegte.

„Jetzt ist's gut," sagte er dann, „jetzt kann ich doch wenigstens auf Erd' von Jeruschalaim liegen. So was kriegt ein Jud' sobald nicht." —

Während dem trat die Randarin mit dem Briefe Salme's in die Stube. Sie hatte verstörte Züge und Thränen in den Augen. Noch ehe das Schreiben angekommen war, hatte Mendel Wilna erzählt, wie er Moritz spät in der Nacht auf der „Pfarrstiege" sitzend gefunden habe.

Die Randarin hatte sogleich den Kopf geschüttelt — was machte Moritz in so später Stunde noch in der Gasse? und gar sitzend auf der Stiege?

Nun kam der Brief und sie sah den Zusammenhang in der Sache. Ihr ganzes Wesen erzitterte von Schmerz und Trauer. Sie wollte den Brief ihrem Manne mittheilen, wie sie aber in die Stube trat, rief er ihr, noch selig von dem Geschenke des Bettlers, zu: „Rath' mal, Rachel, was Rebb Mendel uns mitgebracht hat?

„Weiß ich?" fragte sie trübe lächelnd.

„„Erd' aus Jeruschalaim,"" sagte Rebb Schmul und ging zum Kasten um wieder die Säckchen hervorzuholen.

In ihrem Mutterherzen hatte die Randarin sogleich die Gefahr erkannt, wenn sie gerade jetzt, wo ihr Mann in religiöser Stimmung war, ihm den Brief mittheilen wollte. Sie verschloß also seinen Inhalt in sich, wie man eine Todeswunde verbirgt.

Nachts aber wachte wieder ein Gedanke an ihrem Bette: „Gott, allmächtiger Gott“, sagte sie, „soll' das wirklich das Lernen sein, was mein Kind so schlecht macht? Es haben ja schon so viele gelernt und sind dabei doch gute Juden geblieben. Und gerade mein Kind sollt' dadurch so schlecht geworden sein? Was möcht' Schmul sagen, wenn er das wüßt? Ach es wär' besser gewesen, wenn er wär' im Dorf' geblieben bei Bauern und Branntweinfässern. Ist das aber wahr? Nein, nein, das Kind hat nur eine unglückliche Stunde gehabt.“

Den Brief zeigte sie ihrem Manne nicht! — —

10. Ursache und Wirkung.

Honza hatte in der letzten Zeit ein gar trauriges Leben geführt. Es waren schon Wochen vergangen, ohne daß er die geringste Unterstützung vom Hause erhalten hätte. Sein Vater Waclav, einst einer von den Wohlhabendern, war durch Völlerei ganz herabgesunken, Hof, Feld und Wiese waren dem unseeligen Geiste zum Opfer gefallen, dem er sich ergeben hatte. Die Mutter Honza's kam oft weinend nach Bunzlau und erzählte ihm, wie alles Geld zum Randar wandere und nicht einmal so viel erübrigt werde, um ihm einen Rock auf den Leib zu schaffen. Alles verthue der Vater, nicht die Kuh im Stalle sei mehr sicher, auf dem nächsten Markte verkauft zu werden. —

Es mag ein eigener Dämon über so einer Schenkstube walten. Das Volk, das sich hingezogen fühlt, kennt ihn;

es weiß sogar, wie es sich ihm entziehen könnte. Da sind aber oft ganz unbedeutende Dinge, die es von den guten Wegen zurückhalten. Bald ist es das Schild des Wirthshauses, das gleißend zu sich einladet, bald Müssiggang, am seltensten Durst. Bei Waczlav dem Vater Honža's war es das Schuldenbuch des Randars. Er konnte sich's nicht ausreden, daß in dem Buche sein ganzes Unglück liege. Man weiß, wie eine Idee, sobald sie in einem durch Trunk und Leidenschaft verdumpften Gehirne Raum gewonnen hat, allmählig Form und Gestalt annimmt.

Waczlav hatte gewiß Recht, daß er dem Schuldenbuch sein ganzes Unglück zuschrieb; aber er ging weiter: wenn er es aus der Welt schaffen könnte, meinte er, wäre alles gut. Er dachte daran das Buch zu stehlen, aber es mißlang jedesmal. —

Da kam in einer Nacht Feuer im Hause des Randars aus, die Flammen loderten schon an der Scheuer auf, als die Glocken Sturm läuteten. Das Feuer griff glücklicherweise nicht weiter; es brannte nur die Scheuer nieder, die schon mit der Ernte des Sommers gefüllt war. —

Sonderbar! Der Randar kam sogleich auf den Gedanken, kein andrer könne den Brand angelegt haben, als Waczlav. Er ging auf's Amt und ersuchte den Bauer in Verhaft zu nehmen. Waczlav wurde ins Verhör genommen; er gestand Alles, nämlich, daß er aus Rache gegen den Juden und um das Schuldenbuch aus der Welt zu schaffen, das Feuer ins Haus geworfen habe. — —

Es war kurz vor der Klaſſenleſung. Moritz und Honza gingen eines Tages, im Geſpräche begriffen, aus der Schule. Als ſie auf den „Ring“ kamen, da wo das große Kriminalgebäude ſteht, ſahen ſie davor eine Menge Leute, die ſich um einen eben gebrachten Verbrecher herumdrängten. Aus Neugierde traten ſie näher, wie aber Honza den erſten Blick auf ihn geworfen, ſtieß er einen gellenden Schrei aus, und ſtürzte ohnmächtig zu Boden. Er hatte ſeinen eigenen Vater erkannt. —

Mitleidige Leute trugen unter Leitung unſeres Moritz den Honza in deſſen Wohnung. —

Als Honza aus ſeiner Ohnmacht erwachte, ſtand Moritz an ſeinem Bette und hielt ſeine kalte Hand' in der ſeinigen. Mit einem Seufzer ſchlug der Unglückliche die Augen auf; ſein Bewußtſein ſammelte ſich allmälig in einem einzigen Blick, den er auf Moritz warf. Moritz lachte ihm freundlich zu; aber dieſes Zeichen ſeiner Theilnahme ſchien auf die Lebensgeiſter des Honza einen widrigen Eindruck zu machen. Mit aller Kraft, die ihm eigen war, ſtieß er ſeinen Mitſchüler von ſich weg, daß der in eine Ecke der Stube taumelte.

„Honza, Honza,“ ſchrie Moritz, „erkennſt du mich denn nicht?“

„„Geh' in die Hölle,““ ſchrie Honza wüthend, „denn ihr Juden allein ſeid an meines Vaters Unglück Schuld.“

„Das iſt nicht wahr,“ ſagte Moritz bleich, mit bebenden Lippen.

„„Habt ihr ihm nicht zu trinken gegeben?““ ſchrie Honza, „habt ihr nicht ausgeſaugt bis er in Ketten kommen mußte? Ihr habt uns zu Grund gerichtet, dein Vater iſt ein Blutigel, der das Blut vom ganzen Dorfe hat.“

Dann warf er ſich mit ſeinem Antlitz aufs Bette und blieb da ſchluchzend eine Zeit liegen. Moritz ſtand, Zorn und Empörtheit im Herzen, an der Thüre und ſprach kein Wort.

„„O weh, o weh,““ rief Honza, „vor keiner Menſchenſeele darf ich mich jetzt blicken laſſen. Der Vater in Ketten! Die Leute werden mir ins Geſicht ſpeien. Die verfluchten Juden, ſie haben uns alles genommen, der Donner ſoll ſie erſchlagen.“

„Du biſt ein Lügner Honza,“ ſagte Moritz, wenn Du das ſagſt, Dein Vater iſt immer ein Trunkenbold geweſen.

„„Geh' in die Hölle,““ ſchrie Honza darauf, „du biſt wie dein Vater und dein Vater wie du. Kein Unterſchied'! —

Moritz ſchlug zornig die Thüre auf und ſprang hinaus. —

Es waren noch zwei Tage zur Klaſſenleſung. Mit fieberhafter Unruhe erwartete ſie Moritz. Wie ein dunkler Schatten glitt ihm überall das Unglück Honza's nach, und er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß es in irgend einem Zuſammenhange mit ſeinem Vaterhauſe ſtehen müſſe. Es war ihm keine Nachricht zugekommen; Moritz fühlte ſich von Zweifeln und Unruhe bis zum Tode bewegt.—

In ſpäter Nacht kam er am ſelben Tage, wo die Klaſſenleſung geweſen, im Dorfe an. Mit hochklopfendem Herzen

trat er ans Hausthor, in der Schenkstube brannte noch Licht. Als er eintrat, regte sich nicht der mindeste Laut; erst später, als sein Kommen einiges Geräusch verursacht hatte, sah er wie sich etwas an einem Tische bewegte. Es war Hannele, die im Erwarten ihres Bruders eingeschlafen war. —

„Wer ist das?“ rief sie und starrte mit schläfrigen Augen nach Moritz hin.

„„Ich bin's ja,““ sagte Moritz.

Hannele flog ihm entgegen, sie begrüßten sich zärtlich.

„Was macht Vater und Mutter?“ fragte Moritz.

„„Der Vater ist gesund und schläft schon. Die Mutter —

„Nun die Mutter?“ schrie Moritz in seiner Angst.

„„Weißt Du denn nicht, was geschehen ist? Wir sind ja abgebrannt.

Moritz starrte ihr erschrocken in's Angesicht.

„Und weißt Du, wer das Feuer hat angelegt? Hätt'st Du dir denken können, daß es Waczlav Bauer wird sein?“

„„Honža, Honža!““ rief Moritz in schmerzlicher Erinnerung.

„Was sagst Du Honža?“ schrie Hannele erschrocken, „sein Vater ists ja gewesen — der Vater hat's gleich am andern Tag gesagt, es kann kein anderer als Waczlaw sein. Wie das Feuer ist herausgekommen, hat schon die ganze Scheuer gebrannt, eh' sich ein Bauer im Dorf zum Löschen gerührt

hat. Man hat bitten und ſchreien müſſen, eh' einer Hand angelegt hat.

„Nicht einer hat löſchen wollen, ſagſt Du? rief Moritz und verſank in Nachdenken. Dann raffte er ſich auf und ſchrie in Erinnerung: „Und die Mutter?"

Aber die Randarin hatte bereits die Stimme des geliebten Kindes erkannt; ſie hatte ſich leiſe vom Bette erhoben und erſchien jetzt, ein Licht in der Hand', auf der Schwelle der Stube. Bei ihrem Anblick erſchrack Moritz innerlich; ſo bleich und todtkrank ſah ſie aus. Mit einem lauten Schrei ſtürzte er ihr entgegen, ſie hielt ihn minutenlang umſchloſſen. —

„Es iſt nur gut," ſagte ſie, „daß Du gekommen biſt, Du hätt'ſt mich bald nicht mehr angetroffen.

Moritz blickte ſie traurig an.

„„Ich weiß, ich trag' den Tod mit mir herum, und daran iſt Waczlav Bauer Schuld."" —

„Wie redſt Du doch, liebe Mutter?" fiel Moritz ihr ins Wort.

„„Ich weiß was ich weiß, ſagte die Randarin mit einem trüben Lächeln. Moritz empfand einen tiefen Schauer; alles klang ihm wie eine traurige Vorbedeutung. —

In Thränen und Sorgen brachte er dieſe Nacht zu. Kaum dämmerte der Morgen, ſo erhob er ſich eiligſt, und ging zu der abgebrannten Scheuer hinaus. Ihn drängte es das hölliſche Werk des Bauers zu ſehen. Duftend lag der Morgen über Thal und Höhen, Bauern zogen zur Arbeit

hinaus, sie grüßten den wiedergekommenen Studenten; aber Moritz dankte ihnen kaum, finster blickte er ihnen nach. —

„Nicht einer hat löschen wollen, wiederholte er in schmerzlicher Erinnerung, nicht Einer!“

Als er aber die verbrannten, umherliegenden Trümmer, das schwarze Mauerwerk sah empörte sich sein innerstes Wesen, ja selbst der blaue Himmel, der ungehindert durchblickte, erfüllte seine Seele mit unaussprechlichem Zorn.

„Verflucht!“ rief er, „dieser hündische Waczlav, warum mußte er dieses Unglück über unser Haus bringen? was haben wir ihm gethan? Honža ist ein Lügner, wenn er den Vater beschuldigt. Es liebt uns keiner im Dorfe und das ists. Sie möchten uns in einem Löffel Wasser ertränken, wenn sie nur könnten. Und weil sie uns nicht an den Leib können, wollen sie uns an Hab und Gut schaden. Nicht Einer hat löschen wollen!“ —

Dann setzte er sich auf einen verbrannten Balken und blickte träumerisch in das Werk der Zerstörung. Seine kranke Mutter kam ihm in den Sinn, und weil sein Gemüth ohnehin in tiefster Aufregung erzitterte, nahm er es als Gewißheit an, sie könne gar nicht genesen. Er sah sie ihren letzten Athemzug thun, dann sterben, und ins Grab gesenkt werden.

Aus diesen Träumereien weckte ihn Hannele, die schon eine gute Weile neben ihm stand.

„Warum so zeitig auf? fragte sie ihn.

„„Ich hab' nicht schlafen können,““ sagte Moritz düster.

„Ich auch nicht,“ meinte Hannele, „ich hab' Sorgen.“

„„Sorgen? wie kommſt Du zu denen? fragte Moritz; er konnte ſich nicht enthalten dabei zu lächeln. Dann beſann er ſich und ſetzte mit einem Seufzer hinzu. „Ja wegen der Mutter?““

„Auch wegen der,“ ſagte Hannele erröthend und ſtockte. „Kommt Honza nicht zu Haus auf die Ferien?

„Was geht Dich der an?“ brauſ'te Moritz wild auf, „der iſt unſer Feind, wie es ſein Vater iſt, wie ſie es alle ſind.

„Honza kann nichts dafür,“ ſagte Hannele mit bewegter Stimme, es iſt nicht eine Ader vom Waczlav in ihm. Honza könnt' kein Fackel verbrennen.

„Das meinſt Du nur ſo,“ fiel Moritz bitter ſpottend ein, „aber hätteſt Du gehört, was ich gehört habe, hätteſt Du ihn fluchen hören unſern Eltern, uns Allen —

„Mir auch?“ fragte ihn Hanneln.

„Uns allen,“ ſagte Moritz zornglühend, „er hat Dich auch gemeint.“

Nun erzählte er ihr in Worten, die von der Erinnerung berührt wie Wunden aufziſchten, an die man heißes Eiſen legt, die mit Honza erlebte Scene. Seine Stimme zitterte, als er ſo ſprach und in ſeinen Augen ſtanden Thränen.

„Das kann Honza nicht geſagt haben,“ meinte Hannele kopfſchüttelnd, aber mit feſter Ueberzeugung.

„Du glaubſt mir alſo nicht?“ rief Moritz mehr verwundert als zornig aus.

„Das kann Honza nicht geſagt haben,“ wiederholte das

Mädchen leise und stand mit niedergesenkten Augen vor dem strengen Bruder. Dann wandte sie sich um und sagte: „Ich muß jetzt in die Schenkstub' gehen, es werden schon Bauern dort sein."

Langsam ging sie darauf auf das Haus zu. Moritz blickte der Dahinwandelnden mit stummem Erstaunen nach. —

Es ist nichts Seltenes, daß uns das zunächst Stehende und natürlich Verbundene fremd ist. Wie wenig kennen wir oft unsere eigenen Geschwister! Ein ganzes Menschendasein gehen wir ihnen zur Seite, wir nehmen allen Antheil an ihren äußern Schicksalen, wir fühlen das Unglück, das sie betrifft, so lebhaft mit, als wäre es über uns hereingebrochen; aber der tiefe, geistige Inhalt ihrer Naturen, das geheimnißvolle Walten ihrer innersten Individualität, das haben wir nicht gekannt, das entgeht uns oft. Es ist als wäre das väterliche Dach gerade zu dieser Erfassung des Allernächsten und Natürlichsten viel zu niedrig und eng, als müßten wir es erst durchbrechen, um ganz fremdes an uns zu ziehen. Wie selten haben wir unter unsern Geschwistern unsere eigentlichen Herzens- und Seelensfreunde? —

So ging es auch dem Bruder Hannele's. Sie hatte erst jetzt Bedeutung für ihn, seitdem sie einen so hellen Strahl ihres innersten Gefühllebens vor ihm hatte aufleuchten lassen. Moritz hatte die Schwester früher gar nicht beachtet; er hatte als Student jene Selbstgenügsamkeit die auf das Wissen anderer mit stolzen Augen herabschaut. Der Vater sprach so

oft davon, daß ein Mädchen nichts zu lernen brauche, da Moritz es zuletzt selbst glaubte. —

Mit Erstaunen bemerkte er nun, daß Hannele so gar nichts wußte; er sah sie nie mit einem Gebetbuch in der Hand, nicht einmal am Sabbat. Sie schien überhaupt wenig „Jüdisches" an sich zu haben. Dafür aber kannte sie alle Lieder die im Dorfe gesungen wurden, und wenn sie nichts zu thun hatte, setzte sie sich hinaus in den Hof und sang sie mit frischer Stimme. So traf sie einst Moritz, wie sie eines jener Lieder sang, worin ein unglücklicher Liebhaber seine Sehnsucht nach dem fernen, über den Bergen weilenden Mädchen so rührend ausspricht. Es war das:

Horo, horo, vysoká jsi!
Má panenko vzdálena jsi.
Vzdálena jsi za horama
Vadne laska mezi nama! *)

Moritz horchte einige Augenblicke auf die traurige Weise dieses Liedes; es kam ihm sonderbar, beinahe unzüchtig im Munde seiner Schwester vor.

„Wer hat Dich das gelehrt?" fragte er sie mit strenger Miene.

„Ich hab's von den Mädchen und Jungen im Dorf' gehört, war die Antwort Hanneles.

---

*) Zu deutsch:

Berg, o Berg, du bist so ferne!
Mein Liebchen, wie weit Du bist!
Sie ist weit drüben über den Bergen;
Es welkt die Liebe zwischen uns.

„Verſtehſt du's?"

„Kann ich denn nicht böhmiſch? Du wirſt mich's doch nicht lernen."

„Du ſollteſt das Lied nicht ſingen — es paßt nicht für ein Judenmädchen.

„Sie ſingen es im Dorf," war die ganze Entſchuldigung.

„Gerade deßwegen."

„Aber es gefällt mir." Sie ſang noch die fehlende Strophe dazu. — —

Noch manches Andere, was im Hauſe vorging, machte unſeren Moritz irre. Er war in jenen Zeitpunkt ſeines Seelenlebens getreten, wo es ſich, wie zu einer großen Reiſe, auf ächten Haß oder auf ächte Liebe vorbereitet. Das Unglück mit dem Brande, ſo wenig es für die Vermögensumſtände des Randars zu bedeuten hatte, griff all ſein Denken und Fühlen, ſein Lieben und Haſſen am innerſten Kern an und ſtellte ſie gleichſam zum Kampf ſich gegenüber. —

Er begriff beſonders ſeinen Vater nicht. Er glaubte einen Erzürnten zu finden, der ſich das hölliſche Unternehmen Waczlavs zu Herzen genommen hatte und er war noch immer derſelbe. Mit den Gebetriemen um Kopf und Arm ging er noch jeden Morgen unter den Bauern umher; er ſprach mit ihnen nicht ſtrenger als zuvor, nichts ſchien auf einen Bruch des früheren Verhältniſſes hinzudeuten. Die Bauern nannten ihn noch immer den „Pan Schmul" und rückten die Gläſer zuſammen, wenn er betete. Dieſe Sorg-

losigkeit seines Vaters war ihm in frühern Zeiten erhaben wie nur etwas in der Welt vorgekommen. Ein böser Gedanke raunte ihm aber jetzt zu, diese gepriesene Sorglosigkeit sei gar nicht ächt, und könne es gar nicht sein — er hielt sie für Verstellung. —

Moritz dachte über das Verhältniß seiner Eltern zum Dorfe nach; es erschien ihm so seltsam als fremdartig. Im ersten Augenblicke war er geneigt, alle Schuld auf die tückischen verdumpften Bauern zu wälzen. Er nahm angeborene böse Triebe an, die sie zum Hasse gegen den „Juden" drängten. Sein mildes Herz sprach aber bald gegen diese ungerechte Anklage. Woher aber diese innerliche Abneigung, dieses versteckte Lauern, die hämische Schadenfreude? Wo lagen die Wurzeln dieses Stammes?

In der Religion gewiß nicht. Betete der Vater nicht unter ihnen? Trug er nicht die Zeichen seines Glaubens ungescheut zur Schau? Moritz ahnte mehr als er es aussprach, daß keine Religion die Menschen von einander fern halten könne. Vielleicht aber weil sein Vater wohlhabender war? Also Neid. Aber im Dorfe gab es Bauern, die wenn sie alles zusammen nahmen, sich mit ihm wohl messen konnten. Sie besaßen alles eigen, der Vater hatte es in Pacht und selbst der Robotdienst, den sie für die Scholle Erde leisteten, schien ihm in keinem Verhältnisse zu der erpachteten und doch besitzlosen Stellung seines Vaters zu stehen. Auch die reichen Bauern im Dorfe wurden beneidet — etwas Beson-

deres, was sich gerade gegen seine Eltern aussprechen konnte, fand er nicht.

Aber zwischen beiden, Religion und Neid lag noch ein drittes mitten inne: Die geistige Ueberlegenheit seines Vaters. In ihr fand er alles Unheil, die ganze Lösung seiner Nachforschung. Es war nichts Gleiches zwischen seinem Vater und den Bauern; das Mittelglied fehlte. Er klug, überlegt, wachsam, sie dumpf, träge und beschränkt; wo sollten sie da in einander schließen und sich umfangen?

„Wenn die Juden nur um etwas weniger klug würden, dachte er sich und die Bauern um etwas mehr, so wäre beiden geholfen. Der richtige Einklang wäre gefunden.

Wie aber das erreichen? Kann man Menschen von einer seit lange behaupteten Denk- und Handelsstufe so schnell herabdrängen? kann man wieder andere höher hinaufheben, wo sie zusammentreffen, ohne daß es nach Zwang und Nöthigung aussieht?

Es war eine unselige Halbheit in dem Verhältnisse seiner Eltern zum Dorfe; er wußte kein Wort dafür, das es näher bezeichnet hätte. Er war nahe daran, an der schlichten, einfachen Natur seines Vaters zu zweifeln; sie erschien ihm doppelt. Im Kreise der Bauern sorglos, aus einem Glase trinkend, unter ihnen betend — im Herzen sie verachtend.

In diesem Gedanken ward er einst durch seinen Vater selbst bekräftigt. Sie standen mit einander vor der halb ausgebauten Scheuer, auf deren Dachstuhl bereits der Blumen-

ſtrauß der Zimmerleute prangte. Hie und da waren zwiſchen dem Lattenwerk ſchon die Ziegel ſichtbar.

„Es iſt gut, Vater,“ ſagte Moritz, „daß du die Scheuer haſt von Stein aufführen laſſen, und mit Ziegeln decken.

„„Warum?“

„Sie kann jetzt nicht ſo leicht abbrennen.“

„Meinſt Du?“ ſagte der Randar mit einem Lächeln, wie es Moritz nie an ihm geſehen, morgen ſtecken ſie mir vielleicht das Haus über dem Kopf in Feuer. Ich trau' kein' Bauer.“

Alſo Mißtrauen von beiden Seiten? Wer war dazu mehr berechtigt? —

Gab es da Hilfe? Woher ſollte ſie kommen?

11. Die Kirchweih.

Mit jeden Steine, der ſich zum Baue der neuen Scheuer fügte, ſchien die Randarin ein Stück Leben nach dem andern einzubüßen. Sie ſagte oft, wenn ſie nach dem Gebäude hinausſchaute, daß ſie das Brod nicht mehr eſſen werde, was man im künftigen Sommer von dort holen dürfte. Wenn man ihr dieſe trüben Gedanken ausreden wollte, ſchüttelte ſie den Kopf und meinte: Der Bauer Waczlav hat für mich gut geſorgt — es vergingen oft auch mehrere Tage, wo ſie das Bett nicht verlaſſen konnte. Mit Thränen ſtahl ſich oft Moritz davon, wenn er das zehrende Siechthum der

Mutter täglich größere Fortſchritte machen ſah. Schmerz und Wuth wogten gleichmäßig durch ſeine Seele. —

Indeß war Kirchweih gekommen. Man traf im Hauſe die gewöhnlichen Vorkehrungen dazu. Man ſcheuerte den Boden, ſteckte Lichter auf die Wandleuchter und füllte vor Allem die Flaſchen. Trotz ſeiner traurigen Lage konnte Moritz die Bemerkung nicht unterdrücken, wie es doch ſonderbar ſei, daß ſein Vater, ein Jude, der Feſtgeber eines chriſtlichen Heiligen ſein müſſe. —

Tags zuvor ſaß Hannele draußen im Garten, eines jener Dorflieder, die ſie immer im Munde hatte, vor ſich murmelnd. Plötzlich raſchelte etwas hinter den Bäumen — wie ſie um ſich blickte ſtand Honza, bleich und im vernachläßigtem Anzug vor ihr.

Tiefaufathmend rief er: Gottlob, daß ich da bin.

„Wo kommſt du her, um Gotteswillen?“ fragte ihn Hannele erſchrocken.

„„Red' nicht ſo laut,““ ſagte Honza zuſammenſchauernd indem er ſcheu umherblickte, es könnt' mich Einer ſehen.

„Und warum nicht?“

„„Weil ich keinem Menſchen ins Auge ſehen darf. Iſt dein Bruder nicht hier?

„Was willſt du von ihm?“

„„Nichts — nur ſoll er nicht hier ſein. Du biſt die Erſte, mit der ich ſpreche. Ich bin über die Felder weit gelaufen, um nicht durch's Dorf gehen zu müſſen. Nicht einmal meine Mutter weiß, daß ich gekommen bin.

„Die wird ſich was freuen, meinte Hannele, daß Du ſie auf der Kirchweih' beſuchſt.

„„Eine ſchöne Kirchweih',“ lachte Honza bitter auf, der Vater im Kriminal, die Mutter hat kein Geld und der Sohn darf keinem Menſchen ins Geſicht ſehen. Ich muß fortgehen, wo nur eine Geige zu klingen anfängt. Ich komm auch um von Dir Abſchied zu nehmen auf lange, lange Zeit. —

„Wohin willſt Du? fragte Hannele leiſe.

„Jetzt geh' ich nach Prag auf 2 Jahre, dann werd' ich ins Seminarium nach Leitmeritz kommen. Du wirſt mich jetzt über ſechs Jahre gar nicht vor Augen ſehen.“

„Das wird Dir Leid thun, Honza?“

Hannele ſowohl als Honza hatten bis dahin geſenkten Blickes mit einander geſprochen; bei der letzten Frage aber ſchaute Honza auf, beider Augen begegneten ſich, da überflog die Wangen Hanneles eine glühende Röthe.

„Leid thun, oder nicht,“ ſagte Honza leiſe, „ich muß gehen. Hätt' ich nur —

„Was denn?“ fragte Hannele ſchnell.

„Ich kann Dir das nicht ſagen.“ —

„„So ſag's nur, drängte das Mädchen, mir kannſt du's doch ſagen.

„Gut,“ meinte Honza halb ärgerlich, „vor Dir hab' ich mich ja nicht zu ſchämen. Auch iſts keine Schand' wenn ich dir es anvertraue. Weißt du was? ich hab' kein Geld und ich muß fort. Die Mutter kann mir keines geben.

„„Iſt's viel Honža, was Du brauchſt?

„Ueber zwanzig Gulden.

Hannele beſann ſich eine Weile, dann rief ſie plötzlich:

„Sorg' nicht Honža, ich ſchaff' dir die zwanzig Gulden.

„„Du?

Hannele erſchrack über den zweifelhaften Ausruf Honžas. Sie wurde bleich — aber ſie ſagte gleich darauf: Nun ja, ich ſchaff' dir das Geld, willſt du mehr?

„Du?" fragte Honža noch einmal. Ueber ſein ganzes Weſen leuchtete ein freudiger Glanz.

Da rief man in demſelben Augenblicke den Namen Hannes mehrmals im Hauſe, dazwiſchen ertönte heftiges Wehgeſchrei. Hannele fuhr zuſammen, ſie raffte noch eilig das Tuch auf, das ihr entſunken war und ſagte haſtig:

„Ich muß jetzt gehen. Komm nur morgen um dieſelbe Stunde her, ſo wirſt Du das Geld bekommen. Sorg' nicht und freu' Dich auf die Kirchweih'. — Sie eilte ins Haus zurück. Honžas Augen brannten wie warme Sonnenſtrahlen hinter ihr; als ſie entſchwunden war, fuhr er ſich ſeufzend über die Stirn und ging dann langſam quer über die Felder. —

Bei ihrem Eintritt ins Haus fand Hannele Alles in größter Beſtürzung. Die Nandarin war plötzlich todtkrank geworden. Sie hatte ſich ſo verſchlimmert daß man eine ſtündliche Auflöſung erwarten konnte. Man war um den Arzt gelaufen, im Hofe ſpannte der „Junge" die Pferde ein, um nach dem benachbarten Ghetto zu fahren, von dort die

„frommen Weiber“ zu holen. Die Schatten des Todes bereiteten ſich allmählig über das Haus! —

Das Wehklagen erhob ſich, als die „frommen Weiber“ aus dem Ghetto kamen. Es waren das ſtämmige Geſtalten, die mit dem Tod wohl umzugehen wußten. Sie traten geräuſchvoll in die Stube, darüber wurde die Randarin unruhig, und ſchrie auf, man möge ſie nur zum Bett herantreten laſſen, es ſei ſchon Zeit. Auch der Arzt kam; er erklärte die Kräfte der Kranken für erſchöpft und empfahl nur Stillſchweigen und Unterdrückung jeder lauten Klage! Darauf wurde es im Hauſe ſtill, der Tod durchſchritt es auf leiſen Socken. —

Die ganze Nacht dauerte bei der Kranken der Kampf um das Leben. Die Seele verließ nicht gern die Räume, an die ſie mit ſo ſtarken Klammern gefeſſelt war. Erſt gegen Morgen wurde ſie ruhiger; die „frommen Weiber“, die in der Nacht mit ihr „geſagt“ (die Todtengebete verrichtet), waren müde und wünſchten einen kleinen Schlaf zu thun. Die Randarin ſelbſt lag in einem heitern, faſt geſunden Schlummer.

Ins Dorf zog jetzt die Kirchweih' ein.

Von allen Seiten kamen Züge von Wallfahrern herbeigeſtrömt. Rothe Fahnen flatterten voran. Muſik erſchallte und vom Hauſe konnte man deutlich die ſich kreuzenden Anfangsmelodien der Vorſtimmer und die darauf einfallenden Geſangsweiſen des Volkes vernehmen. Dazwiſchen läuteten die Glocken und wurden Böller gelöſt. Thal und Höhe ſchie-

nen von Leben trunken. Alles schien seine Stimmen zum Lobe des Heiligen zu gebrauchen. Dann wurde es still im Dorf. Der Gottesdienst hatte begonnen. Zuweilen läutete ein Glöcklein drein, oder die betende Gemeinde ließ ihre Gesänge wie ein gewaltiges Meer anschwellen. Orgelklang, Trompeten und Pauken wollten dann stärker sein, als die schwachen Menschenlaute und stürzten mit gewaltiger Kraft darüber. —

Gerade in einem solch' schallenden Momente erwachte die Randarin aus ihrem Schlummer; sie sah Niemand neben sich als Moritz, der in stummem Schmerz und mit verschränkten Armen an ihrem Bette saß. Sie rief ihn leise beim Namen; da fuhr er auf.

„Ich hätt' dir noch viel zu sagen, begann sie mit schwacher Stimme.

Moritz bat sie, sich zu schonen.

„„Ein Wort mehr oder weniger, lächelte sie trübe, damit hältst du den Tod nicht auf. Ich möcht' nur noch gerne etwas wissen.

„Was, Mutter Leben?

„„Ob du ein Jud' bleiben wirst?

„Ich schwör' dir's zu. —

Die Mutter sah ihm lange in das thränenüberströmte Antlitz, dann sagte sie: „Lang mir jetzt den Brief von dein' Hausherrn hinter dem Kopfkissen her; er hat mir viel gebrochen Herz gemacht.

„Kenn' ich ihn denn nicht? wagte Moritz zu fragen.

„„Thu's nur, mein Kind, ſagte ſie mit ungeduldiger Haſt, willſt du, daß ihn dein Vater zu Geſicht bekommt?

Lautweinend ſtürzte Moritz zu ihr hin; er hatte dieſen letzten Liebesdienſt ſeiner Mutter wohl begriffen. — —

Es war Mittag geworden. Die Predigt war vorüber und der Ablaß Allen gegeben, die zur Verherrlichung des Heiligen herbeigeſtrömt. Nach der Kirche zog man vor das Haus des „Juden" und die Schenkſtube füllte ſich in einigen Augenblicken mit durſtigen Gäſten. Es gab nun kein Mittelding mehr zwiſchen Kirche und Leben; wie an zwei Enden hielten der Pfarrer und der Randar die Kirchweih' — jenem gehörte der Vormittag, dieſem der weit wichtigere Nachmittag. —

Der Randar war gleich Anfangs entſchloſſen, die ganze Kirchweih' abzuſtellen; er wollte wegen ſeines ſterbenden Weibes Keinen ins Haus laſſen. Aber ſein Widerſtand war zu gering gegen eine von Wein und Sinnenluſt aufgeregte Volksſtimmung. Er konnte nichts thun, als ſich verzweifelnd in das Unabwendbare fügen. Hannele mußte ſich jetzt von dem Bette der Mutter losreißen, um die Gäſte zu bewirthen. Der Randar ging unter ihnen umher und bat jeden Einzelnen um Ruhe, aber im Taumel und Luſt verrauſchte und verklang die Mahnung. —

Jetzt kam noch die Muſik. Der Randar hatte ſie ſchon einige Tage vorher beſtellt. Jetzt wollte er ſie nicht zum Spielen kommen laſſen. Die Muſikanten waren ſchon in die Stube eingetreten. Da rief des Dorfrichters Sohn, der

wilde Pawel: Nur aufgespielt! und warf ihnen einige blanke Zwanziger hin. Der Randar wurde zornig und schrie seinerseits: Ich leids nicht; der Pawel aber wiederholte seinen Aufruf zum Tanze, und schob den starken Mann zur Seite. Die gewaltige Lärmtrompete war die Erste, die den Widerstand versuchte, sie begann mitten in das Gerede hineinzutönen, darauf folgten zögernd Fiedeln, Baßgeige und Clarinetten. Endlich fanden sich die zerstreuten Töne, sie klangen zusammen und der wilde Pawel führte den Tanz auf. —

Zwischen Thränen und Gebeten drängten sich in Moritz, der das Bett der Mutter nicht verlassen hatte, dunkle Flüche auf. Er verfluchte das Gewerbe seines Vaters, das die Mutter nicht einmal in Ruhe sterben ließ. Es schien ihm so schrecklich, mitten unter diesen Klängen der Leidenschaften mit seiner Seele zu scheiden. —

Zwischen Vater und Bruder aber ging Hannele mit dem Gedanken an Honza herum. Sie dachte an die zwanzig Gulden, die sie ihm versprochen und an die Freude, die er empfinden werde. Ihre Seele war zwischen Luft und Trauer getheilt.

Gegen Abend hatte sie das Geld beisammen; es gehörte zur Einnahme des heutigen Tages. —

Hannele benützte einen Augenblick, wo es in der Schenkstube stürmisch zuging. Der trunkene Pawel hatte die Tänzerin eines Andern un sich gerissen, was der nicht zugeben wollte. Darüber war eines jener gewöhnlichen „Geschläge" entstanden, wie sie der Randarhof schon lange kannte. Sie

lief in den Garten, wo sie den bereits ihrer harrenden Honža im Grase liegend fand.

„Wart'st du schon lange? fragte sie ihn athemlos.

„„Ich wußte ja, daß du kommen wirst.

„Da hast du das Geld — es fehlt kein Kreuzer daran.

Sie warf ihm ein Beutelchen zu, das die zwanzig Gulden enthielt. Ihre Wangen brannten, aber ihre Hand zitterte, als sie es ihm gab.

„Borgst du mir's auch gern? fragte Honža.

„„Nimms nur und versteck' es, sagte sie bebend.

„Weiß auch dein Vater davon? —

Da schrie Hannele auf und bedeckte sich schamvoll das Antlitz. Ohne Antwort war sie wieder ins Haus zurückgelaufen. —

Die Unterredung mit Honža hatte sie aber um die letzten Augenblicke der Mutter gebracht. Die Randarin hatte sie „benschen" (segnen) wollen; sie war aber nicht zugegen. Als sie jetzt in das Zimmer trat, woher mitten durch die Musik und das Geschläge das Wehgeschrei des Vaters und der Hausleute kam, war die Randarin schon verschieden. Die „frommen Weiber" bereiteten sich, die Todte auf den Boden zu legen. —

Der Randar fühlte jetzt Riesenstärke genug in sich, um die Kirchweih' auseinander zu treiben. Es war bereits Blut geflossen, denn der wilde Pawel war durch ein gewaltiges Bierglas an der Schläfe verwundet worden. Die Gemüther

waren nun leichter zu bereden. Die Muſik verſtummte; allmählig leerte ſich die Schenkſtube. —

Die Todte ſollte nun in Ruhe liegen!

12. Schaufäden.

Die Randarin ſchläft ſchon ſeit Jahren auf dem Münchengrätzer „guten Ort“, inmitten der Kinder, die ihr in das Jenſeits vorangegangen. Ihr weißer Grabſtein hebt ſich vor allen andern hervor, und wenn Moritz die Straße zur Heimath zog, hatte er ihn jedesmal vor Augen. Er konnte dann nie ſeine Thränen bemeiſtern. — Die ſchöne Sage von der Mutter Benjamins fiel ihm ein. „Sie hat nicht umſonſt Rachel geheißen, dachte er, gleich dem Grabmal der Patriarchin ſteht auch das ihre an der Straße, die ihr Kind zieht. Sie hat mich auch geliebt als ihren Benjamin! Als die Juden zum erſten Male aus dem gelobten Lande, gefangen und kettenbelaſtet zogen, ſtand Rachel draußen vor ihrem Grabe und winkte ihnen weinend Lebewohl zu. Gebe Gott, daß ſich der Schatten meiner Mutter nie zürnend gegen mich erhebe, wenn ich mich etwa ſelbſt aus der Heimath meines Glaubens ſtoßen wollte . . ich will ihren letzten Worten immer treu bleiben!“ —

Der Randarhof hatte ſich indeſſen ſehr verändert. Wie auf Ruinen lag der Geiſt der Trauer darauf. Es ging nicht mehr ſo luſtig dort zu, wie vor Zeiten. Der Randar war ſtill und mißmuthig geworden. Des Freitags ſtand er zwar

immer noch vor dem Hause und lugte wie Abraham nach den Engeln auf die Straße, ob seine Schnorrer noch nicht kämen. Aber selbst am Abend, wenn der Sabbat sich wieder duftend eingestellt hatte, erscholl nicht mehr das fröhliche Lachen, das hier einst ertönt war. Die Schnorrer mochten die lustigsten „Ruckel" erzählen, sie mochten „schmusen" so viel sie wollten, Rebb Schmul blieb ernst dabei. Nicht einmal für seine polnischen Freunde zeigte er die alte Theilnahme mehr, und der Kaiser Nikolaus, sein Todtfeind, „mochte sich auf den Kopf stellen", wie er oft sagte, „oder alle Juden nach Sibirien schicken" so ging es ihn nichts an; er blieb gleichgültig dabei.

„Das Haus ist gar nicht zu erkennen, sagten die Schnorrer, wenn sie des Sonntags fortzogen, Rebb Schmul ist wie ausgewechselt."

Wie man nach Auffindung einer bessern Straße die alten Handelswege vernachlässigt, so verließen diese Bettler den Randarhof und gingen lieber zwei Stunden weiter, um auf den Sabbat bei einem andern Randar unterzukommen. Selbst der Arme genießt nicht gern unter dem Schatten des Mißmuths. —

An dieser Verwaisung des Hauses durch die Schnorrer trug übrigens Hannele viel Schuld. Sie begegnete ihnen stolz und herrisch und ließ sie durch Wort und That ihre Niedrigkeit fühlen. Dafür genoß sie auch weit und breit eines schlechten Rufes; die Schnorrer sagten von ihr, sie hat kein' Ader von ihrer guten Mamm (Mutter), der Friede

ſei, in ſich!“ Stolz und Geringſchätzung verzeiht der Jude ſelten ſeinem Glaubensgenoſſen. —

Auch die Vermögensumſtände des Hauſes hatten ſich merklich verändert. Rebb Schmul hatte bedeutende Verluſte erlitten; der frühere Name des „Dorfrothſchildes“ paßte nicht mehr ſo recht auf ihn. Ein plötzliches Armwerden, der unvermuthete Einſturz eines bisdahin in aller Lebensfülle Beſtandenen, bringt in dem Betheiligten bei weitem nicht jene moraliſche Wirkung hervor, als wo es ſich allmälig vorbereitet, wo man den Wurm täglich, ja ſtündlich, hört, der an dem Gebäude unheimlich leiſe nagt. —

Im Zuſammenhange mit dieſer Abnahme ſeines „Glückes“ ſtand auch der Tod des alten Grafen, der einige Jahre nach dem Heimgang der Randarin plötzlich vom Schlagfluß getroffen ward. Auch dieſer Beſchützer weilte nicht mehr auf Erden! Wenn jetzt das Vierteljahr kam, ließ ſich Rebb Schmul nicht mehr ſeine Kutſche vorführen, die ihn ſonſt zu der „gnädigen Excellenz“ ſelbſt getragen, um ihr den Pacht zu übergeben. Jetzt hatte er es mit einem „Bevollmächtigten“ zu thun, den der junge Graf aus Wien geſchickt hatte. Rebb Schmul war gleich am zweiten Tage nach der Ankunft des „Bevollmächtigten“ ins Schloß gefahren, wo der jetzt ſtatt des frühern Beſitzers reſidirte. Schon das verdroß den Randar, noch mehr ärgerte er ſich, als ihn der „Bevollmächtigte“, bei Nennung ſeines Namens, der in dieſen Räumen ſonſt ſo gnädig genannt wurde, bureaukratiſch-vornehm „anſchnautzte“ und ihn nicht einmal ſetzen hieß.

„Ihre eigene Equipage?“ fragte er ihn, als er zufällig durch das Fenster schaute und die Kutsche bemerkte.

Der Randar bejahte es demüthig lächelnd.

„Schön,“ sagte der Bevollmächtigte. Der Ton, den er auf dieses einzige Wort legte, und die Geberde, die es begleitete, lassen sich nicht beschreiben. —

Darauf begann er mit dem Randar von den Pachtverhältnissen ein Langes und Breites zu sprechen, wovon Rebb Schmul nicht das zehnte Wort verstand, bis er endlich zu dem Schlusse gedieh, daß die bisher bestandenen nicht mehr bestehen könnten; zuletzt erklärte er, der bisherige Pachtschilling müsse erhöht werden, wenn — Rebb Schmul bleiben wolle; es hätte sich schon ein Anderer gemeldet. Diese Erklärung hatte der Randar Wort für Wort verstanden, sie war ganz „deutsch“ gesprochen. Als der Bevollmächtigte geendigt, sagte Rebb Schmul, zitternd vor innerer Bewegung: „Was ein Andrer thun kann, das kann der Schmul auch, Herr Bevollmächtigter“ — und empfahl sich.

Auf dem Heimwege aber machte er sich Vorwürfe, daß er mit dem Bevollmächtigten zu stolz gesprochen; er meinte wenn er unterthäniger gewesen und „kleinere“ Worte geredet hätte, so wäre auch seine Aufnahme besser ausgefallen. Ja er fiel sogar auf den Gedanken, wenn er nicht in der Kutsche gekommen wäre, so hätte der Bevollmächtigte kein Wort von einer Erhöhung des Pachtgeldes gesprochen. Besonders weh that ihm das Stehen vor dem Beamten. „Bin ich nicht sonst bei der Excellenz auf dem Kanapee gesessen, klagte er

bitter, und so Einer, der einmal ein Schreiberl gewesen ist, läßt mich wie ein' Bauer vor sich stehen. Das sind Zeiten, daß Gott soll erbarmen." —

Nach einigen Tagen ging der Randar wieder zum Bevollmächtigten ins Schloß. Er hatte diesmal die Kutsche zu Hause gelassen und wanderte zu Fuß dahin. Sogar den schweren goldenen Siegelring, der ihm seit vierzig Jahren nicht vom Finger gekommen war, hatte er abgestreift, vielleicht damit nicht das glänzende Metall sein demüthiges Gesuch überschimmere. Moritz, der sich damals nach dem „vierten" Jahre der Medizin auf Besuch zu Hause befand, wollte ihn bis zum Schlosse begleiten. Auf dem Wege vertraute ihm der Randar das Mittel, wir er den Bevollmächtigten „umbiegen" wolle, damit er den Pacht nicht erhöhe.

„Und wenn er nichts nimmt? fragte Moritz erstaunt über die arglose Unschuld, mit der der Vater seinen Plan aussprach.

„„Der nichts nehmen! rief der Randar ganz ruhig, beinahe überzeugt lachend, der nimmt dir vom Misbeach (Altar) herunter." —

Sie waren gerade beim Schlosse angekommen. Moritz blieb draußen, Rebb Schmul aber ging in gebückter Stellung und mit bloßem Kopfe über den weiten Hof, trotzdem die Sonne heiß niederbrannte. Diese sich gleichsam vorbereitende Demuth schnitt dem Sohne des Randars tief durch die Seele.

„Warum diese Niedrigkeit, dachte Moritz seinem Vater

nach, warum nicht aufrecht und gerade? Wer hat doch dem Volke das Geheimniß verrathen, daß nur ein gekrümmter Rücken und gesenkte Augenwimpern Gnade finden vor dem Richter? Geheimniß? sie sagen es ja dem Volke, sie wollen es ja nicht anders. Aber die glühenden Kohlen mögen die großen und die kleinen Tyrannen nur selbst auf ihr eigenes Haupt sammeln. Wo ist der gepriesene Kinderglaube des Volkes? Herr und Diener stecken in einer Sünde — das Volk weiß nur nichts davon. Da geht der Vater so ruhig zur Bestechung hin! Ist das nicht grauenhaft? —

Nach einer Viertelstunde Wartens, während Moritz in tiefem Sinnen auf und ab wandelte, kam Rebb Schmul wieder heraus. Sein Gesicht war aufgeregt und bleich, er hielt die Hände kraftlos über den Rücken. Mit starren Blicken ging er an seinem Sohne vorüber, ohne ihn zu bemerken.

„Nun Vater?“ fragte Moritz.

Rebb Schmul sah sich erst um, ob er auch weit genug vom Bevollmächtigten sei, dann sagte er zornig: Er hat nichts nehmen wollen.

„Hab' ich dirs nicht vorausgesagt? rief Moritz mit beinahe freudigem Tone; du hast's ja nicht glauben wollen.

„Du redtst was Schönes, meinte der Randar mit einem Anflug von Bitterkeit, siehst du denn nicht, daß es um Hab und Gut geht?“

„Das ist nicht wahr, entgegnete Moritz heftig, du bleibst immer ein geborgener Mann, wenn du das Randargeschäft

auch aufgibst. Mußt du denn Bier und Branntwein ausschenken? kannst du nicht Felder pachten und davon leben? Dein jetziges Geschäft macht eben dein unseeliges Verhältniß zu den Bauern aus. Als man dir die Scheune anzündete, hat Einer löschen wollen?

Rebb Schmul sah seinen Sohn mit einem stechenden Blicke an, dann sagte er: Mit Rath bin ich versehen, ich brauch' deinen nicht. Mein größter Feind könnt' mir keinen ärgern geben. Ich geh' nicht fort aus dem Haus und wenn sich tausend Bevollmächtigte auf den Kopf stellen, so mach' ich kein' Schritt hinaus. Meinst du, ich laß' mich so leicht fortschaffen, wo ich geboren und erzogen worden bin, wo mein Vater und Dede (Großvater) gelebt haben und sind alt geworden! Nur mein geschworener Feind kann mir das rathen. Ender (eher) zahl' ich sechsmal den Pacht." —

Diese Liebe zur heimathlichen Scholle, dieses plötzliche Aussprechen eines geheimnißvollen Gefühllebens, das in dem Boden fußte, worauf sein Vater geboren ward, machte unsern Moritz ganz verlegen und schweigsam. In bitterer Verstimmung erreichten sie beide das Haus.

Hannele war derselben Meinung wie der Randar. Sie bat ihn himmelhoch, das Geschäft ja nicht aufzugeben; es sei hier alles so schön, sie wisse gar nicht, wie sie aus diesem Hause gehen könne. Dann warf sie sich mit einer Heftigkeit, die nur der das Innere dieses Mädchens Ahnende begreifen wird, in einen Stuhl und rief schluchzend: Ich geh' nicht weg, ihr könnt's thun, was ihr wollt.

„Narrele, wer denkt auch fortzugehen? ſagte der Randar. Dein Bruder und der Bevollmächtigte möchten's gerne ſehen. Aber ich thu' es juſt nicht. Lieber zahl' ich den ganzen Pacht."

Hannele flog auf und küßte den Vater. Wehmüthig ſtand Moritz daneben, ihm war's, als gehörte er den Beiden nicht an. —

Uns wird es hier vergönnt ſein, die Gedankenſtröme unſeres Freundes, wie ſie in jenen Jahren, die wir ungeſchildert ließen, ihm durch die Seele flutheten, aufs Papier herzuleiten. Sie werden uns mit ſeinem durch Wiſſenſchaft gekräftigten, über Vorurtheile hinausgehobenen Weſen am beſten vertraut machen. Er überſchrieb ſie:

Schaufäden.

Geſtern Abend ſah ich Hannele zwei Kerzen anzünden. Während aber die erſte der zweiten den leuchtenden Kuß gab, verlöſchte ſie ſelbſt.

Iſt's ſo mit dem Juden- und Chriſtenthume?

Wenn zehn Perſonen, deren jede über das dreizehnte Jahr hinaus ſein muß, zuſammenkommen, ſo bilden ſie eine Gemeinde. Einer iſt dann Vorbeter. Das Gebet ſteigt aber wie von Tauſenden voll und rechtskräftig zum Himmel auf. Das iſt eine weiſe Maaßregel des Talmuds, geſchrieben unter den Weiden Babylons!

Es kommt mir in manchen Augenblicken vor, als sei jede sogenannte Staatsreligion berechtigt, gegen die andern unterdrückten das Schwert in der Faust zu halten. Es ist etwas Großes und Unläugbares an einer solchen Staatsreligion. Wir Juden hatten sie einst. Worin besteht aber ihr eigentliches Wesen? was erhält und führt ihr die meisten Anhänger zu? Nicht ihre Dogmen — die können finster, unfrei und beengend sein, aber die große Freiheit ihres ganzen Auftretens. Eine solche Staatsreligion als Körperliches gedacht, ist das Freieste, was ich mir denken kann. Ist das nicht Freiheit, wenn man seine Kreuze, Heiligenbilder und Statuen an jede Straßenecke, an jedes Feld und Haus stellen darf? wenn der Priester ungehindert mit der Monstranz selbst da erscheinen darf, wo sie ein Gräuel ist? wenn die Fahnen der Procession überall flattern, die Gesänge überall ertönen dürfen? Es ist ganz natürlich, daß eine Religion, sobald sie der Staat auf den Thron gehoben, hart und unduldsam gegen die neben ihr bestehende wird. Sie will Freiheit der Form. Die Form will Ausdehnung und Entwickelung. Eine Religion, die überall beten, überall ihre Banner aufpflanzen kann, überall auf eigenem Grund und Boden steht, gewährt ihren Anhängern gleichsam eine Assekuranz! Unter Tausenden denkt kaum Einer über den Geist und Inhalt einer Satzung nach; die übrigen wollen nur, daß sie aller Orten, in Stein meißeln, in Worte kleiden, mahlen und läuten dürfen. Aber auch das ist Leben, denn es ist Freiheit!

(Zwei Tage ſpäter.) Willſt du die obigen Zeilen denn ſtehen laſſen? Sah dir nicht, als du ſie ſchriebſt, die ecclesia melitans über die Schultern? Ein ſchauderhaftes Wort!

Das Kreuz vor der Kirche wird jetzt bald durch ein neues erſetzt werden müſſen. Die Dornenkrone des Heilands iſt ganz zerwaſchen und der Regen hat die Blutstropfen beinahe farblos gemacht.

Wird es eine Zeit geben, wo kein Kreuz mehr auf Erden ſtehen wird? Man ſollte keines aus Stein oder Metall anbeten. Stein und Metall ſind zu ſpröde und wiederſpenſtig, ſie liegen mit dem Elemente im ewigen Hader und ſind oft Sieger. Holz iſt der eigenthümliche Stoff; es iſt doch aus einem halborganiſchen Leben gehauen worden. Der Baum mußte doch früher ſterben; aber vor dieſem ewigen, nie geſtorbenen, lebloſen Stein graut mir. Er iſt die Ewigkeit des Kreuzes. Wenn aber ein Friede, ein Oſtermorgen über die Welt wehen wird — dann werden die ſteinernen Vorwürfe noch ſtehen wollen. O keinen Stein, ich bitte euch! Holz iſt der eigentliche Stoff!

Ich habe im Ghetto ſelten ein Kind — mit Blumen in der Hand geſehen. Fehlt es den Juden wirklich an Naturſinn? Sogar Kinder können ſchon die Blumen entbehren!

Schön iſt's, wenn am Abend des Neujahrstages der

Hausvater über eine Frucht als den Erſtling des Bodens, den Segen ſpricht. Schön iſt auch das Laubhüttenfeſt mit ſeinen grünen Hallen, ſchön das Wochenfeſt, wenn ſich die Synagoge zur Ehre der zehn Gebote mit dem Schmucke der Wieſen und Gärten ziert! Namentlich, ihr holden Laubhüttentage gefallt mir, der Geiſt meiner Kindheit wandelt in euch herum wie in einem Paradieſe. — Jom Kippur iſt vorüber, der lange martervolle Tag! Ohne Prieſter und Abendmal hat ſich die Seele ſelbſt Ablaß gegeben, im Himmel hat Gott den Schuldbrief zerriſſen und ſie kann nun wieder aufjauchzen in neuer Luſt und — Sünde. Was kommt da natürlicher als das Laubhüttenfeſt? Grün iſt die Farbe des Lebens, grün iſt die Freude des Auges! Die Zerknirſchung des Jom Kippur ſoll aufgehen unter der ſchwellenden Luſt der Laubhütten.

Ich bleibe bei dir ſchönes Feſt! Welch ein fröhliches Getümmel vor Beginn im Ghetto! Bauern bringen Laubwerk und Reiſig aus den Wäldern gefahren — die wiſſen es gut, wenn ſich die Juden freuen wollen! Das iſt dann ein Handeln und Feilſchen und Drängen um den Waldesſchmuck! Beſonders gefallen mir die Kinder! Die gehören auch ganz eigentlich dazu. Mit dem Laubwerk auf dem Kopf und unter dem Arm rennen die Knaben und Mädchen durch die Gaſſe! Die alten hohen Häuſer mit den vielen Familien darin, ſcheinen jung zu werden und zu lachen. Nun werden die

Szukes (Hütten) aufgeſchlagen. Kinder bringen den lange vorher bereiteten Schatz von vergoldeten Aepfeln, Nüſſen und Papierſchnitzeln, und ſchmücken die Wände. Um dieſe Zeit haben die herumwandernden Bilderhändler den beſten Markt. Die Kleinen geben ihren letzten Groſchen aus, um einige farbige Klekſe zu erhaſchen. Nun wird das Laub gelegt, zwiſchen durch leuchten und funkeln Sterne aus Gold, lange papierene Ketten und farbige Lämpchen. Dann kommt der Vater, oder die Mutter und beſchauen das Werk der Kinder, die ſtolze funkelnde Pracht an Laubwerk und Wänden. Zuweilen nimmt der Vater ſelbſt noch eine Axt und zimmert daran den Schluß. Das gefällt mir Vater! Die Hand, die ſonſt die Elle oder das Haſenhäutchen ſchwingt, ſoll nicht verlernen, die Axt zu führen.

Jetzt ſind die Hütten fertig! Du kannſt einziehen, Geiſt des Feſtes!

Hat Moſcheh mit den Laubhütten wirklich die vierzig Jahre in der Wüſte verewigen wollen? Oder kannte er den Sinn ſeines Volkes, das bei Ziegelbrennen und Steinhauen ſelbſt ſpröde und hart wie ein Stein geworden war, daß er dieſen Sinn unter den grünen Hallen der Laubhütten auffriſchen wollte? Warum befahl er ſonſt den Ackerbau in ſo beſtimmten Ausdrücken? Den Ackerbau *befehlen*? Mir graut davor. Und dem Propheten graute es auch. Denn als er vom Berge niederſtieg, ſtrahlend von der Sendung

Gottes, ſah er das Volk tanzen um das Thiergebilde aus Gold! Aus Gold macht man aber keinen Pflug — darum graute es dem Propheten; ſie meinten vor dem Kalbe, ihn aber erſchreckte das Gold!

Zum Laubhüttenfeſt gehört noch der Lulew (Palmzweige) und der Eßrog*). Es gibt im Ghetto eigene Kaufleute, beſonders die Schuldiener und Bücherhändler, die ſich mit dem An- und Verkaufe befaſſen. Kleinaſien und die joniſchen Inſeln ſind die Heimath des Eßrog's — und wohl duftet er wie das hohe Lied Salamons, das auch nur im Orient gedichtet werden konnte . . .

Einſt hatten wir das Alles in unſerer Heimath im Lande der Libanonscedern! Wir pflanzten ſelbſt, wir ernteten ſelbſt. Das Naturleben wucherte üppig unter dem ſchönen Himmel des Morgens! Jetzt kaufen wir Alles — fremde Hände brechen die Frucht für uns . . . .

Rührend iſt die Sorgfalt, die man ſo einem Eßrog angedeihen läßt. Da darf kein Makel daran ſein, ſonſt iſt ſein Gebrauch — Sünde. Reiche Leute prunken mit ſeinem Beſitze; ſie haben ſilberne Büchſen, worin die ſchöne Frucht auf weichem Flachs gebettet liegt. Bei dem großen Hoſchianah in der Synagoge wird der Lulew mit dem Eßrog unter myſtiſchen Bewegungen auf und niedergeſenkt. Das iſt dann ein Rauſchen und Aufeinanderſchlagen der Blätter, als wäre es mitten im Wald! Dazu die königlichbrauſenden Worte

*) So genannte Aepfel aus Corfu.

Zions! Der ganze Orient ſpricht, duftet und rauſcht um uns . . .

Iſt es nicht einerlei, welches Ideal in der Bruſt des Menſchen oder einer ganzen Nation glüht, wenn es ſie nur erhebt? Und wenn das dem Juden Jeruſalem wäre, die blaue duftende Blume, die er über allem Schmutz und Unrath, über zertrümmertem Mauerwerk und ecklen Treiben ob ſeinem Haupte blühen ſieht, in nie geſehener, nie erreichbarer Schöne? Und wenn die weichſten Fäden ſeines Denkens, die innerſten Fibern ſeiner Seele in ihrem Dufte lebten? Wollt ihr ihm dieſen Duft nehmen? — Nur Kinder und Mendel Wilna glauben noch an einen Wiederaufbau Jeruſalems, das iſt ihr Weihnachtsabend — reißt mir doch den aus dem Denken, Fühlen und Ahnen euerer Kinder!

Wäre mein Vater ein ſchlechterer Dorfrichter, wenn er ſich auch weniger über die „Erd' aus Jeruſchalaim" freuen würde?

Der Sabbat iſt ſo offenbar für den Ackerbauer gemacht, daß ich mich nur wundere, wie er ſich gerade unter einem ſo entgegengeſetzten Beruf — dem Handel — bei uns erhalten hat. Dieſes ſtumme Ausruhen ohne die geringſte Regung, dieſe feiernden Händen, die nicht einmal Licht anzünden ſollen, paſſen vortrefflich zum umgeſtürzten Pflug

und zur ruhenden Senſe. Du ſollſt von deiner Arbeit ausruhen, ſagt die heil. Schrift. Aber gerade der „Handel“ iſt keine Arbeit, ſchon das Wort ſagt es. Handeln hat etwas von geiſtiger Raſtloſigkeit an ſich. Oder iſt der Sabbat darum ſo puritaniſch ſtumm bei uns geworden, weil man fürchtete, der Handel hielte die Lippen nicht genug geſchloſſen und das Auge, das den Geldſack ſieht, könnte der Hand befehlen, danach zu greifen? . .

Auch die Engländer haben eine ſo ſtrenge Sabbatfeier. Gerade unter Kaufleuten mußte ſie ſich in ſolcher Geſtalt bilden.

Eine Schwalbe darf nicht beunruhigt oder gar getödtet werden. Als Jeruſalem getödtet wurde, trugen die Schwalben Waſſer herbei und wollten den Brand des Tempels löſchen. Am Sabbat darf keine Blume gebrochen werden, nicht einmal der Duft einer eben gepflückten iſt erlaubt . . . Unter den Geſchöpfen, denen der Herr am Sabbat Ruhe gönnen muß, iſt auch das Vieh mitbegriffen.

„Hab Mitleid mit dem Lebenden“ hört man im Ghetto oft den Kindern zurufen, wenn ſie einer Maus oder einem Froſch zu Leib wollen. Das Lebende hat überall Recht. Ueberall waltet Schonung und Mitleid, aber kein ägyptiſches oder indiſches. Das Geſchöpf und nicht der Gott oder die wandelnde Thierſeele wird geſchont . . . Gott iſt groß aber auch ſein Prophet!

Ueberall Naturleben und Naturdienst in Hülle und Fülle! Aber er giebt kein Ganzes mehr. Wie Trümmer einer untergegangenen Herrlichkeit trägt ihn jeder Jude in sich. Zerstückt und gebrochen ist Alles, Religion, Leben und Natur! Verzeihe es Gott denen, die dafür verantwortlich sind.

Ich klage nicht wegen Verstümmelung und Vorenthaltung aller unserer natürlichsten Rechte. Die Politik hat andere Sünden auf der Seele. Aber den Grundbesitz hätte man uns niemals verwehren sollen!

Naturgeschichte, besonders Botanik sollten die ersten Lehrfächer einer jeden jüdischen Schule sein. Wenn man mit keiner Blume spielen will, wenn man das stille Wachsthum in Feld und Garten nicht belauschen kann, sollte man es doch aus Büchern lernen. Nicht immer ist das Buch ein welkes Herbarium! Hier würden Blüthen, Blätter und Frucht aus dem Papiere aufsprossen.

Was unserer Religion fehlt ist das Weibliche. Streng genommen haben die Frauen gar keine Stellung in ihr! Mirjam, Deborah und Judith sollten höher in ihr stehen, lebendiger hervorragen. Ich denke an keine Maria! Aber mich hat es immer gewundert, wie Moscheh, dem doch in seine Mutter und Schwester so hohe Aufschlüsse über weibliches Wesen wurden, dasselbe so wenig berücksichtigte. Er hätte Priesterinnen bestellen sollen, wie er Priester und Le-

viten gemacht hat. Dann wäre ein Theil jener Starrheit weggefallen, die sich erst jetzt zu lindern anfängt. Die Frauen verstehen überall zu milden, sie hätten den harten Stoff an sich gezogen und körperlich weicher gemacht. So ist das Judenthum nur eine Religion für Männer. . . .

13. Hannele.

Der Bauer Wacław war schon seit mehreren Jahren aus dem „Kriminal" entlassen. Die lange Zeit hatte den einst kräftigen Mann zum Greise gemacht. Der Randar schrack zusammen, als er ihn zum ersten Male erblickte. Er hatte weiße Haare und ging jenen schleppenden Gang, den Sträflinge noch lange nach ihrer Entlassung beibehalten. In dem milden Herzen Rebb Schmuls regte sich tiefes Mitleid, er schien ihm für seine That hinlänglich gebüßt zu haben.

Moritz war nicht so schnell im Verzeihen. Er hatte noch immer die abgebrannte Scheuer und die todte Mutter vor Augen. —

Seit einem Jahre war auch Honża aus dem Seminar heimgekehrt. Moritz weilte noch in Prag, um sich für die „Rigorosa" vorzubereiten; es ging noch eine geraume Zeit hin, ehe er über diese Berge kam. —

Gleich nachdem Honża zum Priester geweiht worden, gelang es ihm, da zufällig der Pfarrer in einem benachbarten Dorfe gestorben war, als Verweser dort angestellt zu werden. Er kam jetzt öfters zu seinen Eltern auf Besuch, bei

denen ſich eine Art Wohlſtand gebildet hatte. Der alte Waczlav hatte das Trinken aufgegeben; ſein Sohn war wirklich zum Segen für ihn geworden. —

Man würde unſern Randar gewiß verkennen, wollte man annehmen, daß er ſich über dieſe Veränderung nicht von Herzen freute.

Es iſt das eine Eigenthümlichkeit der Juden, daß ihm ein „gut Kind“ und das zugleich „gerathen“ iſt, als das Herrlichſte und Beſte der Eltern erſcheint. Weil ſeine eigene Welt in der Familie abgegränzt iſt, weiß er dieſen Segen des Himmels auch an andern zu ſchätzen. —

Ueber den Glanz, der von dem Bauersſohne ausging, vergaß Rebb Schmul nun ganz und gar das Unrecht ſeines Vaters. Er wußte ſich vor Freuden kaum „aus,“ als der junge Pfarrer einſt unvermuthet auf Beſuch kam. Hannele mußte auftragen, was ſich an Wein und köſtlichem Gebäcke im Hauſe nur vorfand; und ſie flog darum, als gälte es einen Gott in Menſchengeſtalt zu bewirthen. Dann ſtellte ſie athemlos und mit verrätheriſcher Röthe im Geſicht den Teller mit dem Wein und dem bekannten Sabbatbrod vor ihn hin. Der junge Pfarrer lächelte, als er ein Stück vom „Barches,“ abbrach und zwiſchen den Fingern hielt.

„Denken Sie noch, Fräulein,“ ſagte er zu Hannele, wer auf dieſes Brod immer ſo ſehnlichſt gewartet hat?

„Sprechen Sie nichts davon, hochwürdiger Herr, ſprach das Mädchen leiſe. — —

Der junge Pfarrer kam jetzt öfters ins Haus. Er fand

immer dieſelbe Aufnahme; Hannele war an ſolchen Tagen luſtig und ausgelaſſen, ſie ſcherzte mit den Bauern; wenn aber ein Schnorrer kam, ließ ſie es ihn bitter entgelten. —

Das geheimnißvolle Räthſel dieſes Mädchens neigte ſich ſeiner Löſung zu. —

Die öftern Beſuche des Pfarrers fielen übrigens Niemanden auf. Es war nichts Seltenes, daß die „Herren" vom „Amt" niederſtiegen, um ſich den Wein und die Leckerbiſſen des „Dorfrothſchilds" ſchmecken zu laſſen. Auch ging ja der Pfarrer zum Juden. Unter allen Umſtänden verzeihen die Menſchen den Fehltritten eines Standes, wenn er nur nicht aus ſeiner Sphäre greift, und ſo eigenthümlich iſt noch die Stellung des Juden in unſerem Vaterland, daß Niemand daran dachte, der junge Geiſtliche könnte beim Randar etwas anderes ſuchen, als ein Glas guten Wein und ein Stückchen Sabbatbrod. —

Der Pfarrer kam jetzt auch, wenn Rebb Schmul nicht zu Hauſe war; ja ein geheimer Bote ſchien es ihm immer zu melden, wenn dies gerade der Fall war. Dann trat er leiſe und unhörbar in die Stube und ſtand plötzlich vor dem tieferröthenden Mädchen! Das erſte Mal, als er ſie allein traf, fühlte Hannele eine Art Schrecken daß der Vater nicht zu Hauſe ſei; dann freute ſie ſich wieder, mit dem Geiſtlichen ſo von Angeſicht zu Angeſicht ſprechen zu können. Während eines unbedeutenden Geſpräches blickten beide oft nach der Thüre, ob der Randar nicht käme und wenn ſich

etwas im Hause regte, zitterte Hannele und der Pfarrer stand dann jedesmal auf, als wollte er so eben fortgehen.—

Hannele sollte schon lange verheirathet werden. Dem Rebb Randar waren für sie schon mehrere gute „Parthien geredet" worden, aber die alte Sorglosigkeit behielt auch hier wieder, trotz aller Nothwendigkeit, bei ihm die Oberhand. Hannele selbst hatte immer Einwendungen zu machen, worunter stets die wichtigste war, daß sie der Vater nicht vom „Geschäft," entbehren könne. Darüber war sie vier und zwanzig Jahre alt geworden und Rebb Schmul kam jetzt selbst zur Einsicht, daß das Mädchen auf dem Punkte stand eine „alte Jungfer" zu werden. Eines Tages war aber ein Mann aus Bunzlau gekommen, in welchem Hannele, wiewohl er nicht eingestehen wollte, was er mit Rebb Schmul zu sprechen hatte sogleich einen Schadchen erkannte. Ueber eine Stunde hielt sich der Vater mit jenem Mann in einer Stube eingeschlossen und sprach ganz leise von einem gar wichtigen Gegenstand. Indessen ging Hannele in Schrecken und Angst umher, sie wußte, daß jener Besuch in irgend einem Zusammenhange mit ihr stehe; sie konnte sich endlich nicht zurückhalten an der Thüre zu horchen. Da hörte sie folgendes:

„Sie können sich gar keine bessere Parthie wünschen, sprach der Schadchen; in ganz „Pehm" (Böhmen) wird man ihre Tochter beneiden.

„Wenn sie aber keine Lust zu ihm hat? meinte Rebb Schmul darauf.

„Sie soll ihn nur sehen," sagte der Schadchen und Hannele konnte sein heiseres Gelächter beinahe sehen, er ist ein ganz schöner Jung'.

„Nu, gut, sprach der Randar nach einer langen Weile, während er darüber nachgedacht zu haben schien.

„Also Masel Tow (gut Glück) rief der Schadchen, lassen Sie Ihre Tochter sich vorbereiten. Auf Cholemoed kriegen Sie ihn zur Beschau. — Hannele schwankte von der Thüre weg; sie wußte nun, daß es sie galt. Mit nassen Augen ging sie den Tag über im Hause umher. Der Schadchen war über Tisch geblieben und wenn der Randar und er das Mädchen in seiner Traurigkeit ansahen, wie es keinen Bissen anrührte, lächelten sie sich verstohlen zu. Sie hielten das für schämige Jungfräulichkeit, was nur der stumme Aufschrei einer am Lebensmarke angegriffenen Neigung war. —

Nachmittags, als der Schadchen wegging, begleitete der Randar ihn bis zum Dorfe hinaus, beim Weggehen sagte er lächelnd zu Hannele: Weißt Du, wer auf Cholemoed kommt?

„Geht's mich an?" gab sie zur Antwort.

„Wird Dich schon angehen, meinte Rebb Schmul, indem er mit einem sonderbaren Lächeln mit seinem Begleiter sich entfernte. In ihren Thränen blieb Hannele zurück.

Gerade traf des Pfarrers Besuch auf den heutigen Tag; er fand das Mädchen in einem traurigen Zustande. Er fragte sie um die Ursache, sie weinte die Antwort.

„Bin ich Ihnen denn gar nichts mehr? fragte der Pfarrer leiſe, und beugte ſich mitleidig zu Armen. Vergeſſen Sie die zwanzig Gulden?

Hannele fuhr heftig auf. „Das Geld, ſagte ſie, hätte ich Ihnen nicht geben ſollen, Euer Hochwürden . . es war eine große Sünde von mir . . Die Mutter iſt auch in demſelben Augenblick geſtorben. .

„„Willſt das Geld zurück?

„Nein.

„„Und warum nicht?

„Ich habe es Ihnen damals geſchenkt.

„Man ſchenkt nicht Einem ſo viel Geld', ohne alle Abſicht — beſonders Ihr nicht."

Als Hannele auf dieſe Bemerkung ſchwieg, fuhr der Pfarrer fort und ſeine Stimme wurde im Verlaufe ſeiner Anſprache immer inniger und ergreifender.

„Und das nennſt Du Sünde, rief er, närriſches Mädchen! was bei Dir der Ausfluß eines reinen, unſchuldigen Herzens war? Warum habe ich denn Dir gerade damals meine Noth geklagt? und warum haſt Du dich keinen Augenblick bedacht, ſie zu lindern? Nennſt Du das Sünde? Das war Mitleid, und wem Gott will, dem gießt er dieſe köſtliche Gabe ins Herz. Du erbarmteſt Dich des Unglücklichen — haſt Du mich nicht immer gern gehabt?"

Mit ineinandergefalteten Händen, wie zum Gebet, ſaß Hannele vor dem Pfarrer. Seine Worte fielen wie ein goldener Regen auf ſie herab. Sie wagte nicht aufzublicken

oder zu athmen. Nun war das Geheimniß eines ganzen Lebens erbrochen; es ſtand auf den Lippen desjenigen, den es ſo eben ausgeſprochen. Es lag nun keine Hülle mehr darüber. —

Der Pfarrer aber faßte ſie mit einer Hand am Kinne und hob das in tiefer Röthe flammende Antlitz Hanneles auf bis er ihr gerade in die Augen blicken konnte. Die Rechte legte er dann auf ihren Kopf.

„Siehſt Du Mädchen, ſprach er, unſer Herr und Heiland, dem hatte Gott das ſtärkſte Mitleid ins Herz gegoſſen, drum ſitzt er auch an ſeiner Seite und heißt ſein vielgeliebter Sohn. Dein Mitleid mit mir war auch ächt chriſtlich. Drum wird Deine Seele auch zum wahren Heil eingehen; und dazu muß ich Dir verhelfen, ſonſt habe ich die Schuld dem Himmel eine Seele geſtohlen zu haben.“ —

Der Geiſtliche glaubte recht verſtändlich geſprochen zu haben, dennoch begriff ihn Hannele nicht. Er ſprach noch Manches vom ewigen Heil und der göttlichen Barmherzigkeit, die dazu leite; er ſprach innig und bewegt. Da wurden die Tritte des Randars hörbar und die ſo bedeutende Unterredung hatte für diesmal ein Ende. —

Wir können hier in dem frühern Leben Honza's nicht jene Blattſeite aufſchlagen, die uns ſein heutiges Verfahren rechtfertigt. Der Sturm unſerer Geſchichte blättert darin und drängt zur Eile. Aber auch ohne dieſe fehlenden Blätter wird man das Verſtändniß finden. Es gibt Bücher,

deren Anfang, Mitte und Ende jederzeit ein Ganzes bilden, man mag anfangen, wo man will. —

Erſt in der Nacht als Hannele ſchlaflos war, fielen ihr die heute geſprochenen Worte des Pfarrers ein. Einzeln und wie abgeriſſene Töne klangen ſie in ihr auf. Jetzt hatte ſie den ganzen Sinn ſeiner Rede; ſie ſollte Chriſtin werden und ſich taufen! Fünf Schritte weit von ihr lag der Vater ſo ruhig und glaubensſicher! —

Die Beſuche des Pfarrers im Randarhof wiederholten ſich jetzt; er war beinahe ein täglicher Gaſt geworden. Jeder neue Beſuch brachte einen Tropfen des neuen Glaubens in die offene Seele des Mädchens. Der Boden, worauf der alte geſchritten, höhlte ſich immer mehr aus und Honza konnte den Augenblick voraus ſehen, wo er einſtürzen und das Reich des neuen Heiles ſie in ſeine Arme aufnehmen ſolle. —

Rebb Schmul wußte nicht an welchen Abgründen ſein Hannele ging! —

Es iſt eigentlich ſchwer zu ſagen, wie der junge Pfarrer allmälig zu ſeinem Ziel gedieh. Sein Hauptbeweis beſtand darin, daß er ihr darthat, ſie ſei von jeher eine Chriſtin geweſen. In eigentlichen Glaubensſachen leiſtete ſie keinen Widerſtand. Honza hatte nur zu denken, wie er das Band löſ'te, das ſie an das väterliche Haus knüpfte. Hier hatte er Faſer um Faſer zu zerreißen, das innerſte Seelenleben des Mädchens blutete da unter ſeinen Händen. Er mußte ſich es oft geſtehen, wie ſchwer ſo eine „jüdiſche Seele" von

ihrem Standpunkt zu verrücken ſei, ſelbſt wenn ſie nicht feſt geſtützt ſteht. —

Hannele ging wie nachtwandelnd umher. Sie kümmerte ſich wenig um das „Geſchäft“, denn der Pfarrer hatte es ihr verhaßt gemacht. Rebb Schmul aber ſchrieb das den „Hochzeitsſorgen“ zu und war ſelbſt ganz unbeſorgt. Den Pfarrer erbarmte dieſer Zuſtand; aber er hielt ihn für nöthig, damit ihr die Blume des wahren Heiles daraus erblühe. —

Mittlerweile war wieder das Neujahrfeſt gekommen. Der Geiſt dieſer Tage waltete wie immer im Hauſe. Hanneles böſer Genius wollte, daß der Pfarrer gerade da nicht auf Beſuch kam. Gewiß hätte er jetzt Widerſtand, vielleicht ein gänzliches Zurückſchlagen des zu Ergreifenden gefunden. Es mag ſonderbar klingen, ſelbſt das Backen und Kochen, die Vorbereitungen zum Feſte zogen ſie in die Kreiſe des alten Glaubens. Als ſie die Jontefkleider (Feſttagskleider) des Vaters aus dem Kaſten nahm, benetzte ſie ſie mit Thränen. Erſt Tags darauf kam wieder Honza; er fand Gehör; der gewöhnliche Werkeltag herrſchte im Haus! Indeſſen rückte auch die Zeit heran, die den Bräutigam aus Bunzlau auf die „Beſchau“ bringen ſollte. Hannele empfand ein immer heftigeres Grauen; es waren nur noch zwei Wochen bis zum Laubhüttenfeſt. Wenn ſie ungeſehen war, rang ſie ſchmerzlich die Hände; zuweilen ging ſie weit auf die Straße hinaus bis zu jener Stelle, woher man auf dem Münchengrätzer „guten Ort“ den weißen Grabſtein der Mutter erblicken konnte. Aber ſie fühlte keine Erhörung, keinen Troſt,

wenn ſie den Winden auch ihr ſtummes Leid anvertraut hatte. Gott war aus ihr gewichen — dennoch wollte ſie einen neuen in ſich aufnehmen. Wie ſich Neſſel an Neſſel hängt, daß es eine Kette von Dornen und Stacheln gibt, ſo ſchlangen ſich hier Gott, Geliebter und Furcht in einen Knoten. Nur ein Entſchluß konnte ihn löſen.

14. Jom Kippur.

Die Ankunft des Bruders aus Prag, wo er glücklich die „Promotion“ überſtanden, änderte nichts in der Lage Hannele's. Es waren jetzt zwei Augen mehr im Hauſe, ſie wagte kaum die Augen aufzuſchlagen. Dennoch hatte ſie keine Schuld begangen. —

Es iſt im drängenden Weltleben nichts Seltenes, daß oft ein großes Ereigniß überhört wird, während ein kleines wie ein ſtolzer Dampfer die Wellen des Zeitſtromes aufrührt, daß ſie über die Ufer branden. Aber auch das ſtille Haus bietet dieſelbe Erſcheinung. So brachte eigentlich der „Doktor“ wenig Bewegung hinein; man war ſchon zu lange darauf vorbereitet. Ja, wenn die Randarin noch gelebt hätte! Die hätte den ſchönen Traum ihres Daſeins glorreich erfüllt geſehen! Der Randar freute ſich nur, daß Moritz endlich „fertig“ geworden, und daß die vierzehn Jahre, die ſoviel Geld gekoſtet, endlich zu Ende wären.

„Was wirſt Du jetzt anfangen? fragte er ihn gleich in in der erſten Stunde.

„Kuriren, ſagte lächelnd der Doktor.

„Aber wo denn?

„Das weiß ich noch nicht. Vor allem bin ich Doktor.

„Hat man das davon, rief eifernd der Nandar, daß wenn man 14 Jahre hat ſtudiert, man zuletzt nicht weiß, was man anfangen ſoll? Unſer Aeltervater Jakob hat doch wenigſtens nach vierzehn Jahr dienen gewußt, was er nach der Zeit zu erwarten hat. Auf dem Dorf darfſt Du mir nicht bleiben, auf kein' Fall!

„Warum nicht?

„„Weil ich nicht will, und hab' mein Geld nicht ausgegeben, daß Du Waczlav oder Pawel-Bauer, um ein Paar Eier oder um ein' Korb Erdäpfel thuſt kuriren. Das leid' ich nimmermehr!

Moritz ſchwieg. Gleich beim Eintritt in's Haus der Widerſpruch alter Vorurtheile. —

Der Vortag des „Jom Kippur" war gekommen; im Hauſe geſchahen mancherlei Vorbereitungen. Es iſt das immer ein Tag, der jedes Gemüth, wie den Wanderer ein gewappneter Mann überfällt. Er läßt ſich nicht wegſcherzen und weghöhnen; gleich der Glocke, die dem Kind nachging, weil es ſie nicht hören wollte, wenn ſie zur Kirche läutete, folgt er überall hin, und wo er auf eine verwandte Seele trifft, ladet er ſie zum Stillſtehen und Bedenken ein. Auch Moritz wurde betroffen.

Er konnte bemerken, wie der Jom Kippur allmälig einzog; Vorboten ſchickte er genug. Das iſt das Eigenthümliche der jüdiſchen Feſte daß die meiſten einen Vor- und Nach-

tag, wie Himmelstrabanten mit ſich führen. Erſt Vorbereitung, dann Luſt oder Schmerz, endlich Erholung. —

Früh Morgens nach dem Gebet ſagte Rebb Schmul zu Hannele: Jetzt mach', daß Du heut' zeitlicher fertig wirſt mit dem Eſſen. Denn der Jom Kippur verſteht kein' Spaß; er kann auch ein' Rieſen umbringen, wenn er ſich nicht gehörig verſorgt."

Hannele beging alle Befehle des Vaters; ſie flog in die Küche und ſpornte da die alte Channe zur Eile an. Dann nahm ſie aus dem Kaſten den Sterbekittel des Vaters, den er heute Abend und morgen den Tag über in der Synagoge tragen ſollte. Als ſie bemerkte, daß die feine Spitze an dem einen Aermel losgetrennt war, nahm ſie Nadel und Zwirn und verbeſſerte den Fehler. Zwiſchen dem Nähen fielen brennende Thränen auf die Leinwand!

Eine Stunde darauf wurden die Hühner gebracht und das „Kaporahſchlagen" begann.

Alle Hausleute, mit Ausnahme der chriſtlichen Knechte und Mägde wurden in die große Stube berufen. Da ſollte die Sühnung aller Sünden, von denen man ſich morgen durch Gebet und Kaſteiung löſen wollte, ſinnbildlich vor ſich gehen. Als alle beiſammen waren, blickte der Randar erſt lange im Kreiſe herum, ob auch Keiner fehle. Dann nahm er das Gebetbuch und begann mit lauter Stimme das auf die Ceremonie bezügliche Gebet abzuleſen. Wie er zur Stelle kam, wo man ſich ſeiner Sünden gleichſam auf das Thier entledigt, das man in Händen hält, ergriff er den Hahn

und ſchlug ihn gewaltig dreimal um den Kopf, wobei er die Gebetformel ſagte: Dieſer Hahn geht für mich zur Sühnung in den Tod. Das Aehnliche thaten die übrigen Hausleute, nach Rang und Würden, der Reihe nach. Der alten Channe, die nicht „iwre“ (hebräiſch) konnte, mußte man das Gebet vorſagen. Sie fuhr ſich erſt mit der Schürze über das rußige Angeſicht, um ſich gleichſam zu heiligen; dennoch wußte ſie von langer Uebung her, bei welcher Stelle ſie ſich die Henne um den Kopf ſchlagen mußte. — Als Alle Kaporah geſchlagen hatten, wurden die Hühner an den Füßen zuſammengebunden und zum „Schlächter“ ins Ghetto geſchickt. —

Eben wollte wieder Jeder an ſein Geſchäft gehen, da öffnete ſich plötzlich die Thüre und auf der Schwelle blieb ein Mann in beſtaubt polniſcher Kleidung unſchlüſſig ſtehen.

„Komm ich noch recht zum Kaporahſchlagen? fragte die Stimme des Angekommenen, indem er lächelnd auf den Randar ſchaute.

Rebb Schmul blickte dem Bettler, der kein anderer als unſer Mendel Wilna war, lange ins Angeſicht. Dann rief er freudig bewegt: Ich will ſterben, wenn das nicht Mendel Wilna iſt.

„Nu, da werden Sie gewiß noch hundert Jahr' leben, denn ich bin's wirklich, ſagte der alte Hausfreund, indem er auf das kräftige „Salem Alechem“ des Randars in deſſen Hand die ſeinige legte. Auch Moritz hieß den Bettler willkommen, Hannele aber, ſobald ſie den Gaſt erkannt hatte, floh ſcheu zur Stube hinaus. —

Für Mendel Wilna wurde ebenfalls ein Hahn gebracht; er ſchlug unter denſelben Worten die „Kaporah.“ —

„Nu, Rebb Mendel? fragte der Randar ſpäter, als der Bettler ſein Gepäcke abgelegt hatte, habt ihr noch nicht ausgewandert? Ich hab' geglaubt, ihr ſeid ſchon ein dicker, reicher Mann.

„Vom Wandern wird man nicht dick und reich, Rebb Schmul, entgegnete drauf der Bettler mit einem trüben Lächeln.

„Und zu was wandert ihr hernach? rief der Randar eifernd aus. Daheim habt ihr Weib und Kind und könnt euch ernähren. Mit dem Herumwandern bringt ihr nichts heraus; ihr ſeid ſo kein Kind mehr Rebb Mendel, und wenn man alt wird und kriegt graue Haar', ſo muß man mit dem Stecken in der warmen Stub' herumgehen und nicht auf des Kaiſers Heerſtraß'.

„Rebb Schmul, ſagte der Bettler darauf mit ſtarker Stimme, indem er ſich erhob, Gott der allmächtig iſt und des Menſchen Herz und Nieren prüft, iſt mein Zeugniß, daß ich nicht um Gut und Geld herumwander' in der Welt. Sie haben Recht, Rebb Schmul; ich könnt' mich pflegen auf mein Alter, ich aber bin ein Schnorrer, dem die Leut von Gott'swegen ein Stück Brod geben und der kein' Nacht nicht weiß, wo er den Kopf hinlegen ſoll. Bin ich aber wegen dem auf der Welt? Geld iſt Geld und Weib und Kind ſind Menſchen; ich bin da wegen Jeruſchalaim.

„Er laßt noch nit von der alten Narrethei, sagte der Randar mit Achselzucken und ging zur Stube hinaus.

Schweigend saß Moritz dem gekränkten Manne gegenüber; er bedauerte den abentheuerlichen Schwärmer, der mit einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Idee schon seit so vielen Jahren überall Schiffbruch litt.

„Verzeiht es dem Vater, Rebb Mendel, sagte er leise, daß er so harte Reden gegen euch geführt hat. Er meint's doch gut mit euch.

„Weiß ich denn das nicht? sprach der Bettler mit thränenerstickter Stimme, Gott, Gott! warum schickst du mir das grad' von solchen zu, die ich gern hab' wie mein Leben!

Dann stand er plötzlich auf, und ergriff den Stab, der an den Stuhl angelehnt war. Er ließ ihn aber wieder aus der Hand.

„Wär' nicht Jom Kippur vor der Thür', sprach er dumpf vor sich hin, bei mein' Kopf, ich bleib kein' Minut im Haus. Rebb Schmul ist jetzt auch mein geschworener Feind. Bin ich nicht ein Narr bei ihm, hat er mich nicht so geheißen?

„Das geschieht uns von Allen, sagte Moritz, wie zum Trotze, die eine Idee nicht fassen können. Erst werden sie davon ergriffen, sie horchen darauf — dann kommt sie ihnen lächerlich vor. Und was sagt ihr Rebb Mendel, wenn von dieser Art Leute auch bei Euch Keiner eine Ausnahme machen will? Ich möcht' keinen Stein zu Jeruschalaim aufheben, und Ihr schlagt euch die Idee heraus, der Baumeister zu sein.

„Nein, nein, schrie der Bettler, indem er wieder den Stab ergriff und ihn heftig an sich drückte, ich geb's nicht auf; wer will's mir da herausnehmen aus der Brust? Gott kann's, aber Sie nicht und auch Ihr Vater nicht!

„Und hat er nicht Recht, wenn er meint — wollte Moritz lächelnd sagen, aber das Lachen verging ihm, als er den Schnorrer auf den Stuhl sinken und in heftiges Schluchzen ausbrechen sah. — Er suchte ihn nun zu beruhigen.

Im Laufe des Tages erfuhr Moritz von ihm, daß sein Antrag bei Rothschild, dem er den Aufbau Jeruschalaims schon mehrmals gewidmet hatte, bisher noch keinen Erfolg gehabt; er hoffe aber Rothschild werde ihn bald berufen; dann werde das große Werk um so schneller gefördert werden! — —

Indessen war der Vormittag beinahe vergangen; man ging heute früher zu Tische als gewöhnlich, weil schon in drei Stunden die letzte Mahlzeit vor dem großen Fasten gehalten werden mußte. Während des Essens war von nichts anderem die Rede als vom Jom Kippur, jedem erschien er unter einer andern Gestalt. Der Eine meinte: „Wär' man nur schon über den Berg drüber." Der Hausjung' aber entgegnete: Was doch der Mensch nicht für ein Geschrei macht, wenn er „einen Tag muß fasten" — schluckte dabei aber so gewaltige Bissen hinab, daß Rebb Schmul lachend ausrief: Deßwegen thut Ihr euch so versorgen Jung'? —

Ueberhaupt ging man mit vieler Heiterkeit dem langen

Tag entgegen. Laune und Scherz herrſchte im Haus und doch gränzte ſo nahe Buße und Kaſteiung daran. —

Gegen 5 Uhr wurde zur letzten Mahlzeit gegangen. Jetzt wurden die Hühner gleichſam als Opferthiere verzehrt, die Vormittags zur „Kaporah“ gedient hatten. Jetzt waltete ſchon ein höherer Ernſt vor; man ſputete ſich auch, um zur rechten Zeit in die Synagoge zu kommen. Nachdem abgeſpeiſ't und „gebenſcht“ war, rüſtete man ſich zum Aufbruch Vor dem Weggehen ſchärfte Rebb Schmul noch Hannele ein, das Haus wohl zu hüten, damit nichts „wegkomme“ und auch fleißig zu „oren“ (beten). Er blätterte ihr zu dieſem Behufe die Gebete auf, die ſich auf heute und morgen bezogen. Dann bat ihn Hannele, nach alter Weiſe, um Verzeihung jeder Beleidung und weinte unerklärlich heftig als ſie ihm die Hand küßte.

„Nu, nu, ſagte der Randar, wein' nicht ſo ſtark. Wenn Du fleißig orſt, kriegſt Du bald einen guten Mann! — —

Nun waren alle fort. Hannele war „mutterſeelenallein“ im Hauſe; ſie verſperrte alle Thüren und ſchloß auch die Schenkſtube, weil doch heute kein Bauer mehr kommen durfte. Stille des Todes legte ſich über den Randarhof. Dann nahm ſie das Gebetbuch und begann die vom Vater für den Abend beſtimmten Gebete. Ehe ſie zu Bette ging, lief ſie noch zur Waczlavin hinüber und bat ſie die Lichter auszulöſchen „weil ſie heute kein Licht berühren dürfe.“ Sonderbares Räthſel der Seele! Sie trug den Meineid und

den Verrath an der Religion ihrer Väter in sich und wagte es doch nicht gegen ein kleines Gebot derselben zu fehlen.

Der Randar und Moritz, sowie alle die mitgegangen waren blieben über Nacht im Ghetto, da der „Kol Nidre“ bis gegen zehn Uhr dauerte. Sie sollten erst morgen auf den Abend heimkommen. —

Wie Hannele am andern Tag, als sie spät aufstand, sich so allein sah, überkam sie das Gefühl der Furcht in der Oede des Hauses. Sie kleidete sich schnell an und ging zum Beten. Aber heute wußte sie nicht mehr, welche Gebete ihr gestern der Vater angewiesen hatte. Darüber gerieth sie in Verwirrung; sie meinte, wenn sie das unrechte Gebet ergriffe, hätte es keine Geltung! Darum betete sie lieber nicht. Nun war sie müßig und die Geister der Erinnerung trugen ihr geschäftig Alles zu, was sie von Gott und Gebet abwenden konnte!

Wie glänzendes Sonnenlicht stand nun der Pfarrer vor ihrer Seele! Sie sehnte sich nach ihm; sie wollte seine Worte wieder hören, sein Antlitz wieder schauen. Der Gedanke regte sich dunkel in ihr, wie Zeit und Umstände trefflich wären, aus dem väterlichen Hause zu gehen. Dann war sie von Allem frei und was würde der Honza sagen, wenn sie so auf einmal zu ihm käme, so treu und folgsam seinen Worten?

Jeden Augenblick erwartete sie, daß der Pfarrer kommen werde. Er wußte ja, daß sie heute allein war! In diesem Sehnsuchtsdrange kam ihr an dem Pfarrer Alles wie

lauterſte Wahrheit vor. Sie verſtand ihn erſt jetzt jetzt, ſie wollte ihm angehören. —

Gegen Mittag ging ſie zu den Eltern Honza's um unter einem nichtigen Vorwande nachzuſehen, ob der Pfarrer nicht da ſei. Sie fand ſie beim Eſſen und es mußte den Leuten jetzt gut gehen, denn es ſtand Fleiſch auf dem Tiſch. Die Waczlavin wunderte ſich ſehr, daß das „Fräulein" heute am „langen" Tag zu ihnen käme, Hannele aber meinte, ihr ſei bang' geweſen. Als ſie einmal auf das Fleiſch in der Schüſſel ſah, ſagte der alte Waczlav, der das bemerkte: Nicht wahr „Fräulein," das wundert Sie bei uns zu ſehen?

„Mich wundert das gar nicht, meinte Hannele verlegen.

„„Und das Alles, fiel die Waczlavin ein, das haben wir von unſerem hochwürdigen Herrn Sohn. Gott ſoll ihm Glück und Segen geben, denn unſer Honza iſt auch von oben gekommen, drum hat ihn Gott ſo gern! — —

Sie ging wieder nach Hauſe. Honza, der gute treffliche Sohn ſtand leuchtend wie ein Engel des Himmels vor ihr.—

In einem Athem unternahm Hannele jetzt Alles, womit ſie Gott, Glauben und Zukunft zerriß. Sie war der Macht eines unaufhaltſam drängenden Geſchickes verfallen. —

Zuerſt nahm ſie das Gebetbuch, das noch aufgeblättert auf dem Tiſche lag' und warf es auf den Boden. Dann öffnete ſie ſtürmiſch einen Kaſten und riß einige Kleidungsſtücke heraus, aus einem andern nahm ſie Wäſche. Sie band das Alles in ein Tuch zuſammen. Kleinere Dinge raffte ſie eilig zu ſich. Das Knarren der Thürangeln, die

lautlose Stille um sie, erschreckte sie. Sie wollte schon gehen, da erinnerte sie sich daß sie kein Geld bei sich habe. Noch einmal nahm sie den Schlüssel und schloß den Schreibkasten des Vaters auf. Silbergeld glänzte ihr entgegen, sie nahm es und erschrack nicht. Als sie das Geld in eine der Taschen verbergen wollte, fand sie keinen Raum mehr darin. Emsig suchte sie noch in den Schubfächern nach etwas, worin sie es bewahren könne. Da fiel ihr das Säckchen mit der theuren Erde aus Jerusalem auf, das dort schon seit zwei Jahren lag. Sie prüfte nicht lange; schnell war die Schnur herabgerissen, die es zusammenhielt — der kostbare Inhalt auf den Boden verschüttet. Das Geld that sie in das nun leere Säckchen. Erst jetzt überkam sie das Grauen der That, sie ließ Thüre und Kasten angelweit offen und floh zum Hause hinaus. —

Einer jener sonderbarer Lichtpunkte der Seele gab ihr in der Hausflur einen Augenblick der Ueberlegung. Die Waczlavin stand gerade vor der Thüre. Athemlos lief Hannele zu ihr über die Gasse. „Gebt Acht auf das Haus, Waczlavin, sagte sie zu ihr . . und wenn meine Leut' nach Hause kommen und nach mir fragen . . sagt ihnen, ich bin zu euerem Honža gegangen . . und werde nie mehr kommen. .

Ohne ein weiteres Wort lief sie wieder ins Haus zurück. Dort nahm sie das Bündel unter den Arm und schlug über den Hof den Weg nach den Feldern ein. —

Die Waczlavin sah ihr erstaunt nach. —

15. Schluß.

Als die Männer bei eingebrochener Nacht, matt und hungrig, ins Dorf zurückkamen, fiel es dem voranschreitenden Randar schon von ferne auf, warum er denn in der großen Stube kein Licht brennen sehe.

„Sie wird in der Küch' sein und anrichten, meinte der Jung'.

Im Stillen freute sich Rebb Schmul über die Vorsicht Hanneles, daß sie das Licht nicht „allein" brennen ließ. Unter mannigfaltigen Gesprächen und Scherzfragen, wer am besten das Fasten überstanden, und über den „Berg" des Jom Kippurs gekommen, erreichte man das Haus. Der Randar vergaß auch heute nicht, wie immer nach einem Fasten, die Mahnung auszusprechen, im Genusse der Speisen mäßig zu sein, sonst könne der Jom Kippur ein Gift für den Magen und nicht eine Wohlthat für die Seele werden. Moritz, als Doktor, mußte ihm das bestätigen. Lautbilligend versprachen die Andern seinen Rath zu befolgen; innerlich fand Rebb Schmul rebellischen Widerstand.

Vor ihrem Hausthor, im Schatten der Nacht stand noch immer die alte Waczlavin und bewachte die Wohnung des Randars. Sie selbst war der finstere Nachtgeist, der nur das Zauberwort auszusprechen hatte, um das ganze Haus in eine Stätte des Jammers und Unheils zu verwandeln. Mit dem Abendgruße schritten die Männer an ihr vorüber. Die Waczlavin schlich näher. —

Auch die Hausflur war dunkel, in der Küche brannte kein Feuer. Noch überkam dem Randar nicht die leiseste Ahnung.

„Sollt' sie denn noch nicht wissen," fragte er sich selbst, „daß man schon Feuer anmachen darf? Ich wett', sie ist vor Hunger eingeschlafen."

In der Finsterniß tappten sie durch die weiten Stuben. Auf vielfältiges Rufen nach Hannele regte sich kein Laut, ward kein Schritt hörbar; stille Angst, die sich auf das Ungeheuerste vorbereitete, überfiel jeden.

„Schmah Jisroel!" rief der Randar, „dem Kind wird doch nichts zugestoßen sein?"

Der Jung' war in die Küche hinausgegangen, um das Feuerzeug zu holen; er brachte Licht in die Stube. Nun hatte man den grausen Anblick, Schrank und Kasten weit offen, am Boden verstreute und vergessene Kleidungsstücken, überall Unordnung, das heilige Gebetbuch darunter liegend.

„Sieht's da nicht aus, meinte der Jung' ganz ohne Arg', als wären, Gott behüt', Diebe eingebrochen?"

„Wer sagt das?" schrie der Randar und ergriff den Jung' heftig beim Arm. Währenddem hatte er selbst die Augen in der Stube herumgeworfen und die Unordnung bemerkt. Aus dem Schreibtische fehlte das Geld, die kleinen Schubladen standen offen.

„Da müssen Dieb' gewesen sein!" sagte er halblaut, als fürchtete er noch seinen Ausspruch bestätigt zu finden. Um so heftiger wiederholten sich jetzt die Rufe nach Hannele;

man ſuchte ſie mit Lichtern in dem weiten Hauſe, jeder Winkel ward unterſucht, jeder Spur nachgegangen. Die rechte hatte noch Keiner gefunden.

Mittlerweile hatte Rebb Schmul den Kaſten näher beſehen. Er fand mit Abgang des Silbergeldes, das aus den hölzernen Schüſſelchen fehlte, und nur wenige Gulden betragen hatte, nichts vor, warum er auf einen gewaltſamen Einbruch ſchließen ſollte. Er riß die Fächer auf, worin mehr Geld und Koſtbarkeiten lagen; nichts fehlte. Da war er auch zu der Stelle gekommen, wo einſt die Erde aus Jeruſchalaim aufbewahrt lag; da hörte man ihn plötzlich ſchreien: „Die Erd', die Erd' iſt fort. Das hat kein Dieb gethan."

Auf das Geſchrei war die Waczlavin wieder näher getreten, ſie ſtand jetzt auf der Schwelle der Stube.

„Die muß wiſſen, wo Hannele iſt" rief der Jung' und zog die Bäuerin in die Mitte der Stube.

Die Waczlavin meldete nun in einfachen Worten den Auftrag Hanneles.

„Wehgeſchrien!" rief der Randar, „ſie iſt ſich ſchmadden (taufen) gegangen."

Wie eine von Brandfackeln erhellte Gegend ſtand jetzt mit einem Male das Leben Hanneles vor Aller Augen, beſonders Moritz erkannte es deutlich mit allen Umriſſen. Noch zitternd von dem Gehörten ſagte er: „Das kann nicht ſein; Hannele kann ſich nicht ſo vergeſſen haben."

„Die Erd', die Erd'! schrie der unglückliche Vater, sie hat mich kränken wollen, das überleb' ich nicht."

Vor gewaltigem Schmerz stand er dann lange sprachlos da, händeringend, das Gesicht beinahe versteinert. Wie die Seele in solchen Augenblicken keine ihrer Empfindungen deutlich erkennt und oft nur das Unbedeutendste ihres Wehes ergreift, so rief Rebb Schmul nur: „Die Erd', die Erd'!" er konnte nicht einmal weinen.

„Und gerade am heiligen Jom Kippur!" murmelte Mendel Wilna vor sich.

Moritz meinte schnell gefaßt, der Schritt Hannele's dürfe noch nicht geschehen sein, nach dem Gesetze müsse der Vater die Bewilligung dazu geben und Hannele sei noch nicht großjährig. Dieser Zuspruch war vom Randar nicht überhört worden, er war nun schnell entschlossen.

„Gieb mir den Stecken her," sagte er beinahe ruhig zu Moritz, „ich will mir sie selbst abholen."

Damit knüpfte er sich schon den Rock zu und langte schon nach dem Stock, den ihm Moritz noch nicht gegeben hatte.

„Mich laß gehen," rief Moritz, „ich bring' sie eher zurück."

Wüthend drückte der Randar ihn zurück. „Den Stecken her!" schrie er, sie soll mir nicht lebendig aus der Hand. Todt will ich sie schlagen, den Bankert. Sie bringt mich so ins Grab."

Unmenschliche Gewalt mußte Moritz, der die Furcht-

barkeit der Scene überschaute, wenn der Vater selbst ging um die Entflohene zurückzuholen, anwenden, um ihn zu beschwichtigen. Mendel Wilna und der Jung' baten und hielten ihn ebenfalls, bis er endlich durch Aller Anstrengung und eigentlich mehr körperlich erschöpft nachgab.

„Ich geh' auch mit," sagte Mendel. Der Jung' ging in den Stall, um die Pferde anzuschirren. Es war das Werk weniger Augenblicke. —

Sie fuhren in die finstere Nacht hinein, die Rosse konnten deßwegen nur langsam vorwärts. Der Jung' verfehlte mehr als einmal den rechten Weg. Sterne und Mond leuchteten nur unsicher; die ganze Fahrzeit dehnte sich zur Unendlichkeit aus. —

Keiner sprach ein Wort. Es war spät in der Nacht, als sie in das Dorf einfuhren. Alle Pulse hämmerten in Moritz, und wie vor einer ungeheuren That war er bewegt. Seine ganze Kindheit war ihm vor die Seele getreten; er habe doch mehr, meinte er, aus dem Becher der Erkenntniß getrunken, und doch sei es Hannele, die die Wege des alten Glaubens zuerst verlassen. Er vergaß, daß das Mädchen nicht aus besserer Erkenntniß den ungeheuern Schritt gewagt hatte. In diesem Gedanken wurde er beinahe muthlos, er wußte nicht, wie er der Schwester begegnen solle. Solch' eine Kluft hatte ein einziger Tag zwischen seinem Nächsten und ihm aufgeworfen. —

Vor dem Wirthshaus machten sie Halt. Moritz ließ da den Jung mit den Pferden zurück; denn trotz seiner Lage,

hatte er die Klugheit, nicht bis zum Pfarrhaus vorzufahren. Zu Fuß gingen er und Mendel Wilna durch das Dorf. Die Kirche mit der Pfarre liegt am äußersten Ende; es brannte noch Licht darin.

Dort angekommen, blieb Moritz zögernd stehen. Die ganze Last seiner Sendung überkam ihn mit einem Male. So nahe am Ziele überfiel ihn Zweifel und Muthlosigkeit.

„Nu, gehn wir oder nicht?“ fragte Mendel den Zögernden; „sagen muß ich aber, wenn nicht wär Ihr Vater, sollt man sie da lassen, das wär' am besten; denn was werden wir haben an ihr? Eine Jüdene wird sie doch nicht. Wer mal fortgegangen ist aus ein Judenhaus, der kommt nicht mehr zurück. Wer kein Jud' bleiben will, soll fort, Gott braucht solche Fortgelaufenen nicht.

„Das ist schon wieder so ein Rath,“ sagte Moritz grimmig, „wie der mit Aufbauen von Jeruschalaim.“ —

Nun schlug er mit beiden Händen kräftig an die Thüre, daß das Haus erdröhnte. Anfangs regte sich kein Laut, dann kam Licht über den Gang und die Haushälterin schob den schweren Riegel zurück. Als sie der beiden Männer ansichtig wurde, erschrak sie nicht im Geringsten, sie schien auf ihr Kommen vorbereitet.

„Was wollt ihr?“ fragte sie.

„Ich will mit dem Pfarrer sprechen.

„Der hochwürdige Herr ist schon zu Bett gegangen,“ sagte die Haushälterin zögernd; „kommt morgen.“

„Das geht nicht," schrie Moritz, „jetzt muß ich mit ihm sprechen.

Die Haushälterin, erschreckt über seine wilde Geberde, stieß einen wilden Schrei aus, da ging eine Thüre auf und der Pfarrer selbst im geistlichen Hauskleid trat heraus. Er war noch nicht in Schlaf gewesen, das sah man ihm an.

Einige Augenblicke standen sie sich ohne ein Wort gegenüber, dann sagte der Pfarrer beinahe tonlos: „Ich weiß warum Sie kommen."

„Um meine Schwester."

Der Pfarrer bat sie, in die Stube zu treten. Hannele war nicht da.

„Sie wird nicht mehr zurückkehren, sagte er dort mit finsterer Stirn, sie hat es mir selbst vertraut."

„So will ich mit ihr selbst sprechen."

„Sie hat mir ihren Willen deutlich und ohne Vorbehalt erklärt, zur christkatholischen Kirche überzutreten. Dagegen kann kein Mensch was einwenden.

„Lächerliche Anmaßung! schrie der am ganzen Leibe zitternde Moritz, eine Seele losreißen zu wollen, wie einen Baum, wenn er noch mit allen Wurzeln darin steht. Das Mädchen ist noch nicht majorenn.

„Und meinen Sie denn, fiel der Bettler im Jargon ein, man kann seine Religion wechseln wie man die Hand umdreht?

„Es ist ihr freier Wille.“

„Sie hat keinen,“ sprach Moritz fest, „und der Vater erlaubt es nicht. Ich mache Sie auf das bezügliche Gesetz aufmerksam.

„Sie wird nicht mehr zurückkehren,“ sagte der Pfarrer, „und es kommt mir auch sonderbar vor, daß gerade Du sie zurückforderst. Du solltest wissen, daß sie einem reinen, schönen Glauben entgegengeht. Und da sie sich aus freier Willenskraft darnach sehnte, wäre sie eher zu beneiden. Du hast Dich auch geändert.

„In meiner Religion nicht — erinnern Sie mich übrigens nicht an die Zeiten des Du. Die Schwester muß zurückkommen.

Da brach in Honza der lang verhaltene Grimm heraus. „Und wenn Ihr alle kommt,“ sprach er heftig, „ich gebe sie nicht heraus.“

Währenddem war die Haushälterin hereingekommen und raunte dem Pfarrer etwas ins Ohr, was Moritz und Mendel nicht verstehen konnten. Der Pfarrer schien bestürzt und wollte eiligst zur Stube hinaus. An der Thüre jedoch trat ihm Hannele entgegen.

„Ist es wahr, Mädchen, rief er und wollte sie bei der Hand fassen, daß Du wieder nach Hause gehen willst?“ Hannele riß sich aber los, sie stand jetzt in der Mitte zwischen dem Pfarrer und Moritz. —

Bei ihrem Anblick fühlte Moritz allen Zorn und Groll

von ſich gewichen. Laut weinend ſtürzte er auf ſie zu. „Willſt Du dem Vater das Herzeleid anthun, Hannele?“ rief er, „hat er Dich nicht immer geliebt, mehr als mich? Was ſoll er nun anfangen, wenn ſein liebſtes Kind ſo an ihm handelt?“

Der Pfarrer biß ſich in die Lippen. Mendel Wilna rannen Thränen über das Angeſicht. Auch er ſprach ihr zu.

„Wenn einmal Auferſtehung der Todten ſein wird, da werden alle die zuſammentreffen, die im Leben mit haben zuſammengehört. Vater und Mutter werden ſich mit ihren Kindern freuen, wo wirſt aber Du ſein, Hannele? Wo wird Dein Gebein liegen? Wer wird Dich anerkennen? Dein Vater nicht, Deine Mutter nicht, zu wem willſt Du dann gehen?“

Eine ſchwüle Stille lagerte ſich über die Stube nach dieſen Worten. In Hannele war aber ſchon der Kampf entſchieden. „Redet nicht länger,“ ſagte ſie mit feſter Stimme, „ich geh' ſchon; der Vater ſoll mit mir machen, was er will. —

„Geh',“ ſagte der Pfarrer mit Bitterkeit, „Du biſt immer falſch geweſen, wie ihr's alle ſeid,“ und ging in eine andere Stube, deren Thüre er heftig hinter ſich zuſchlug. —

Als ſie draußen vor dem Hauſe ſtanden, warf die Wirthſchafterin das Bündel mit Kleidern, das Hannele mitgebracht, zum Fenſter hinaus.

„Geh',“ rief ſie ihr giftig nach, „Du verfluchte Jüdin!“

So fuhr Moritz mit der „geretteten Seele“ wieder heim.

Das Mädchen lag weinend auf seinen Knien. Der Jung' trieb die Pferde gewaltig an, sie flogen beinahe so schnell wie die Gedanken in Moritz. Um Mitternacht kamen sie an.

Als der Randar die gewonnene Tochter wieder vor sich sah, sprach er kein Wort, er blickte sie nur starr an und wandte sich zur Seite. Moritz erschrak über dieses Schweigen; es schien ihm nichts Gutes zu bedeuten. Lieber hätte er Sturm und Vorwürfe gehört. Kaum wußte er, was er von dieser Wandlung denken sollte.

Es bestätigte sich auch. Die Flucht Hanneles hatte an den Lebensbaum des Randars die Art angelegt. Am andern Tage konnte er sich vom Bette nicht erheben, und als Mendel Wilna wieder seines Weges ziehen wollte, bat er ihn zu bleiben, bis er gestorben wäre. Kein Zuspruch nahm ihm diesen Wahn, er blieb hartnäckig dabei, daß er nicht mehr aufstehen würde. Das lange Fasten am Jom Kippur und der darauf folgende Gram zehrten wie böse Würmer an seinem Leben. Er lag stets gegen die Wand zugekehrt, sprach selten und nur zuweilen hörte man ihn die in seiner Seele stehend gewordenen Laute: „Die Erd', die Erd'! leise vor sich hinstöhnen.

Am Cholemoed kann kein Bräutigam auf „die Beschau," wohl aber war eine Leiche im Hause; der Randar war am zweiten Tage des Laubhüttenfestes gestorben. —

Beim Weggehen sagte Mendel Wilna, der für immer Abschied nahm: Nach dem, was ich bis jetzt gesehen und

gehört hab', sollt man Jeruschalaim doch aufbauen. Ich werd' erst jetzt recht anfangen." —

Moritz ist Arzt in einem stillen Ghetto Böhmens. Er heilt kranke Leiber und Seelen. Seine Schwester Hannele ist ein lebender Beweis dafür. Sie wird ehelos bleiben. Auch zweifeln wir, ob Einer den Muth hat, zu ihr, die schon auf fremden Wegen gewandelt hat, auf die „Beschau" zu kommen?

Ohne Bewilligung.

Einen ſchönern Anblick als heute hat die Gaſſe ſchon lange nicht gehabt. Es iſt Cholemoed, und wie ein luſtig-toller Junge, der in ſeiner Seeligkeit nicht weiß, was er früher anfangen ſoll, geht er im Ghetto auf und nieder und lacht und ſcherzt und treibt ausgelaſſene Poſſen. Wir bemerken für Diejenigen, denen die Sprache der Offenbarung — wie hottentotiſch klingt, daß der Cholemoed jene ſchöne Zeit der Halbfeiertage iſt, die jährlich zweimal, am Oſtern- und am Laubhüttenfeſt einfällt. Denn wie man weiß, ſind dieſe beiden Feſte ſehr langathmiger Natur; ſie dauern durch volle acht Tage. Da hat aber der kluge Geſetzgeber, der ſehr wohl wußte, daß es der Menſch in Leid und Freud nie lange aushält, den Cholemoed hineingeſchoben. Das iſt ein Tag wie jeder andere; man kann ſeinen Geſchäften nachgehen wie ſonſt, auch nimmt die Synagoge nicht den größten Theil des Vormittags weg; wie überhaupt tauſend Zeichen, die man aber mehr empfinden als ſehen muß, es beweiſen, daß heute nicht „Jonteſ“ (Feiertag) iſt. Dennoch blickt eben der-

ſelbe „Jontef“ überall hindurch; es iſt, als ob man den Leuten verboten hätte, davon zu ſprechen, und ſie ließen nun in Ermanglung deſſen, ihre Kleider, Geſichter und Geberden es einander zurufen. Ueber allem Thun und Treiben liegt ein eigenthümlich feſtlicher Duft, nirgends tönt der grelle Schrei des „Geſchäftes“, und nur, um gleichſam nicht aus der Uebung zu kommen, geht der tägliche Erwerb auch heute ſeine gewöhnlichen Wege. Aber es waltet nicht der ſonſtige Geiſt der Betriebſamkeit; man ſieht es dem Rücken, der ſich unter dem Packe mit Kattuntücheln und Weſtenſtoffen krümmt, an, daß er ſich lieber an die weichen Polſter eines Sabbatſitzes lehnen, und den Augen, die einen Sack Wolle muſtern oder ein Stück Seidenband abrauſchen laſſen, daß ſie ſich weit lieber am Dufte der Jonteſſpeiſen weiden möchten! —

Der Cholemoed iſt, um „hoch“ zu ſprechen, gleichſam das vermittelnde Princip zwiſchen den ſtummen Lippen des Sabbats und der haſtigbeweglichen Geſtikulation eines gewöhnlichen Werkeltages. Daher auch ſein ſo eigenthümlicher Charakter!

Muß man es nicht geradezu ſagen, daß ſelbſt die Natur heute Cholemoed hält? Singen die Vögel nicht lauter, ſcheint nicht die Sonne freudiger? Wie goldene Knäuel wirft ſie ihre Strahlen über die engen Giebeldächer des Ghetto's! Oben iſt Licht, unten halbe Dämmerung. Wo aber die Gaſſe breiter iſt, da löſen ſich die goldenen Fäden auf und fallen gewaltig hinab; wer dann zufällig darunter geht, deſ-

ſen Geſicht wird ganz angeſtrahlt und ſonnig, beinahe ganz vergoldet! —

Da kommt mir gerade ſo ein ſonnigvergoldetes Geſicht in den Weg! Ich kenne und grüße dich, Jaikew Lederer, und möchte dir gerne „Salem Alechem“ zurufen, wüßte ich nicht, daß der Friede ſchon in deinem Herzen iſt! Die ganze Woche hat er ſich auf den Märkten herumgetrieben, und mit ſchlechtem böhmiſchen Accent ſein: laczini, laczini (wohlfeil) geſchrien, die Elle hat in ſeiner Hand geklappert, und vielleicht hat er doch nichts „gelöſt“. Aber heute iſt er zu Hauſe geblieben und der Cholemoed findet kein gläubigeres, ihn tiefer ehrendes Gemüth als das gehetzte Menſchendaſein unſeres Jaikew Lederer!

Wie er da geht mit den nachläſſig ineinanderſchlenkernden Händen auf dem Rücken, ein „Jontesliedel“ vor ſich hin murmelnd, das der Vorſänger geſtern zum erſten Male in der Synagoge angeſtimmt, auf ſeinem Haupte den wohlausgebürſteten Sabbathut, und auf dem Leibe den alten auf ſo vielen Dorfwanderungen erprobten, etwas fadenſcheinigen Rock, über den jedoch ein weißes Halstuch die milde Poeſie des Feiertags herableuchtet, mit dieſem lächelnden, auseinandergefalteten, ruhig ſichern Antlitz — iſt Jaikew Lederer nicht der leibhaftige Cholemoed ſelber?

Wahrhaftig jenes alte Mütterchen, das dort an der großen Stiege einen Detailhandel mit ſchimmeligem Käſe und runzligen Citronenſchalen treibt, hat uns ganz aus der Seele geſprochen, wenn ſie dem Vorbeiſchreitenden zuruft: Gehſt

du heut' nicht auf 'm Dorf, Jaikew? weil wir zugleich wußten, welche Antwort ihr der geben werde.

„Wo fallt ihr aus, Muhm Gitel? sagt er, heut' auf m' Dorf gehen!! Soll denn der Bauer das ganze Jahr kein Ruh' vor mir haben? Oder soll nur der reiche Schmul Brandeis bei Weib und Kind daheim bleiben können und Küchel*) essen, und ich Jaikew Lederer mit dem Pack herumlaufen, weil ihm Gott ein paar „Pehm"**) mehr beschеert hat, als mir? Heut' ist Cholemoed und mich bringt kein Mensch aus der Kille (Gemeinde) fort!"

Damit schreitet er weiter und das Jontefliedel auf seinen Lippen, das er wieder angestimmt hat, verhallt in dem muntern Getöse des Ghetto's.

Denn auch anderwärts erblicken wir die Lebenszeichen des Halbfeiertages. In den Gewölben stehen die geputzten Hausfrauen, oder sitzen in Gruppen, plaudernd und scherzend davor! Das „Geschäft" ist heute Nebensache; aber seht nur diese buntbebänderten Hauben, diese goldenen Halsketten, diese schimmernden Perlschnüre! Gönnt ihr diesen armen Frauen nicht ebenfalls ihren Cholemoed, wo sie das Alles ins gehörige Licht stellen können? —

Zwischendurch rennen lärmende Knaben; die brauchen heute keinen Schulstaub zu schlucken. Da steht eine Mutter umringt von drei Schreiern, die Geld zum Spielen begehren.

---

*) Eine Art jüdisches Festtagsgebäcke.

**) „Pehm" statt Böhmen, wie man die Groschen noch jetzt nennt.

Der eine rankt sich hinauf, ihr freundlich liebkosend, der andere hätschelt ihr die Hände, während der dritte und kleinste feinlistig an der Schürze zerrt, wo sich die klingende Münze befindet. Sie widersteht lange, endlich ergibt sie sich.

„Und was werdet ihr mit dem Geld anfangen?“ fragt sie.

„„Heut' ist Cholemoed,“ antworteten die Schreier im Dreiklang und rennen mit ihrer Beute davon. —

Man müßte die ganze Tiefe eines Mutterherzens zu deuten wissen, wollte man jenes Lächeln verstehen, wenn die Mutter, nachdem sie einen langen Blick den davoneilenden Knaben nachgeworfen, sich zu einer nebenanstehenden, reichgekleideten Frau wendet und zu ihr spricht:

„Sehen Sie, Madame Vögele, das hat man davon, wenn man Kinder hat!“

Und warum fällt aus den Augen jener Reichgekleideten bei diesen Worten ein so gallicht grüner Schein heraus? Wurde sie beleidigt? — Die Frau hat nämlich keine Kinder. —

Dort an der alten Synagogenmauer, wo die drei Nußbäume stehen, die dem „Schameß“ (Schuldiener) so gute Nüsse au'fs ganze Jahr geben, ist ein Haufe spielender Knaben beisammen. Sie üben sich im „Kopf und Adler“. Eine Münze nähmlich wird an die Wand geworfen und da muß man entweder auf den „Kopf“ des Kaisers oder sein Wappen, den „Adler“ gewettet haben, um wie eines von beiden fällt, zu gewinnen oder zu verlieren. Dem rothhaarigen Burschen mit dem sommerfleckigen Gesicht lacht eine häßliche Freude

aus den Augen; er trägt das Geld seiner meisten Spielkameraden in der Tasche. Einem andern mit sanften lieben Zügen rinnen helle Thränen über die Wange. Er hat alles verloren, was ihm die Mutter zum Cholemoed gegeben . . .

Die Scene ändert sich mit einem Male. Am Anfang der Gasse zeigt sich eine Kutsche, auf dem Bocke sitzt ein rothgejackter Postillion, der die Peitsche lustig knallen läßt. Einen Augenblick darauf sieht man einen jungen Mann herausſteigen, der kommt gerade auf das Ghetto los! Bei seinem Anblick geht ein Zischeln stiller Verwunderung durch die Gewölber, durch die geputzten Hausfrauen. Neugierige Mädchenköpfe erscheinen an den Fenstern; selbst die Knaben rasten für einen Augenblick. Der junge Mann, wie ein „Prinz" gekleidet, blitzende Ringe an allen zehn Fingern, die einen magischen Glanz um sich warfen, um den Hals eine vornehm atlassene Cravate geschlungen, ist vor einem Gewölbe stehen geblieben und hat sich dort nach der Wohnung des Rebb Schmul Brandeis erkundigt.

Bei dieser Frage sieht man plötzlich aus dem Rudel der Knaben einen herausstürzen, der gleichsam mit verhängten Zügeln auf das Haus von Rebb Schmul Brandeis losrennt. Der Glückliche! Er wird der Erste sein, der dort die Nachricht von der Ankunft der Kutsche verbreiten wird. Das schönste „Beckenbrod" wartet dann seiner! —

„Dort wird's heut einschlagen, meinte die Mutter jener drei Schreier zu der Reichgekleideten; ich hab' den Schadchen das ganze Jahr da hinauflaufen sehen.

„Hat auch schon Zeit, entgegnete die andere darauf mit spöttischem Lächeln, sie klaubt sich mit ihren zehntausend Gulden schon lang genug herum. Die schönsten Parthien sind ihr schon geredt worden; vielleicht bleibt sie doch einmal hängen.

„„Kriegt sie denn wirklich zehntausend Gulden?

„Baare zehntausend Gulden und eine Ausstattung — eine Prinzessin kann sie nicht schöner haben.

Die beiden Frauen hatten es getroffen; der junge Mann in der atlassenen Cravate mit den blitzenden Ringen war wirklich zu der Tochter von Rebb Schmul Brandeis auf die „Beschau" gekommen. —

Das alles aber, der junge Mann und die Tochter von Rebb Schmul Brandeis und ihre zehntausend Gulden und die „Beschau" wird jetzt über einen andern Anblick vergessen. Aus dem Hause des Rabbiners kommt jetzt eine Schaar „Kaules" (Bräute) und Bräutigame heraus. Die gehen jetzt einen schweren Gang — sie müssen nähmlich aufs „Kreisamt", wo sie aus dem „Bne Zion"*) werden geprüft werden. Diese Furcht ist besonders einigen unter ihnen, stämmigen

*) Nach den bestehenden Gesetzen muß jede Braut und jeder Bräutigam des Ghettos, bevor sie an das „Einkommen" um die Heirathsbewilligung denken dürfen, zuvor aus dem religiös moralischen Lehrbuch „Bne Zion" in Gegenwart des Kreishauptmanns und des Kreisrabbinen geprüft werden. Dieses Lehrbuch, in seinen Formen veraltet, ist jetzt durch ein neues und zeitgemäßeres, von Dr. Wessely in Prag, ersetzt worden.

Gestalten, die man an der bäuerischen Aussprache des Jargons als „Dorfmaden" und „Landmotzen" erkennt, nicht zu verargen. Sie treten vielleicht zum ersten Male aus dem stillen Bereiche ihrer Heimath und sollen nun in Gegenwart des Kreishauptmanns Rechenschaft ablegen, was sie von der Religion ihrer Väter wissen oder nicht wissen. Bei andern ist der Blick wieder stolzer und sicherer. Denen ist die Prüfung nichts, sie haben das „Bne Zion" im kleinen Finger; sie lachen auch die furchtsamen „Dorfmaden" aus. Mit denen hat sich freilich der Hauslehrer nicht durch ein halbes Jahr geplagt, ehe ihnen die „Moral" in den Kopf ging. Sie werden auch hochdeutsch antworten und schon im Voraus freuen sie sich auf die verkehrten Antworten so einer „Dorfmad" oder eines „Landmotz" — die glücklichen, eingeschulten hochdeutschen Mädchen des Ghetto's! —

Durch alle diese Auftritte und gleichsam wandelnden Bilder war das lächelnde Cholemodgesicht Jaikew Lederers durchgeschritten. Er hatte sich nirgends aufgehalten, keinen Augenblick war das Jontefliedel auf seinen Lippen verstummt; wie ein Grundton zog es sich durch die verschieden klingenden und tosenden Laute des Ghetto's. Nur als er an den zur Prüfung gehenden Bräuten und Bräutigamen vorüberkam, war er still geworden; er sah ihnen lange nach, bis sie um die Ecke des „Kriminals" verschwunden waren. Jetzt war er in die Nähe der spielenden Knaben an der Synagogenmauer gekommen; es war gerade ein heftiger Streit unter ihnen ausgebrochen.

Der Rothhaarige nähmlich, der mit dem sommerfleckigen Gesicht, hatte falsch gespielt. Als er sah, daß sich die kugelnde Münze nicht zu seinem Vortheil wies, hatte er ihr durch eine schnelle Bewegung des Fußes eine ihm günstige Wendung gegeben. Die Andern schrien Verrath und Betrug. Namentlich der Knabe mit den sanften, lieben Zügen war darüber untröstlich; denn er stand gerade mit dem Rothhaarigen in der Wette. Der wollte sich aber nicht so ruhig ergeben, er behauptete seinen Betrug. Wie feurige Streiter für Recht und Wahrheit stürzten die Andern auf ihn los und bald war der Rothe eingekeilt zwischen den Fäusten der jugendlichen Rächer.

„Wart' nur, rief er zähneknirschend dem sanften Knaben zu, wart' mir du Bankert; denn so einer bist du, dein Vater hat so ohne Rischojin*) geheirat!

Der Knabe fing laut zu weinen an. —

Jaikew Lederer war nun ganz nahe getreten; er hatte den Schimpf des Rothhaarigen und das Geschrei des sanften Knaben vernommen. Mit einer hastigen Bewegung fuhr er in den Kreis, ergriff den Weinenden beim Arm und führte ihn, ohne ein Wort weiter zu sprechen, mit sich fort.

Und wie er jetzt durch das Ghetto ging, den Knaben an der Hand, der sein eigenes Kind war, ihr hättet den frühern Jaikew Lederer nicht mehr erkannt. Verstummt war das Jontefliedel auf seinen Lippen, dafür zuckte darauf ein bitte-

*) Die Heirathsbewilligung des k. Guberniums in Prag.

rer Schmerz, der sich sogar bis in die Augen zu erstrecken schien, weil sie so feucht glänzten — verschwunden war das lächelnde Cholemoedgesicht!

Diese plötzliche Wandlung unseres Jaikew Lederer hatte ihren guten Grund. Wir hätten den auch früher schon erwähnen sollen, aber es ging wahrhaftig nicht an! Wie konnten wir dem seeligen schönen Cholemoed so etwas gerade ins Gesicht hineinsagen?

Dieser Jaikew Lederer hatte wirklich ohne Bewilligung geheirathet, und da der Rothhaarige in seinem Grimme einige Blätter aus Jaikew Lederers Leben und Dasein zurückgeschlagen hat, so wollen wir sie schon festhalten und nicht eher weitergehen, bis wir sie gelesen haben. —

Durch eine sonderbare Fügung des Schicksals hatte Jaikew Lederer eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit seinem Urahnen gleichen Namens, nähmlich den Patriarchen Jakob. Ja, wenn das schöne duftige Stück Romantik von der Liebe Jakobs zu Rachel nicht als verbürgte Thatsache verzeichnet stünde im ersten Buche Moses, im so und so vielten Kapitel, man wäre versucht zu glauben, das Ganze sei nur eine Allegorie auf die künftigen Schicksale unseres Jaikew Lederer!

Auf viel Romantik darf man sich freilich nicht gefaßt halten, denn wir sind im Ghetto! und da haben die Leute etwas ganz anderes zu thun, als müßig an den Cisternen zu stehen und den schönen Rahels die schweren Brunnensteine

wegwälzen zu helfen. Die Leute ſind da ſelbſt Steine und müſſen ſich ſchieben und wälzen laſſen, wie man nur will. Dergleichen Unähnlichkeiten werden überhaupt noch mehrere vorkommen. Das iſt aber nicht unſere Schuld. Eines hatten ſie aber Beide gemein; ſie hatten jeder ihren Laban; — den unſeres Jaikew wird man alſogleich erkennen.

Wie ſein Aeltervater, der Patriarch, hatte auch unſer Jaikew das Unglück ein Spätgeborner zu ſein, ja er übertraf ihn noch; er war der Viertgeborne unter ſeines Vaters Söhnen. Die alten jüdiſchen Mütter, die noch im Lande Kanaan ihre Kinder ſäugten, wie freuten ſie ſich und prieſen den Herrn, wenn ſie ſich an der Kraft vieler Söhne weiden konnten! Sie würden es kaum glauben, wenn wir ihnen den Jammer unſerer Mutter erzählten, die ſich weit mehr nach Mädchen als nach Knaben ſehnen. „Wo wird mein Jüngel eine Familie*) hernehmen?“ hört man ſie oft rufen und dieſelbe Frage hat auch die Mutter unſeres Jaikew ſchon in den erſten acht Tagen nach ſeiner Geburt — ohne Beantwortung an ſich gerichtet.

---

*) Die Zahl der anſäſſigen Juden in Böhmen iſt ſeit langer Zeit auf einige tauſend „Familien“ beſchränkt; ſie reicht aber nicht mehr aus, da ſich die Populariſationsverhältniſſe ſeitdem ſo verändert haben. Die „Beſitzer“ ſolcher Familien, die erblich ſind, genießen mancherlei Begünſtigungen; ſie ſind auch verkäuflich oder werden von den Gutsherrn und Magiſtraten vergeben. Oft geht die halbe Ausſteuer für den Ankauf einer ſolchen Familie hin und nur der diplomirte Gelehrte oder der beſteuerte Handwerker unterliegen dieſer Beſtimmung nicht. Ihre Kinder ſind deßwegen doch „familienlos.“ —

Sein Vater, Rebb David Lederer war zwar ein Familiant; das ging aber unsern Jaikew gar nichts an. Denn nach dem Gesetz mußte sein ältester Bruder Ruben die Familie ererben. Der war wirklich beneidenswerth, er hatte schon eine Familie, noch ehe er im Stande war, den Begriff dieses Wortes aufzufassen. Sein zweiter Bruder Nathan war noch ebenfalls glücklich zu nennen, er war ein Gelehrter d. h. Doktor geworden und konnte ohne Familie heirathen. Anschel, sein dritter Bruder genoß als ehrlicher Schneider dieselbe Begünstigung wie der Doktor; er hatte gleichfalls ohne Familie sich eine schaffen können, nur Jaikew selbst, der weder Erstgeborner noch Doktor, noch Handwerker, sondern ein „Dorfgeher" geworden war, durfte von „Staatswegen" auf keine Familie Anspruch machen! —

Es ist sonderbar, wie man so geboren werden und fortleben kann, wenn man eigentlich weiß, daß man ein Staatsverbrecher ist. Denn so einer war doch unser Jaikew, man mag nun sagen, was man will. Es ist wahr, die Erstgeburt konnte man ihm so wenig als Rebekka ihrem zweiten Sohn verschaffen, aber warum wurde er nicht gleichfalls „Doktor" oder „Schneider?" warum verkannte er so Zweck und Absicht der „Familien?" Da er nun aber, vielleicht schon der Abwechselung wegen, den Beruf eines „Dorfgehers" gewählt hatte, was ließ sich da an der Sache ändern? War Jaikew also, da ihm schon von vorhin eine jede Aussicht auf eine „Familie" benommen ward und er doch nach aller menschlichen Berechnung den Willen hatte, sich eine zu ver-

ſchaffen, nicht ſchon beim Eintritt in die Welt ein ſogenannter „Staatsverbrecher?“

Jaikew war auch wirklich in jene Jahre getreten, wo er dieſen Willen und auch den der Natur thätig beurkunden wollte. Er hatte ſeine Augen auf ein ſchönes „Reſele“ geworfen; ſie war die Tochter eines armen Dorfgehers, wie er ſelbſt war. Dieſe Wahl machte unſerm Jaikew alle Ehre, denn ſeine Reſel war wirklich eine holde Blume des Ghetto's, als „Parthie“ war ſie aber nicht die beſte; denn die Ausſteuer betrug nur etliche hundert Gulden. Dennoch, als beim Tnoimſchreiben*) nun ſchon die Schale zum Zerbrechen hergelangt wurde, zum Zeichen, daß Jaikew und Reſel Choſen (Bräutigam) und Kalle (Braut) geworden ſeien, fragte man: „Wo wirſt Du aber eine „Familie“ hernehmen, Jaikew? Du biſt ja ein Viertgeborner.“ „Erſt will ich ein Choſen ſein, antwortete er, für die Familie wird Gott ſchon ſorgen!“

Giebt es nicht eine Menge Leute, die alt werden und grau und zuweilen auch ſterben, ohne einen richtigen Begriff vom „Staate“ mit ſich zu nehmen? Zu denen konnte ſich unſer Jaikew wahrlich nicht rechnen. Er trat nur zu bald in eine genaue Bekanntſchaft mit dieſem räthſelhaften Weſen, dem ſich keiner ſo ganz entziehen kann, weil man es vor, hinter und neben ſich hat — wie jenen berühmten Zopf. — —

*) Das Schreiben der Ehepakten bei der Verlobung. —

Die erſten drei Jahre ſeines Brautſtandes waren vorüber und Jaikew hatte noch keine „Familie.“ Es waren zwar während dieſer Zeit eine Menge „Familianten“ geſtorben, aber die zweiten und dritten Söhne der reichen „Balbatim“ waren ihm immer zuvorgekommen; nicht eine Familie war für ihn geblieben. Sein „Reſel“ war indeß zu einer ſchönen Roſe erblüht.

Das war es auch vielleicht, was unſern Jaikew bewog, Erde und Himmel in Bewegung zu ſetzen, damit er ſeinen „Reſchojin“ oder die Heirathsbewilligung erhalte. Wenn nur nicht der „Staat“ gerade in der Mitte zwiſchen beiden gelegen wäre! Auf eine „Familie“ konnte er ſich nun einmal keine Hoffnung machen; ſie flog ihm immer hart am Mund vorüber. Da wollte Jaikew es verſuchen, ob es nicht auch ohne Familie gehen würde. Er ſtellte alſo die Zeugniſſe zuſammen, die er zur Heirathsbewilligung nöthig hatte, und da ſelbſt das Kleinſte und Unbedeutenſte unſerer Wißbegierde etwas zuführen kann, ſo wollen wir das ziemlich dicke Bündel von „Atteſten, Gutachten und Beſtätigungen,“ die alle auf theure Stempelbogen geſchrieben ſein mußten, ein wenig durchblättern.

Zuerſt der „Conſcriptionsbogen,“ worin beſtätigt wurde, daß Jaikew vom Soldatwerden frei ſei. Er war ſchon einmal bei der Aſſentirung geweſen — hatte aber eine ſchwache Bruſt. Nun, das war in der Ordnung!

Dann kam das „Blutverwandtſchaftszeugniß,“ ein ſehr

nöthiger Beweis, daß Jaikew in keinem unerlaubten Gliede mit ſeiner Braut verwandt war.

Hierauf das „Bne Zionzeugniß," von dem wir bereits wiſſen.

Das „Schulzeugniß," daß er geboren wurde und

Ein „Beſchneidungszeugniß," was eigentlich unnöthig war; denn wozu ward er geboren?

Ein „Wohlverhaltungszeugniß," daß er ein wohlgeſitteter Menſch ſei. Nun, in dieſem Punkte konnte man wahrhaftig ruhig ſein. Jaikew that das ganze Jahr nichts Schlechtes; er betrank ſich nie und machte Nachts keinen Lärm. Wir fragen noch, wer verhält ſich im Ghetto nicht wohl?

Endlich kam noch das „Religionszeugniß," als nothwendige Ergänzung zu dem Geburts- und dem andern Zeugniß, wie nämlich Jaikew acht Tage nach ſeiner Geburt auf jüdiſche Weiſe getauft wurde und zuletzt

Der „Todtenſchein," daß ſein Vater bereits das Zeitliche geſegnet. —

Mit ſo viel Zeugniſſen, Bogen und Scheinen ſollte man glauben, hätte Jaikew eben ſo viele Heirathsbewilligungen erlangt; — aber er bekam nicht eine! Denn das Wichtigſte fehlte in dem dicken Bündel; nämlich der Auszug aus dem Judenfamilienbuche, Jaikew war leider kein Familiant.

Die Zeugniſſe wurden eingereicht, ein halbes Jahr verſtrich, während Jaikew ſchon wähnte, das Gubernium hätte

ſchon längſt ſein großes Amtsſiegel auf den Reſchojin gedrückt. Da brachte ihm an einem Sabbat der „Magiſtratspolizei“ das ganze Bündel zurück, in Begleitung noch einer andern „Zuſtellung,“ deren ganzer Inhalt ſich auf die wenigen Worte beſchränkte, wie da dem Jakob Lederer, Handelsjud', wohnhaft sub N, G 15 wohl bekannt ſein ſolle, daß man ohne den Auszug aus dem Judenfamilienbuche, wenn man ſonſt nicht durch die Beſtimmungen der Geſetze (die hier nach ihren § § angeführt wären) befreit ſei, um die Heirathsbewilligung nicht einkommen dürfe, wie alſo der Jakob Lederer ſchon wegen Unkenntniß der Geſetze und Unterlaſſung ihrer Befolgung für diesmal gänzlich abzuweiſen ſei.“ —

Unter der Zuſtellung ſtand der Name eines Magiſtratsrathes unterfertigt, zum Beweiſe, daß das dicke Bündel mit Zeugniſſen während eines halben Jahres noch keinen Fuß über das Rathhaus hinausgeſetzt hatte. —

Jaikew Lederer und ſeine „Roſe“ ſahen dadurch ihre nächſte Zukunft wie mit einem ſcharfen Meſſer durchſchnitten; es vergingen wieder drei Jahre, ehe ſie ſich von der erſten Abfertigung erholt hatten. Eines hatte aber die Zuſtellung abzufertigen vergeſſen, nämlich, daß ſie aufhören ſollten, einander anzugehören, ſich zu lieben und zu hoffen, wiewohl das „implicite“ ebenfalls verſtanden ward. —

Es iſt etwas Rührendes um ſo ein altgewordenes Brautpaar. Nur ganz ſchämig tritt da die Liebe auf, ſie drückt ſich verſtohlen die Hände und erröthet nur, wenn es

die Leute nicht ſehen. Sie kennt das Geheimniß, das ſie in den erſten blühenden Jahren erwachen hieß, beinahe auswendig und kann doch nicht ſagen, wie es nach gänzlicher Löſung ausſieht — ihr Sehnen gränzt ſo nahe an Befriedigung und iſt doch nur ein peinliches Mittelgefühl zwiſchen beiden. Die Leute hatten ihren Spaß daran, wenn ſie über das alte Brautpaar ſpotten konnten. Am Sabbat gingen Jaikew und Reſel gewöhnlich ganz allein ſpazieren, denn ſie paßten weder zu den „Jungen“ noch zu den Eheleuten. Die Leute meinten dann, warum man denn die Zwei ſo allein gehen laſſe? ob denn das nicht gefährlich ſei? — —

Jaikew hatte noch einmal „eingereicht“ und diesmal ließ die „Zuſtellung“ nur vier Wochen auf ſich warten. Dafür war ſie diesmal in einem weit weniger zärtlichen Tone abgefaßt, als das erſte Mal; es ſtand darin von einer „Nichtmehrbehelligung“ des Gerichtes und andern „Zurechtweiſungen,“ wie dieſe lieblichen Ausdrücke lauten. Es war im vierzehnten Jahre ihres Brautſtandes, Jaikew war ein alter Jung' mit ſechs und dreißig Jahren, Reſel zählte nur um drei weniger. Jaikew brachte die Zuſtellung in's Haus ſeiner Braut, ſie laſen ſie zuſammen und der „alte Jung'“ und die „alte Mad“ weinten zuſammen wie Kinder oder etwa wie Jakob und Rahel, als ihnen Laban ebenfalls ſeine Abfertigung zugeſchickt hatte. —

In Jaikew artete die vierzehnjährige Geduld zuletzt in ſtille Wuth aus. Eines Tages ſprach er zu ſeiner Reſel: „Ich ſeh' ſchon, mit dem Reſchojin iſt nichts, der Magi-

ſtrat will nicht und ich will auch nicht länger warten. Möchteſt Du nicht Chaſne (Hochzeit) machen, Reſel?"

Reſel ſchwieg dazu und noch ſonderbarer, ſie erröthete nicht einmal bei einer ſo zarten Frage. War ſie denn mit dem Klange und dem Begriff der „Chaſne" ſo gar nicht in der langen Zeit vertraut worden?

„Nu möchteſt Du?" fragte er noch einmal.

„Ich möcht'," ſagte ſie leiſe.

„Gut," rief Jaikew, „in vierzehn Tag' machen wir Chaſne und wenn auch ohne Reſchojin." —

Kann man nach vierzehn Jahren auch etwas anderes anfangen? Die Eltern des alten Brautpaars hatten gegen dieſe Selbſtbewilligung auch nichts einzuwenden, nach zweimal ſieben Jahren läßt man ſchon die „Familianten" fahren. Die Hochzeit ward auf den Lag Beomer*) feſtgeſetzt.

Die Chaſne wurde nicht in der Gemeinde, ſondern auf einem Dorfe gehalten, weil man jede Oeffentlichkeit vermeiden mußte. Es wurden nur ſo viel Gäſte dazu geladen, als man nöthig hatte, um ein Minjan (zehn Perſonen) herauszubringen. Es ging überhaupt ohne alles Gepränge dabei zu. Die Chuppe oder der Traghimmel, worunter die

*) Die ſieben Wochen zwiſchen dem Peſach (Oſtern) und Schabuoth (Wochenfeſt) haben eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem „Faſten" nach dem Aſchermittwoch. Jede Art Luſtbarkeit wird aus Scheu vor der Einwirkung gewiſſer böſer Kräfte, die um dieſe Zeit walten, unterlaſſen. Nur der drei und dreißigſte Tag iſt davon ausgenommen; da fallen Hochzeiten und ſonſtige Unterhaltungen vor. Dieſer Tag heißt Lag Beomer oder auch Schülerfeſt.

Zwei getraut werden sollten, wurde nicht unter freiem Himmel, sondern in der Stube aufgerichtet und da sprach ein armer Rebbe*), weil der Kreisrabbiner als öffentliche Standesperson sie nicht vermählen durfte, den Segen über den alten Jung' und seine Braut. —

Bei dem großen Hochzeitsmal, das darauf folgte, war die junge Frau besonders traurig. Unter der goldenen Haube, mit der sie früher zum Zeichen, daß sie nun nicht mehr zu den Mädchen gehörte, bedeckt war und deren Fransen ihr tief in die Augen hingen, rannen heiße Thränen hervor. Es kränkte die Arme, daß sie so heimlich und hinter aller Welt ihre Chasne haben mußte, als hätte sie Gott behüt' früher etwas angestellt.

„Sei still, Resel," flüsterte ihr der weit lustigere Jaikew zu, „ich hab' Dich auch ohne Reschojin gern." —

Am andere Tage war aber Jaikew Lederer ganz seelig — zu seinem Glücke fehlte nicht einmal — der „Reschojin."

„Verstummt war," sagten wir, das Jontefliedel auf seinen Lippen, dafür zuckte darauf ein bitterer Schmerz, der sich sogar bis in die Augen zu erstrecken schien — verschwunden war das lächelnde Cholemoedgesicht. —

Wißt ihr nun, warum Jaikew Lederer den Mädchen

---

*) Nach talmudischer Ehegesetzordnung innerhalb des Ghetto's vollkommen giltig.

und Jungen, die zur „Bne Zionprüfung“ gingen so lange nachblickte? warum er sein Kind so stürmisch bei der Hand nahm und es mitführte? woher seine plötzliche Wandlung?

Der Mensch betrübt sich oft maaßlos über ganz unbedeutende Dinge, die ihm bei kälterem Blut oft eben so lächerlich erscheinen. So hätte Jaikew Lederer sich eigentlich aus dem Schimpf des Rothhaarigen nichts machen sollen denn sein Kind war durch „ehrlicher“ Leute Kind, wenn auch ohne — Reschojin. —

Vielleicht war es eine dunkle Ahnung, die ihn plötzlich wie ein Räuber überfiel, daß der eben gehörte Schimpf nur die Unterlage eines weit größeren Unheils sei. —

Mittags, als Jaikew Lederer mit Weib und Kind bei Tisch saß, klopfte es an die Thüre und auf das „Herein,“ trat der „Magistratspolizei,“ einen Zettel in der Hand, in die stille Behausung. Wer kennt nicht aus eigener Erfahrung den Schrecken, der von der exekutiven Gewalt ausgeht? Jaikew Lederer und sein Weib waren blaß wie der Tod geworden.

Die eingetretene „Polizei“ war übrigens eine alte Bekanntschaft von Jaikew; sie hatte ihm immer die „Zustellungen“ und Abfertigungen vom Magistrate zugebracht und dafür, so traurig gewöhnlich der Inhalt war, etwas in die Hand bekommen. Die Polizei grüßte bei ihrem Eintreten auch ganz familiär und entledigte sich ihres Auftrages nicht in jener bärenbeißigen Weise, die schon mit der Kralle nach Einem greift, wenn man noch zehn Schritte von ihr steht.

„Jaikew Lederer, sagte sie, indem sie ihm eine „Zustellung“ überreichte, ihr müßt Euch Dienstag früh, Schlag 9 Uhr auf's Rathhaus stellen. Ihr seid vom Herrn Bürgermeister vorgeladen.

„Wer? ich? fragte Jaikew mit jener lächelnden Unschuld, wie sie die Angst erpreßt, was will der Bürgermeister von mir?

Die Polizei entschuldigte sich, daß sie diese Frage nicht beantworten könne, und setzte sich währenddem ganz breit an den Tisch hin, als wollte sie sagen: wenn ich will, so habt ihr das Alles nicht! Resel verstand diese stumme Sprache der ausübenden Gewalt, sie schnitt sogleich ein großes Stück Jontefkuchen und stellte es ihr, wie einen schuldigen Tribut, hin. Mehr und weniger schmeicheln wir ja Alle der „Gewalt,“ Resel wollte sie mit einem Stück Kuchen kirren!

Im Angesichte der essenden Polizei hatte Jaikew eine mühsame Fassung erheuchelt, kaum war sie aber fort, so stieß er Gabel und Messer von sich und bedeckte sich mit beiden Händen das Antlitz.

„Wehgeschrien, rief Resel, was hast du angestellt Jaikew? Du hast doch keinen Diebstahl gekauft?

Zu jeder andern Zeit würde eine solche Frage, selbst von seinem Weibe, unsern Jaikew höchlichst aufgebracht haben, jetzt war sein Denken und Fühlen in Schmerz untergegangen.

„Schmah Jisroel, schrie er, hast Du vergessen, daß wir uns ohne Reschojin genommen haben? Ich wett' mein

Kopf, es ist wegen dem. Durch was hab' ich mich denn so versündigt?

Es ist das ein eigenthümlicher Zug im Charakter guter Menschen, daß sie alles Unglück aus ihrer Schuld ableiten wollen. Dieses Fatum der „Sünde" übt namentlich im Ghetto seine dunkle Macht. Vielleicht haben das die Propheten des alten Bundes verschuldet, die das Kleinste wie das Größte in das gemeinschaftliche Gefäß der „Sünde" warfen, bis sie es überschäumen ließen. Der Niedersatz des verschütteten Maaßes ist im Ghetto geblieben. Und doch liegt unser Unglück so selten in uns, denn was hatte sich z. B. Jaikew Lederer versündigt, daß ein neuer König über Aegypten d. i. ein neuer Bürgermeister gekommen war?

Der neue Bürgermeister nun, voll Begierde, sich auszuzeichnen, wollte dazu auf den Schultern unseres Jaikew Lederer gelangen. Das Verhältniß des Ghetto's zum „Staat" ist noch immer der Art; es gibt so viele nicht aufgehobene, sondern nur „eingeschlummerte" Bestimmungen und Verordnungen, die über dem Nacken eines Juden wie unsichtbare Schwerter hängen, daß selbst niedere Beamte sich in der Rolle eines kleinen „Haman" gefallen können. Im Ghetto sind daher die Blicke, wenn so ein „Neuer" kommt, stets in ängstlicher Erwartung auf ihn gerichtet. Was bringt er mit? Wird er sich auszeichnen wollen? Wie wird er gegen die Juden sein? Denn die sind sicher die Ersten an der Reihe — erst später und wenn ein langer Wirkungskreis sie mit der eigentlichen Milde des Richters vertraut machte, sieht man

ſie gleichſam von der Strenge „nachlaſſen“ und man hat Beiſpiele, daß ſie das Ghetto oft zu ſeinen beſten Freunden bekehrt hat. Hoffen wir übrigens dies auch von dem neuen Bürgermeiſter.

Für jetzt iſt aber keineswegs daran zu denken. Der neue Bürgermeiſter will ſtreng ſein, er bekleidet ſeine Würde erſt ſeit zwei Wochen — und darum wird es Jaikew Lederer büßen müſſen, daß er ohne Reſchojin geheirathet hat! ——

Ein ſtummer Schmerz, der ſich nur zuweilen in laute Klagen Jaikews und in Thränen Reſels auflöſ'te, wogte durch die kleine Stube. Die beiden Eheleute ſahen die eiſerne Hand der „Gerechtigkeit“ vor ihren Augen auf- und niedergleiten, ſie fühlten ihre unſichtbare Macht und wußten dennoch nicht wie ihr entgehen. Nach langem Brüten und Jammern, das ſie zu keinem Entſchluß gelangen ließ, rief endlich Jaikew, als wäre ihm ein Gedanke von Gott gekommen, freudig aus: Weißt du was, Reſel, mir fällt da was ein, ſchicken wir um den „Advokaten“, der muß uns einen guten Rath geben. Reſel war's zufrieden.

Der Advokat aber, das müſſen wir früher ſagen, war etwa kein gelernter und ſtudierter, ſondern ganz einfach Rebb Lippmann Goldberger, von dem die Leute rühmten „er hat einen Kopf wie Eiſen.“ Nun, dieſer eiſerne Kopf war nicht ſo ganz ſein Werk, ſondern war erſt in Folge vieler Erfahrung im juridiſchen Weſen herangebildet worden. Rebb Lippmann gehörte zu jener Gattung Staatsbürger, die das ganze Jahr in Proceſſen „bis über den Hals“ ſtecken. Es verging

nicht eine Woche, wo er nicht etwas auf dem Magistrat oder beim Kreisamt, oder sonst wo zu thun hatte. Dadurch und auch aus einem angeborenen Hange zur Rechthaberei, hatte er sich eine solche Kenntniß der „äußern" Gerechtigkeit erworben, daß er sich getraute, seine meisten Prozesse auf eigene Faust durchzufechten. Bei den Leuten im Ghetto stand er deßhalb in großem Ansehen, denn er ließ ihnen aus dem reichen Schatze seiner Kniffe und Drehereien Manches zukommen, was ihnen bei ihren Rechtsanhaben zu Gute kam. Er zeigte ihnen die „Gänge" die sie zu thun hatten, legte gescheidte Ausflüchte in ihren Mund, und wenn man ihm ein gutes Wort gab, so erfuhr er sogar von den Kanzellisten und Amtsdienern, mit denen er überhaupt auf dem besten Fuße stand, wann der und jener an die Reihe kommen werde, oder wann eine „Eingabe" befördert und „abgegangen" sei. Das Alles hatte ihm und zwar oft mit mehr Recht, als manchem gelernten, den Beinamen des „Advokaten" zugezogen.

Der Advokat erschien. Er war nicht groß, ja eher unansehnlich, aber er hatte ein Gesicht, das wie lauter offene Messerklingen funkelte und blitzte. Man begriff sehr leicht den Kopf von Eisen. Bei seinem Eintreten fühlten sich die Eheleute sogleich um ein Merkliches erleichtert, so beruhigend wirkt die Nähe eines guten Rathes, selbst wenn er noch nicht gegeben ist.

„Nu, fragte der Advokat und antwortete auf das „Bo-

ruch Habo“*) Jaikews nichts, was geht denn vor bei Euch? Machst Du nicht ein Gesicht, wie 'n dreitägig Regenwetter?

Jaikew begann nun seine Noth zu klagen, und wie er befürchte nur wegen des Reschojins die „Zustellung“ erhalten zu haben.

„Wo hast Du die? fragte ihn unterbrechend der Advokat.

Die Zustellung lag noch auf dem Tische; Rebb Lippmann nahm sie zur Hand und trat damit zum Fenster, um sie besser lesen zu können. Da sah man ihn wohl eine Viertelstunde darin studieren, denn nach Art kluger und auf das Rechtswesen sich verstehender Leute, meinte der Advokat in jedem Komma und in jedem Pünktchen über dem i müsse ein geheimer Sinn wie eine Fallgrube versteckt liegen, den man nur durch Kopfzerbrechen und Nachdenken herausbringen könne. Man sieht der Advokat verstand sich auf das „Recht.“ Nachdem er die Zustellung mehr als einmal durchgelesen und jedes Wort wie auf einer Goldwage zehnmal abgewogen, ehe er zu dessen Nachbar überging, warf er das Papier mit einer hastigen Geberde auf den Tisch und sagte:

„Kein Bröfele braucht ihr Furcht zu haben, ich sags.

Die Zustellung enthielt auch wirklich nichts, als die einfache Vorladung daß sich der Jakob Lederer, Handelsjud' und die ledige Resel Mircles Dienstag früh um 9 Uhr auf der Rathsstube Nro. 5 um so sicherer einzufinden hätten,

*) „Gesegnet sei der kommende.“ Eben so antwortet der Eintretende weiter: Gesegnet seien, die da sitzen: Boruch Joschwim.“

widrigenfalls u. ſ. w. Es war die gewöhnliche Sprache des Magiſtrats.

„Meinen Sie das im Ernſt, Rebb Lippmann? fragte Reſel auf die Beruhigung des Advokaten.

„Kein Bröſele braucht ihr Furcht zu haben, wiederholte der noch einmal, das ſagt Lippmann Goldberger!

Jaikew wollte aber der ſo kühn ausgeſprochene Troſt nicht recht einleuchten, er ſagte etwas kleinlaut: Wenn aber doch, Rebb Lippmann. —

„Narr, entgegnete jener mit einem überlegenen Lächeln, das ſich über die Bedenken Jaikews mit einem Sprunge hinwegſetzte, „Narr, wenn man Dir etwas möcht' thun wollen, hätt' man Dir denn eine Zuſtellung ins Haus geſchickt? Da wär' der Polizei gleich gekommen und hätt' Dich eingeführt*) Meinſt Du der Magiſtrat ſchreibt erſt lang und will Dich erſt in zwei Tagen ſehen, wenn er Dich beim Kragen nehmen möcht'? Auf kein' Fall brauchſt Du dich zu fürchten', ich verſteh' mich ſchon darauf."

Damit ging er ſchon auf die Thüre zu, denn er hatte ſich ſeiner Pflicht als Rathgeber bereits entledigt. Aber die beiden Eheleute fühlten ſich durch die ſo kluge Auseinanderſetzung des Advokaten zwiſchen „ſogleich packender und ſich erſt eine Weile geduldender Gerechtigkeit" nicht im Mindeſten getröſtet.

---

*) Oeſtreichiſcher Provinzialismus, ſtatt: In's Gefängniß führen.

„Wenn aber doch, Rebb Lippmann? fragte Jaikew, Sie wiſſen ja, wir haben ohne Reſchojin uns genommen, wenn man uns doch etwas thun will?

„In der Zuſtellung ſteht's nicht, ſagte darauf der unbarmherzige Advokat, der wieder nach kluger Leute Art feſt auf dem „Buchſtaben" des Geſetzes fußte, und drückte ſchon auf die Thürklinke, um fortzugehen.

„Wenn aber doch? ſchrie die ängſtliche Reſel und lief ihm nach, die Thränen brachen ihr ſtürmiſch aus den Augen; „wenn man uns wegen dem Reſchoſin fragt, um Gottes-willen, Rebb Lippmann was ſollen wir thun? was ſollen wir reden? Helfen Sie uns, rathen Sie uns!"

Der tiefe Jammer der Eheleute ſchien auf das juridiſche Herz des Advokaten denn doch einen Eindruck zu machen, er kehrte ſich langſam um und ſetzte ſich an das obere Ende des Tiſches, wo er eine Weile nachdenkend vor ſich nieder-blickte. Die beiden Eheleute ſtanden in Angſt und Erwartung.

„Gut, begann er dann, positus, ich nehm' den Fall an, man wird euch zwei nach dem Reſchojin fragen, was ſollt ihr da anfangen? Dich Jaikew wird man fragen: Iſt's wahr, Jakob Lederer, daß Ihr die da hier ſtehende, beſagte Jungfer Reſel Mireles zu Euerm ehelichen Weib genommen habt? Was wirſt Du darauf antworten?

„Ja", ſagte Jaikew.

„Nein, nein, ſchrie der Advokat und ſchlug heftig auf den Tiſch, „nein, tauſendmal nein, wie Du nur einmal:

Ja ſagſt, biſt Du criminaliſch. — Dann wird man Dich ins Verhör nehmen Reſel und da wird's wieder heißen: Iſt's wahr, Reſel Mireles, daß Euch hier ſtehender, beſagter Jakob Lederer zum ehelichen Weib genommen hat? Was wirſt Du darauf antworten?

„Nein," entgegnete die weinende Reſel, die hier dem Advokaten zu Lieb' eine offenbare Unwahrheit ſagte.

„Gut, meinte Rebb Lippmann, alle beide müßt ihr nein ſagen, das ſchreibt euch gut auf und irrt euch nicht. Dann wird man Euch aber fragen: Alſo, Jakob Lederer, da Ihr die beſagte Reſel Mireles nicht wollt zum Weib genommen haben, was iſt ſie Euch denn? Denn Du darfſt nicht meinen, daß die auf dem Magiſtrat kein' Kopf auf ſich haben! Was willſt Du da drauf antworten?

„Sie iſt mein Weib, mein ehrlich genommen Weib!" rief, ſich vergeſſend, Jaikew. Er hätte ſelbſt vor dem Gericht keinen andern Ausruf gethan. Reſel brach in Jammern aus.

„Reb' Du nur zu, ſagte der Advokat ruhiger, als man erwarten ſollte, vielleicht weil Jaikew geſchrien hatte, laß' Dich nur nicht „lernen!" Dann aber erhob er ſeine Stimme mächtiger und voller, nun ſchrie er ebenfalls: Will Dir denn das nicht in dein' vernagelten Kopf eingehen, daß Du nicht Ja ſagen darfſt? Willſt Du denn gleich weg*) ſein? Wenn man Dich fragt: Iſt alſo beſagte Reſel Mireles

*) für: willſt Du denn verloren ſein? oder in Dein Verderben ſtürzen?

nicht Euer Weib, was iſt ſie Euch denn? ſo mußt Du darauf antworten: Sie iſt meine Haushälterin oder Wirthſchafterin, und Du Reſel mußt ſagen: Der Jakob Lederer hält mich aus. So kommt ihr beide aus der Klemm'.

„Seine Haushälterin, jammerte Reſel, ich ſoll nur Dein' Haushälterin vorſtellen, Jaikew? Haſt Du das Dein Leben gehört?

„Helft's euch anders, ſagte der Advokat und ſtand auf, ich hab' gerathen, was in mein Vermögen ſteht. Ich ſags noch einmal, Reſel muß Dein' Haushälterin ſein und ſie muß ſich von Dir aushalten laſſen. Anderes weiß ich nicht.

„Gott, Gott, rief Jaikew, was hat denn nur der Kaiſer davon, daß er mich mit Weib und Kind nicht in Ruh' laßt? Was hab ich ihm denn Leids gethan? Er kennt *mich* nicht, und ich kenn *ihn* nicht!

„Iſt das ein' Red'! ſchrie der Advokat zornig, weil ſich ſeine ganze juridiſche Natur gegen dieſen einfältigen Ausſpruch ſträubte. „Willſt Du denn haben, der Kaiſer in Wien ſoll etwas von Jaikew Lederer wiſſen? daß *der* ohne Reſchojin ſich ein Weib genommen hat? Der Kaiſer hat ſeine Magiſtrate und die haben wieder Vorſchriften, der Kaiſer ſelbſt kann nicht hinausgehen über ſie Nu, das wär noch gut, wenn der Kaiſer von Jaikew Lederers Herzeleid was wüßt'! der hat andre Sorgen im Kopf, er denkt jetzt villeicht an Krieg mit England oder mit dem Ruß'.

Nach dieſer kurzen aber genügenden Belehrung über „abſolute und beſchränkte Monarchie" verließ der Advokat das

Haus; aber er hinterließ dort keine Beruhigung, keinen Troſt. Was nützte jede noch ſo kluge Verhaltungsmaßregel, wie ſie ſich vor dem Gerichte benehmen ſollten, bei Leuten, die nun einmal ohne Reſchojin geheirathet hatten?

Reſel wollte ſich beſonders mit dem Gedanken, daß ſie nur die Haushälterin Jaikews vorſtellen ſollte, gar nicht befreunden. Wir wollen nicht einmal ſagen, daß ſie zwei kummervolle Tage in Thränen zugebracht; denn die „Männer der Geſchichte" werden es ohnehin nicht glauben wollen, wie die Nacht oft nicht finſter genug war, um die brennende Röthe auf Reſels Wangen zu bedecken, wenn ſie an die „Haushälterin" und an das „ausgehalten werden" dachte! —

Dienſtag in der Frühe, Schlag 9 Uhr, begleiten wir die beiden Eheleute nach dem Rathhaus. Wir gehen nicht geradewegs aus dem Ghetto über den Marktplatz, weil wir, der Schande wegen, nicht durch das große Thor eintreten wollen, was die Gewölbsfrauen unter den Lauben ſehen könnten, ſondern ſchleichen an der Hinterſeite des Rathhauſes vorüber, wo das Kriminal ſich befindet nnd gehen dann mit klopfendem Herzen die enge Wendeltreppe hinauf, über die ſchon Mancher unter dem Geläute des Henkerglöckleins den letzten Weg gegangen iſt, bis wir uns dem Bureau Nr. 5 gerade gegenüber befinden. Da laſſen wir Jaikew Lederer und ſein Weib von der freundlichen Polizei in Empfang nehmen, die Thüre ſchlägt krachend zu. Wir bleiben draußen.

„Jaikew Lederer, ſagte der Bürgermeiſter, ihr habt ein Kind. Wie iſt ſein Name?

„Benjamin, geſtrenger Herr Bürgermeiſter.“

„Wie alt?“

„Acht Jahr' wird er auf unſere Oſtern.“ —

„Wer iſt ſeine Mutter?“

„Ich, geſtrenger Herr Bürgermeiſter leben! rief Reſel mit hervorquellendem Gefühl. Die alte „Roſe“ ſah in dieſem Augenblicke wunderbar rührend aus.

Der Bürgermeiſter ſah darauf eine Weile ſtarr vor ſich nieder, er ſchien auf neue Fragen zu ſinnen. Man konnte auf dem Bureau Nr. 5 die Herzſchläge der armen Mutter beinahe hören.

„Bekennt Ihr euch zu der Vaterſchaft des Kindes, Jakob Lederer?“ fragte er dann.

„Ich bin ja ſein Vater! —

Der Bürgermeiſter ſann wieder nach.

„Und in welchem Verhältniſſe lebt Ihr Reſel Mireles zu Jakob Lederer?“

„Das verſteh ich nicht, geſtrenger Herr Bürgermeiſter.

„Ich meine, gibt er Euch den nöthigen Unterhalt zur Verköſtigung und Erziehung Eueres Kindes:“

Reſel machte große Augen. „Er iſt ja mein“ — wollte ſie ſagen, ſie beſann ſich aber ſchnell und verbeſſerte „er iſt ja ſein Vater. — —

„Weſſen Beinamen führt das Kind?“

„Lederer, geſtrenger Herr“ —

„Lebt Ihr im Hause Jakob Lederers, Resel?“

Vor Resels Augen that sich in diesem Augenblick ein ungeheueres Meer auf, das sie zu verschlingen drohte. Ihr Herzschlag wurde hörbarer, unter Thränen und Schluchzen rief sie endlich: „Ich bin ja seine Haushälterin, gestrenger Herr!“

Der Bürgermeister sah auf; sein Herz war nicht so böswillig, daß es den schmerzhaften Ausruf Resels überhören konnte. Er ahnte wohl den Zusammenhang der Sache, aber wir müssen zu seiner Ehre gestehen, daß er es bereute, die „armen Juden“ so weit getrieben zu haben — ein freudiger Beweis, daß wir uns in unserer frühern Hoffnung nicht getäuscht haben. —

Viel milder lauteten nun seine Fragen und nach dem dem Klange seiner Stimme konnte man beinahe vermuthen, er sei gerührt. Er erkundigte sich sogar theilnehmend nach den Vermögensumständen Jaikews, dann entließ er sie und als sie schon an der Thüre waren, rief er den Jaikew noch einmal zurück und sagte:

„Ich rathe Euch übrigens, Jakob Lederer, daß Ihr für Euer uneheliches Kind und für Euere Haushälterin so Sorge tragt, als wären sie Euer eheliches Kind und sie Euer Weib.“

Nur nicht gesorgt, gestrenger Herr Bürgermeister! So was vergißt ein Vater des Ghettos nicht!

Unten, vor dem Rathhauſe wartete der Advokat auf den Ausgang der Sache. Als er die beiden Eheleute mit heiler Haut zurückkommen ſah, rief er ihnen ſogleich entgegen: „Nu, bin ich ein Lügner geweſen? Habt ihr euch ein Bröſele zu fürchten gehabt?

Jaikew erzählte ihm nun freudeſtrahlend das ganze Verhör, und wie er ſich wundere, daß vom Reſchojin nicht einmal die Rede geweſen.

„Narr, meinte der Advokat, das wundert dich nur weil du das Juriſtiſche nicht verſtehſt. In jeder Frag', die er an dich geſtellt, iſt auch der Reſchojin gelegen; das muß auch der Magiſtrat ſo machen, weil er ſonſt niemals die Wahrheit möcht' herausbringen. Denn jeder Menſch, wenn er einmal vor Gericht kommt und wenn er noch ſo unſchuldig iſt, hat Luſt zu läugnen. Eben deßwegen muß der kluge Magiſtrat ſeine Fragen ſo ſtellen, daß er Einen herumkriegt, bevor man's merkt." —

Stillſchweigend und in Gedanken ſchritt Reſel neben den beiden Männern; ſie ſchien auf die Rechtsauslegungen des Advokaten nicht Acht zu geben. Mit einem Male rief ſie:

„Rebb Lippmann, ſagen Sie mir, was iſt das ein „uneheliches Kind?" Der Bürgermeiſter hat's geſagt; ich hab's aber nicht verſtanden.

„Das iſt ein Kind, wie jed's andere, entgegnete der Advokat — nur daß es keinen rechten Vater hat.

„Was heißt das?"

„Weil es vor der Chasne (Hochzeit) ist auf die Welt gekommen —

„Also ein Bankert?

„Ja.“

„Wehgeschrien! rief die unglückliche Resel und hob ihre Hände zum Himmel auf, mein Kind ist also ein Bankert, mein Kind ist nicht ehrlich? Der Bürgermeister ist ein Lügner, wenn er das sagt, mein Kind ist so ehrlich wie nur eines ist in der Gaß', ich bin seine Mutter und Jaikew ist sein ehrlicher Vater, wer will mir das abstreiten?

„Närrisch Weib, sagte der Advokat, wissen wir denn das nicht ganz gut? Aber der Magistrat darf's nicht wissen, und zu was hätt'st Du denn jetzt zum Bürgermeister eingestanden, daß du nur die Haushälterin vorstellst von Jaikew Lederer?

„Wehgeschrien! was hab' ich da gethan? jammerte Resel, ich hab' mein eigen Kind vor Gericht beschimpft, jetzt meint der Bürgermeister im Ernst, ich sei nur Jaikews Wirthschafterin und mein Kind ist — Gott sei davor, ein unehlich Kind? Was hab' ich gethan?

„Mit dem Weib laßt sich gar kein' Weisheit ausreden, murmelte der Advokat vor sich, und da er gerade an seiner Wohnung vorüberkam, sprang er hinein und ließ die beiden stehen. —

Unter Wehklagen und schmerzhaften Ausdrücken ihres Jammers, die Jaikew nicht zu beschwichtigen wagte, ging Resel durch die Gasse. Die Leute sahen verwundert auf sie.

Aber erſt zu Hauſe brach ihr Schmerz maaßlos hervor, ſie wußte ſich lange nicht zu faſſen. Das war ein trauriger Cholemoed! Hatte ſchon die „Haushälterin" ſie ſo tief gekränkt, ſo erfaßte ſie das „uneheliche Kind" am Marke ihrer Seele.

„Aber närriſch Weib, ſagte Jaikew zu ihr, ſollten wir denn nicht Gott im Himmel danken mit aufgehobenen Händ', daß uns der Bürgermeiſter ſo hat fortkommen laſſen? Was ſchreiſt du noch und jammerſt ſo?

„Weil du das Kind nicht haſt geboren, entgegnete Reſel, ſo kannſt du auch ſo reden. Liegts dir denn auf*), daß man dein Kind auf dem Rathhaus thut ein Bankert ſchelten? Und mein ſchmeckedig**) Jüngel ſoll ſo heißen? Na, Jaikew, ich ſtell' mich eher auf den Thurm und ſchrei's herunter, daß es alle Leut' hören können. Die ganze Welt ſolls wiſſen, daß Reſel Lederer iſt ein ehrlich Weib und ihr Kind auch. Ich will mir das ſchon richten, und wenn ich bis zum Kaiſer auf Wien müßt' gehen." — —

Wer kennt nicht jenes wunderbare Spiel der Seele, wenn ſie auf hundert Gedanken zugleich wie auf eben ſo viel Inſtrumenten die weite Tragkraft ihrer Fittige verſucht? Halbangeklungen tönen ſie durcheinander, der eine kräftiger, der andere ſtiller, bis ein einziger großer Gedanke, der früher bedeckt lag, allmählig anzuſchwellen und immer mächtiger zu tönen anfängt. Dann muß man ſtille ſtehen, die andern

*) Statt daran liegen.

**) Schmeckedig ſtatt ſchmeckend, ein beliebtes Schmeichelwort, das man den Kindern gibt.

müſſen verſtummen und nur der eine, große Gedanke behauptet das Feld. —

So ging es dem Weibe Jaikew Lederers mit dem „zum Kaiſer nach Wien gehen“. Einmal angeklungen, wollte die Vorſtellung, daß ihr Benjamin von der Majeſtät des Kaiſers zu einem „ehrlichen“ Kind könnte umgeſtaltet werden, ſie nicht mehr verlaſſen. Immer kam ſie wieder, Reſel hörte ſie gleichſam in ſich wachſen, Geſtalt annehmen und aus Tageslicht ſtreben. Der Kaiſer, nur der Kaiſer konnte ihr helfen!

Es mag uns ſeltſam dünken, wie dieſes einfache Weib aus der Tiefe ſeines Jammers ſogleich zu dem „Höchſten“, was es nächſt Gott im Himmel faſſen konnte, ſo ſchnell gelangte. Aber im aufgeregten Zuſtande kennt die Seele keine allmähligen Uebergänge; ſie verzweifelt entweder oder ſie erhebt ſich. Wie hoch und herrlich geht auch der Kaiſer im Ghetto umher! Ihn hält das Volk nicht für verantwortlich; er iſt Bindung und Löſung, Geſetz und Willkühr — das Unmögliche kann er ſchaffen, das Mögliche unwirkſam machen. Vielleicht verlieh er dem Jaikew Lederer eine „Familie.“ —

Reſel wollte alſo nach Wien gehen. In ſtiller Nacht wars, als ſie ihren Mann weckte, um ihm ihren reiflich überdachten Entſchluß mitzutheilen.

„Jaikew, ſprach ſie, ich geh' zum Kaiſer auf Wien, ich will ihn um eine Familie bitten.“

„Gut Glück auf die Reis'! sagte der schlaftrunken und sank wieder in die Kissen zurück. —

Am folgenden Tage trat sie ihm mit denselben Worten entgegen; er lachte dazu. Da ward sie böse und begann wieder ihre Klagen. In Jaikew selbst begann nun die Vorstellung von dem „Höchsten" ebenfalls sich zu regen und zwar ging das ganz natürlich zu. Er bewunderte die Kühnheit seines Weibes, das so „mir nichts, dir nichts" zum Kaiser nach Wien gehen wollte, und er bewunderte so lange, bis er sie auch anerkannte. Ohnehin ist das nur ein Sprung. —

Wieder wurde um den Advokaten geschickt. Er kam, man theilte ihm den Entschluß mit. Jaikew meinte, er würde ihn mit Spott überschütten und gänzlich verwerfen, aber da kannte er keineswegs die juristische Natur Lippmann Goldbergers. Ihm, der mit den Handhabern der irdischen Gerechtigkeit auf so vertrautem Fuße umging, der zu Kanzellisten und Amtsdienern freien Zutritt hatte, wie mußte ihm erst dieser Gang zum Kaiser, dem Höchsten aller Richter hoch und erhaben vorkommen!

„Wer hätt' das in Resel Mireles gesucht? sagte er mit eingestemmten Händen und schaute das kühne Weib lange an. Man hat gemeint, sie kann nicht zwei zählen und jetzt will sie geradwegs zum Kaiser gehen. Nur zugegangen Resel; ich will dir früher nur Einiges vorsagen wie du mit dem Kaiser wirst sprechen müssen, denn das ist kein Spaß,

und ist auch etwas ganz Anderes, als wenn du mit dem Rosch Hakohl (Vorsteher) Schmul Brandeis reden würdest.

„Ich bitt' Euch, Rebb Lippmann, entgegnete Resel, die noch die „Haushälterin" nicht verschmerzt hatte, lernt mich nur nichts, wie ich reden soll; ich will schon sprechen mit dem Kaiser, wie mirs Gott auf die Lippen wird legen."

Der Advokat lächelte, ihn freute diese sichergehende Entschlossenheit des Weibes, die er selbst am besten zu schätzen wußte. Man ersuchte ihn noch, die Bittschrift an Se. Majestät „wegen einer Familie" aufsetzen zu lassen und die ganze Angelegenheit geheim zu halten. Der Advokat versprach sogleich zu einem bekannten Kanzelisten zu gehen. — Abends wußte man jedoch im ganzen Ghetto, daß Resel Mireles nach Jontef, zum Kaiser „auf Audienz" fahren wolle.

Zur Zeit, als Resel aus dem stillen Böhmen nach dem lustigen Wien reiste, kam man dort nicht so schnell an, wie heutzutage. Man mußte drei Tage und zwei Nächte in einem fort fahren, ehe man die Spitze des Stephansthurms vor sich auftauchen sah. Jetzt ist dem „Volke" ganz wohl und es hat auch nichts mehr zu wünschen. Was will es mehr?

Das „Volk" steht heute vor irgend einem Bürgermeister — das „Volk" ist mit diesem Bürgermeister nicht zufrieden. Abends setzt es sich auf die Eisenbahn, und ist am andern Tag in der Frühe zur Audienz in Wien! Es wäre wirklich Undank, wollte man mehr fordern.

Das Erste, woran nun Resel in der großen Weltstadt denken mußte, war aufs „Judenamt“*) zu gehen, um dort Paß und Aufenthaltskarte zu holen. Das lag auch ganz in der Natur der Sache — die Polizei steht immer vor dem Kaiser! In der schmutzigen Vorstube des „Judenamtes“ fand Resel wohl an achtzig Männer, Weiber und Kinder ihres Glaubens, sie alle harren auf den ersehnten Augenblick, daß der Polizeisoldat, der die Thüre zur Kanzlei hütete, sie ihnen öffnete. Das geschah endlich und von einer solchen Menschenwoge, die durch das offene Heiligthum einströmte, wurde auch Resel mitgespült. Nun wurde Einer nach dem Andern aufgerufen, bei Manchem wurde ein vollständiges Verhör vorgenommen über Zweck, Absicht und Länge des Aufenthaltes und dann nahm der strenge Schreiber zuweilen Anstand ihm die „Wiener“ Luft zu erlauben. Wieder Andere schienen in großer Gunst bei dem Schreiber zu stehen, denen wurde die Aufenthaltskarte schnell ausgefertigt. Keiner konnte sich aber über Zartheit und Höflichkeit der Aufnahme beklagen; dem Schreiber waren Alle gleich, wie das auch vor dem „Gesetz“ recht und billig ist!!

„Wo kommt sie her? fragte er eine „vazirende“ Köchin, die an der Schranke des Bureaus stand.

„Aus Nr. 108 **), sagte diese mit gesenkten Augen.

---

*) Eine Abtheilung der Wiener Polizeidirektion.

**) Bekanntlich das k. k. Findelhaus in der Alservorstadt.

Ein unſterbliches Gelächter kam aus dem Munde des Schreibers.

„Hob' mirs „g'denkt", wiederholte er mehrmals vor ſich hin und lachte ſo „unſterblich" weiter, bis er mit der Aufenthaltskarte fertig war.

Die Reihe kam endlich auch an Reſel. Sie trat an die Schranke vor, der Schreiber ſah ihren Paß durch. Reſel zitterte, mehr noch als vor dem Bürgermeiſter.

„Ledig? fragte er und blickte zu gleicher Zeit in den Paß, wo Jaikews Ehefrau ſo bezeichnet ſtand und auf Reſel, die bei dieſer Frage in tiefer Röthe erglühte. Sie glich übrigens in der Haube und ihren „weiß" gewordenen Geſichtszügen keineswegs einer „Ledigen".

„„Ja, ſagte ſie ſtockend.

„Wann iſt ſie denn zum letztenmal ledig geweſen? rief der Schreiber, indem er auf das betreffende Wort einen beſondern Nachdruck legte, und lachte dabei noch unſterblicher als bei der Köchin aus Nr. 108. Reſel ſchwieg gekränkt, die Zeichen tiefer Entrüſtung lagen in ihren Augen und auf ihren Wangen.

„Was will ſie hier thun?" fragte wieder der Schreiber.

„Zum Kaiſer gehen —

„Sie?"

„Auf Audienz!"

Der Schreiber that nun keine weitere Frage; er ſchrieb die Aufenthaltskarte und händigte ſie ihr ein. Mit erleich-

tertem Herzen verließ Reſel die dunkeln Bleikammern des „Judenamtes“.

Nahe an zwei Stunden irrte ſie dann in den großen Gaſſen umher, ehe ſie zu dem „Tracteurhauſe“ in der „Preßgaſſe“ gelangen konnte, wo ſie eingekehrt war. Es iſt das eigenthümlichſte Gefühl, ſich ſo mit den Menſchen, die man antrifft und um den Weg befragt, in offene Bekanntſchaft zu ſetzen. Das iſt gleichſam für ſolche, die Nöthiges zu thun haben, eine Brandſchatzung in Worten, der ſich nicht Jeder gern unterwirft. Nach vielen Her- und Hinſchleudern kam Reſel endlich in die „Seitenſtättengaſſe,“ von wo ſie noch einige Schritte zu dem Trakteurhauſe hatte. Als ſie an dem großen Hauſe, worin ſich der jüdiſche „Tempel“ befindet, vorüberging, ſtand ein Mann davor, der als er der Vorbeiſchreitenden in's Geſicht geſehen hatte, plötzlich rief: „Iſt das nicht Reſel Mireles, mein Vetters Tochter?“ Reſel erkannte nun den Mann auch ihrerſeits, es war Rebb Szimche Wolf, ihrer Mutter Brudersſohn, der ſchon ſeit vielen Jahren in der großen Kaiſerſtadt wohnte, in deren Gaſſen und Häuſern er Hauſirhandel trieb.

„S' Gottswillkumm' in Wien! rief Vetter Szimche freudig, nachdem ſich die Verwandten richtig als ſolche befunden hatten, „was thuſt Du hier?“

Reſel erzählte ihm die Abſicht ihrer Herreiſe, und daß ſie zum Kaiſer auf Audienz gehen wolle. Der Hauſirer zeigte darüber nicht die geringſte Verwunderung, denn ſeit längerer Zeit in der Reſidenzſtadt lebend, war ihm der „Kaiſer“ kein

ungewöhnlicher Gedanke mehr, er konnte ihn ja alle Tage, wenn er nur wollte, auf der „Bastei“ oder im Prater spazieren sehen. Dann fragte er sie um ihre Wohnung und da ihm Resel das Trakteurhaus als solche bezeichnete, bestand er fest darauf, sie müßte in seine eigene ziehen, wo sie unter „Freund“ leben könne. Mit Freuden nahm Resel diesen Vorschlag an. —

Mit ihrem Gepäcke unter dem Arm ging sie nun an der Seite ihres Vetters zur Stadt hinaus. Denn der Hausirer wohnte draußen in der Rossau*). Seine Frau und Kinder hießen die Angekommenen freundlich willkommen, wiewohl sie selbst in zwei kleinen Stuben sich ganz enge behelfen mußten. Auch ihnen mußte Resel den Zweck ihrer großen Fahrt nach Wien berichten, aber auch sie wunderten sich nicht im Geringsten. Nur der Student, der den Lehrer der Kinder Szimches vorstellte und dafür Kost und Quartier bekam, zeigte darüber einiges Befremden.

„Haben Sie sich auch eine gute Bittschrift aufsetzen lassen?“ fragte er; denn man muß wissen, daß der Student sich auch mit diesem Fache beschäftigte.

Resel bejahte es und holte die Bittschrift. Der Student nahm sie zur Hand und begann darin still zu lesen. Kaum war er aber über die ersten Zeilen, als er in ein lautes Gelächter ausbrach. Resel erschrak and fragte ihn, warum er

*) Eine Vorstadt Wiens am Donauufer.

denn lache, und ob er was Unſchickliches darin gefunden habe.

„Wer hat denn die Bittſchrift aufgeſetzt?“ fragte er noch immer lachend.

„Ein Kanzelliſt vom Magiſtrat.“

„Und mit der Bittſchrift wollen Sie zum Kaiſer gehn?“

„Warum nicht?“

„Weil man Sie mit der Bittſchrift hinauswirft beim Kaiſer.“

Das konnte aber Reſel nicht glauben, ſie hielt ſich für verſichert, daß der Kaiſer jede Bittſchrift, ſie laute wie ſie immer wolle, gnädig aufnehme, wenn ſie ihm nur die Sache gehörig ans Herz lege.

„Das iſt's ja eben,“ rief der Student, „was das Papier da nicht enthält. Die Bittſchrift iſt ein elendes Machwerk, das nicht ein Kanzelliſt, ſondern ein Ofenheizer beim Kreisamt gemacht haben muß. Vom Styl will ich gar nicht reden.“

Jetzt wurde Reſel wirklich geängſtigt. Denn was ſollte ſie mit einer ſchlechten und nahe zu verwerflichen Bittſchrift anfangen; wenn ſchon der Student dazu lachte, was mußte erſt der Kaiſer dazu thun? dachte ſie. Da kam ihr der glückliche Gedanke, daß ſie den Studenten bat, ihr doch das Papier vorzuleſen; denn in der Haſt ihrer Abreiſe, hatte Reſel mit ihrem Mann die Vorſicht vergeſſen, ſich mit dem Inhalt bekannt zu machen. Wie konnten ſie auch daran den-

ken, daß aus des Advokaten Händen ein „Machwerk“ statt einer Bittschrift hervorgehen werde?

Der Student bereitete sich mit einer gewissen höhnischen Freude zum Vorlesen, und indem wir selbst bei dieser Gelegenheit, die ganze Bittschrift viel besser als bei der Audienz hören können, wo sie der Kaiser nur stille durchsehen wird, schicken wir auch voraus, daß wir sie ohne die spaßhaften und kritischen Bemerkungen des Studenten über Rechtschreibung und Styl vollständig und unverstümmelt an den Fürsten selbst wollen gelangen lassen. Die Bittschrift lautete:

„Allergnädigster und durchauslauchtigster Herr Kaiser,
Euer kaiserlich königlicher Majestät!

Ich ergebenst Unterfertigte bin nur ein ganz gemein Weib, und thu' mich doch erdreisten vor das Angesicht Euer kaiserl. königl. Majestät hinzutreten. Was hätt' ich aber anders anfangen sollen? Euere kaiserl. königl. Majestät sein wie das Sonnenlicht am Himmel, was überall thut Wärme und Glanz ausbreiten nnd warum solt' sich so ein arm Judenweib nicht auch getrauen, ein Stückel von diesem Licht zu bekommen? Ich hab' mich auch nicht lang bedenkt und hab' die weite Reis' von Böhmen auf Wien gemacht und komm' Euer kaiserl. königl. Majestät fußfällig und auf meinen Knien bitten, dem Jaikew Lederer eine „Familie“ zu geben. Dieser Jaikew Lederer, Euer kaiserl. königl. Majestät, ist der beste Mensch von der Welt und er ist schon in meinem zwanzigsten Jahre mein Bräutigam gewesen. Aber

bei allem dem hat ihn Gott unſchuldigerweiſ' mit Unglück geſchlagen; denn ich frag' Euer kaiſerl. königl. Majeſtät ſelber, was kann der Jaikew Lederer dafür, daß er ein Viertgeborner iſt? und der Magiſtrat hat ihm darumb auch keine „Familie" wollen geben. Der Jaikew Lederer iſt einmal mein Bräutigam geweſen; hätt' er mich denn in ſein Leben nicht nehmen ſollen? Jeder Bauernjung und Holzhacker bei uns kann das thun, und der arme Jaikew Lederer, weil er Jud' iſt, ſoll ſich kein Weib nehmen dürfen? In unſern Synagogen thut man eben ſo für Euer kaiſerl. königl. Majeſtät Leben und Geſundheit zu Gott dem Allmächtigen bitten nnd da ſteh' ich und Jaikew Lederer immer auf und thun auch mitbeten, wenn unſer Vorſänger anfängt zu ſingen. Alſo thu' ich Euer kaiſerl. königl. Majeſtät, meinen allergnädigſter und allerdurchlauchtigſter Kaiſer auf meinen Knien aufflehen, wie daß Euer kaiſerl. königl. Majeſtät ruhen möge, dem Jaikew Lederer eine Familie zu geben. Es ſoll das nicht geſchehen wegen ihm oder wegen meiner; denn ich leb' ſchon mit dem Jaikew über ein und zwanzig Jahr, ſondern wegen dem Kind, was ich von ihm hab' und das iſt als ein uneheliches eingeſchrieben worden auf dem Rathhaus. Ich ſchwör aber zu Gott, Euer kaiſerl. königl. Majeſtät, daß mein Kind iſt ein ehrlich Kind und braucht nicht roth zu werden vor der Welt. Geben nur mein allergnädigſter Herr Kaiſer dem Jaikew Lederer eine Familie, ſo iſt uns Beiden und dem Kind auch geholfen. Alſo thu ich noch einmal und auf fußfällig anflehen, Euer kaiſerl. königl. Ma-

jeſtät möcht den Jaikew Lederer begnadigen, weil er ein ſehr guter Menſch iſt und will auch auf meine Thränen herunterſehen, die ich vor Herzeleid ſchon hab' geweint. Euer kaiſerl. königl. Majeſtät ſein ſo gut und helfen ſo vielen Menſchen, was ſoll denn aus der allerunterthänigſt Unterfertigten werden, wenn ihr nicht geholfen wird? Wenn Eine auf Erden iſt und lebt, die zu Gott betet, für Euer kaiſerl. königl. Majeſtät Leben und Geſundheit und glorreiche Regierung, ſo iſt es gewiß die allerunterthänigſt Unterfertigte,

die in Ehrfurcht ſterben thut
vor Euer kaiſerlichen königlichen Majeſtät
ergebenſte und niedrigſte Unterthanin
Reſel Mireles."

Wer den Verfaſſer der Bittſchrift bis jetzt noch nicht erkannt hat, dem können wir wahrhaftig nicht helfen. Der Kanzelliſt vom Magiſtrat war es nicht. — —

„Und mit dem da wollen Sie zum Kaiſer gehen?" rief wieder der Student, als er zu Ende gekommen und brach in ein neues Gelächter aus.

Auf Reſel hatte aber die vorgeleſene Bittſchrift einen gewaltigen Eindruck gemacht; ſie hatte die Augen voll Thränen. War denn ihr tiefes Weh darin nicht hinlänglich geſchildert, brauchte der Kaiſer mehr? Eine innere Stimme, die ihr ſchon zur Reiſe nach Wien angerathen, ſprach mächtig in ihr, ſie hielt die Bittſchrift für gut genug. Als der Student zuletzt ſeine höhniſche Bemerkung ausſtieß, ſtand ſie raſch auf und nahm ihm das Papier aus der Hand.

„Ich will gar keine andere;“ ſagte ſie mit der Freudigkeit eines gewiſſen Stolzes, „die Bittſchrift iſt gut genug, ſie meint's, wie ich's mein, der Kaiſer wird ſie ſchon verſtehen.

„Meinetwegen,“ entgegnete der Student mit Achzelzucken, „die Bittſchrift iſt, um mich nur gelinde auszudrücken, ein elendes Machwerk ohne Styl und Form; hätte Ihnen jedenfalls eine beſſere gemacht.“

Trotz dieſer nun offen ausgeſprochenen Abſicht, blieb Reſel dennoch bei ihrem Vorſatz, ſie wollte mit keiner andern zum Kaiſer gehen. Der Student lächelte nur verächtlich und zuckte ein über das anderemal die Achſeln. —

Später ließ ſie ſich in die kaiſerliche Burg auf's Oberhofmeiſteramt führen, wo ſie den Zettel zur Audienz erhielt, die auf morgen um 8 Uhr anberaumt war. Reſel war die Achte an der Reihe. —

Abends wollte man ſie in's Leopoldſtädter Theater führen, wo ſie gerade eine luſtige Poſſe aufführten. Man verſprach ihr ungeheuren Spaß davon, ſie aber ſprach wie Hannah, die Mutter Samuels: „Wie kann ich lachen gehen in die Komödie, wenn mein Herz iſt voll Traurigkeit und Bängniß? Weiß ich denn ſchon, ob ich beim Kaiſer was werd' ausrichten? Meine Seel' iſt ſo voll Angſt und Schauer daß mich das eigne Wort erſchreckt, was ich ſprach.“ Sie wollte ſich auch nicht in der Stadt herumführen laſſen, um die Merkwürdigkeiten zu beſichtigen. „Bin ich denn deſſent-

halb auf Wien gekommen? meinte sie, ich muß an mein Kind denken. Das ist mir das Merkwürdigste.“ —

Nachts konnte das arme Weib lange nicht schlafen. Die morgige Audienz, die Erinnerung an Mann und Kind, der Bürgermeister und der Advokat, ihr ganzes Weh aber auch die Hoffnung seines baldigen Endes zogen in wirren Bildern an ihrer Seele vorüber. Sie wachte noch, als die Töchter ihres Vetters aus dem Leopoldstädter Theater zurückkamen, sie traten lachend und singend ein, und erzählten sich im Bette noch lange nachher von den Späßen des Komikers und wie lustig das ganze Stück gewesen sei. Resel beneidete halb diese Sorglosigkeit und dachte sich, wie glücklich doch diese Leute in Wien sein müßten, die Tag für Tag in die Komödie gehen könnten, immer heiter und vergnügt, die das Leben genießen, wie kein Anderer. „Was hat man aber in der Khille (Gemeinde)? Nichts als Kummer und Verdruß.“ Mit diesen Gedanken schlief sie ein. —

Es war gegen zwei Uhr in der Nacht, als sie plötzlich durch ein heftiges Pochen an der Hausthüre aus dem Schlafe geweckt wurde. Sie schlug erschrocken die Augen auf, da sah sie ein seltsames Schauspiel in der Stube. Ihr Vetter Szimche lief halbnackt mit einem Licht in der Hand, wie wahnsinnig auf und nieder; Frau und Kinder waren ebenfalls aus ihren Betten aufgesprungen und standen mit bleichverstörten Gesichtern um ihn herum. Das Pochen an der Thüre dauerte fort. —

„Um Gotteswillen," ſchrie Reſel, „was iſt geſchehen, iſt wo Feuer im Hauſe?"

„Still, ſtill," flüſterte man ihr zu, „die Polizei iſt vor der Thür', wir haben keine Aufenthaltskarte."

Das Klopfen wurde immer ſtärker und heftiger, dazwiſchen tönten drohende Stimmen von draußen. In der Stube ſtieg die Verwirrung aufs Höchſte, Szimche lief noch immer mit dem Licht in der Hand wie ſinnenverwirrt in der Stube herum, Reſel konnte deutlich hören, wie ihm die Zähne knackend auf einander ſchlugen. Der Student ſchien noch die meiſte Geiſtesgegenwart zu behaupten, er ſchrie ihm zu, ſich doch zu beſinnen, oder zu öffnen. Die Schläge an der Thüre wiederholten ſich. Da ermannte ſich endlich Szimche von ſeinem Schrecken; er riß das Leintuch aus dem Tuche, wickelte es raſch um den ganzen Leib und warf ſich in der Mitte der Stube auf den Boden nieder. Reſel ſah dieſem Beginnen mit ängſtlicher Erwartung zu.

„Jetzt ſtellt's mir ein Licht zu Kopf," befahl Szimche, und macht's auf. Sagt der Polizei, daß ich todt bin."

Das war ein furchtbarer Augenblick. Der Student nahm das Licht und ſtellte es dem Todtlebendigen zu Häupten. Seine Tochter ſchlug ihm das Leintuch über das Geſicht, die Frau war zur Thüre gegangen, um der Polizei zu öffnen. Gleich darauf traten zwei Vertraute in Begleitung mehrerer Soldaten ein; ihr erſter Blick fiel auf die Leiche am Boden. Es ſah wirklich wie in einem Todtenhauſe aus. Bleiche verſtörte Geſichter rings herum, die der Polizei ihren Schmerz

um ein so eben Verlorenes, Theueres, deutlich genug erzählten.

„Wann ist er gestorben?“ frägte der eine Vertraute und trat zur Leiche hin.

„Grad war einer Stund',“ sagte die Frau, zitternd vor Angst.

Der Vertraute schlug der Leiche das Tuch vom Antlitz weg und ließ es sogleich wieder sinken.

„Der ist todt,“ sagte er zu den andern, „wir haben hier nichts Weiteres zu thun.“ Sie gingen darauf fort, ohne um die Aufenthaltskarte gefragt zu haben.

Kaum aber war die Polizei zum Hause hinaus und man konnte noch den Schall ihrer Tritte in der einsamen Gasse vernehmen, als Szimche aufsprang und das Leintuch von sich abwarf.

„Nu,“ rief er, „hab ich den Todten nicht gut gemacht? Kein Federl hat an mir gezuckt. Schön sind sie angekommen.“

Und als wäre er wirklich auferstanden aus den Banden des Todes, standen die andern freudig um ihn und lachten und scherzten über die Gefahr, die sie einen Augenblick vorher so sinnlos gemacht hatte. Das Licht wurde wieder ausgelöscht, man suchte die Betten auf und eine Viertelstunde später war es still in der Stube. Keiner hätte es geahnt, daß diese Menschen so eben in den Rachen einer furchtbaren Gefahr geblickt hatten*).

*) Nur die „tolerirten“ Juden, das sind solche mit Genehmigung der Regierung geduldete, genießen ihren Aufenthalt in Wien

Reſel aber lag vom fieberhaften Froſt der Angſt befallen und konnte die übrige Nacht kein Auge mehr ſchließen. Mit Thränen benetzte ſie ihr Lager, denn es ahnte ihr nichts Gutes für Morgen. Wie wollte ſie in einer Stadt, wo ſich ihr Vetter Szimche todtſtellen mußte, um der Polizei zu entgehen, eine „Familie“ und einen ehrlichen Namen für ihren Benjamin bekommen? Auch beneidete ſie nicht mehr die Töchter ihres Verwandten — litten ſie für das Vergnügen, tagtäglich in's Leopoldſtädter Theater zu gehen und da die Poſſen des Komikers belachen zu können, nicht Angſt und Jammer genug? —

Der Kaiſer hatte die Bittſchrift geleſen — er hatte gelächelt. Reſel war in der Thüre des Audienzzimmers in die Knie geſunken, ſie war einer Ohnmacht nahe. Da trat der milde Herrſcher auf ſie zu und mit einer Stimme, die wie ein goldener Strom auf ſie fiel, ſagte er ihr: Steh' auf mein Kind, man muß nur vor Gott knieen. Aber Reſel ſtand nicht auf; aus der Tiefe ihrer Seele rief ſie zu dem Herrſcher

---

ohne ſonſtige Behelligung und Störung, die übrigen müſſen „Aufenthaltskarten“ löſen, denen beſonders die armen Hauſierer, die oft ſeit ihrer Kindheit ſchon in Wien leben, ſchon um des Zeitverluſtes willen, den ein jedesmaliger Beſuch des „Judenamtes“ mit ſich bringt, auf mannigfache Weiſe zu entgehen wiſſen. Die Polizei — und was ſollte ihr unbekannt ſein? — kennt und weiß das Alles. Dafür hält ſie nächtliche Hausunterſuchungen — die ohne Karte Betretenen erwartet der „Schub“. Infandum renovare dolorem.

auf: Gnade, Gnade, Euer Majestät, geben Sie meinem Jaikew eine Familie!

Da fragte der Kaiser:

„Ists wahr„ daß du schon einundzwanzig Jahr mit ihm lebst?"

„Es sind schon bald zweiundzwanzig, entgegnete sie — und ich hab' auch ein Kind."

Der Kaiser ging hierauf zum Tische, worauf die Bittschrift lag, und schrieb etwas auf die Rückseite derselben.

„Jetzt geh nur, mein Kind, sprach er dann mit echt menschlicher Milde, dein Jaikew wird eine Familie bekommen. Verlaß dich darauf, es wird schon besser werden." —

Resel ging. Hätte ihre Seele in diesem Augenblicke das irdische Gewand abgestreift, ein Gebet für den Kaiser wäre das Erste gewesen, womit sie die Lichthallen des ewigen Lebens betreten hätte!

Vier Wochen darauf, nachdem Resel schon längst zurückgekehrt, hundertmal um die „Audienz" befragt und angestaunt worden, erhielt Jaikew Lederer eine neue „Zustellung" vom Bürgermeister, auf's Rathhaus zu kommen. Mit freudiger Ahnung im Herzen ging er diesmal die enge Wendeltreppe zum Bureau Nr. 5 hinan. Wie aber ward ihm erst, als der Bürgermeister mit freundlichen Worten erklärte, „es sei allerhöchster Befehl gekommen, dem Jaikew Lederer die erste beste Familie zu verleihen, und da gerade eine erledigt

ſei, ſo ſolle er darum nur „einreichen", ſie werde keinem andern zu Theil werden"! —

Vierzehn Tage darauf war Jaikew Lederer „Familiant." —

Nun entſtand unter den Eheleuten die ſonderbare Frage, ob ſie denn — eine neue Hochzeit feiern ſollten. Jaikew bezeigte wenig Luſt, denn er meinte: Jetzt bin ich Familiant, was ſcheert mich die Welt? Reſel aber ſagte: Na, Jaikew, ſo mein ich's nicht. Wenn ich auf Wien gegangen bin, für dich um eine Familie bitten, ſo will ich auch eine ordentliche Chaſne machen. Reichen wir alſo um eine Reſchojin (Bewilligung) ein.

Das ganze Ghetto lobte dieſen Entſchluß. Wieder wurde das dicke Bündel mit Zeugniſſen, Gutachten und Beſtätigungen geſammelt, wie wir ſie ſchon früher in den Leiden und Drangſalen Jaikews erwähnt haben. Denn die Gnade des Kaiſers hatte ihm wohl die „Familie", aber noch nicht den „Reſchojin" verſchafft. Der mußte natürlich ſeinen gewöhnlichen Gang gehen. Luſtig war es, daß das alte Ehepaar ſich auch aus dem „Bne Zion" mußte prüfen laſſen und noch luſtiger, was dabei vorfiel.

„Sag' ſie mir, fragte der Kreiscommiſſär, der ſie prüfte, welche Pflichten hatte eine Mutter gegen ihre Kinder?"

Reſel beſann ſich etwas lange, dann ſagte ſie mit ſtrahlendem Geſichte:

„Sie gern haben, Herr Kreiskommiſſär."

Der Kreiskommiſſär ſah den Rabbiner, der ihn wieder an. Sie lächelten beide über die — Einfalt des Weibes.

„Und er, fragte man den Jaikew, ſag' er mir, wie heißt das neunte Gebot?“

Dem Jaikew wollte das im Augenblicke gerade nicht einfallen; der Kreisrabbine fing alſo das Gebot ſelbſt an, um ihm auf die Bahn zu helfen.

„Du ſollſt nicht begehren nach deines Nächſten Weib —

„Schöne Frag' das, Rebbe Leben, lächelte Jaikew; hätte ich denn ſo lang auf mein Reſel gewart, wenn ich hätt' begehren wollen nach eines Andern Weib? Das Gebot hat Gott nicht gegeben für mich!“

Lachend entließ der Kreiskommiſſär das alte Brautpaar, und ſtellte ihnen das Zeugniß aus, daß ſie aus dem „Bne Zion“ ſehr wohl beſtanden ſeien, woran im Grunde niemand zweifeln wird, denn die „Moral“ haben Reſel und Jaikew doch verſtanden. —

Der Reſchojin ließ diesmal ſtatt der vierzehn Jahre noch einmal ſo viele Wochen auf ſich warten — immerhin ein bedeutender Unterſchied.

Der Hochzeitstag ward nun feſtgeſetzt. —

Die Trauung unter der Chuppe (Brauthimmel) verrichtete nun nicht mehr ein armer Rebbe auf dem Dorfe, ſondern der Kreisrabbine ſelbſt vollzog ſie, wie es die Sitte erheiſcht, unter freiem Himmel. Reſel trug ein ſeidenes Kleid und unter der goldenen Haube rannen diesmal nichts als Freudenthränen hervor. Sie gefiel auch dem Jaikew ſo wohl,

daß er selbst gestand: „Du siehst heut' wie ein zwanzigjährig Mädel aus." — — —

Am Hochzeitstische herrschte die lauteste Lustigkeit! Das ganze Ghetto hatte Geschenke geschickt, die nun unter Paukenklang vom Schuldiener ausgerufen wurden. Der reiche Schmul Brandeis hatte sich sogar herbeigelassen, vier silberne Leuchter dem Brautpaar zu verehren.

Gegen Abend, als die Freude schon aufs Höchste gestiegen war, sprang Salme Floh, der auch eingeladen war, plötzlich auf den Tisch und gebot Stillschweigen.

„Balbatim und Weiber, rief er, ich will euch ein Räthsel aufgeben: Wer ist heute zur Chasne am zeitlichsten gekommen?"

„Jaikew und Resel," hieß es von allen Seiten.

„„Gefoppt, gefoppt, schrie der Räthselsteller, Jaikews kleiner Benjamin wars, der ist um acht Jahr' zu zeitlich gekommen." — —

Alles lachte und lärmte durcheinander, sogar Resel, die sonst in diesem Punkt keinen Spaß verstand. —

Dann sprang auch der Advokat Rebb Lippmann Goldberger auf den Tisch:

„Und wem, meints ihr, schrie er, wem verdankt's Jaikews Benjamin, daß er da sitzt bei der Chasne und ein Stück Tort aufißt?"

„Resele, Resele, rief man ihm entgegen, die ist ja beim Kaiser gewesen.

„Gefoppt, gefoppt, schrie er nun seinerseits, mir hat

ers zu verdanken, denn ich hab' die Bittschrift an den Kaiser gemacht."

Allgemeines Staunen folgte diesen Worten, dann Erklärung Lippmanns, wie er, statt zum Kanzelliſten zu gehen, die Bittschrift selbst aufgesetzt habe, damit der Kaiser seine eigene Schrift lese, dann stürmischer Dank des Brautpaares und Jubel und Freude von allen Seiten . . .

Aber, Herr Advokat! haben wir denn das Alles nicht schon in Wien gewußt??

Mährchen aus dem Ghetto.

Der Aufgerufene.

Nachts ſtehen die Todten auf und begeben ſich in die Synagoge, um da zu beten. Sie nehmen die Thora aus der Lade heraus, rollen ſie auf und beginnen daraus den Wochenabſchnitt zu „leinen“ (leſen). Es iſt eine ſtumme, betende Gemeinde, man hört keinen Laut, und wenn ſich einer, der zur Thora hinaufgerufen wird, durch die dicht Gedrängten bewegt, iſt kein Schritt vernehmbar. Die ewige Lampe, die vor der Lade brennt, leuchtet dazu. Nur wenn Einer im Ghetto ſterben ſoll, wird ſein Name drin laut aufgerufen, damit er ſich zur Thora hinaufſtelle. Früh Morgens muß deßwegen der „Schulklopfer,“ der die Synagoge öffnet, dreimal mit dem Schlüſſel an die Thüre pochen, damit die todte Gemeinde es wiſſe, daß die lebende zum Gebet einziehen will. Rebb Moſcheh Hahn (deſſen Andenken gelobt ſei!) hatte ſich einſt bis tief in die Nacht beim Rabbi verſpätet, da beide mit einer wichtigen talmudiſchen Frage nicht fertig werden konnten. Als er an der Synagoge vorbeikam, hört' er ſich d'rin bei ſeinem Namen zur Thora hin-

aufgerufen. Er erſchrickt Anfangs, dann ſagt er leiſe; Schon?? und geht ſtill nach Hauſe und ſagt da zu ſeinem Weib: Fradel, ſchick mir um die Kabbronim*); ich werd' ſterben. Die lacht ungläubig; Du biſt ja friſch und geſund, ſagt ſie. Schick' nur, bat er wehmüthig. Sie aber beharrte in ihrem Unglauben. Tags d'rauf konnte er nicht mehr aufſtehen, da mußte ſie freilich um die Todtengräber ſchicken. Am dritten Tage begruben ſie Rebb Moſcheh Hahn auf dem „guten Ort."

Das ungeſegnete Kind.

War ein Kind, das ſich, wenn der Vater Freitags Abends oder am Sabbat aus der Synagoge heimkam, nie wollte von ihm benſchen (ſegnen) laſſen. Wenn er nach den zwei andern Kindern rief, und ſie herbei liefen, um ihre Köpfe unter die ſegnenden Hände des Vaters zu legen, hatte es immer etwas Anderes zu thun, oder verſteckte ſich gar. Kurze Zeit darauf ſtarb es. Am erſten Freitagabend nach ſeinem Tode, als der Vater aus der Synagoge heimkam und nach den Knaben und Mädchen rief, um ſie zu benſchen, kommt es ihm vor, als lägen drei Köpfe unter ſeinen Händen. Er zieht ſie erſchrocken zurück und will nun jedes Kind einzeln ſegnen. Da iſt es ihm wieder, als ſtreckte ſich noch

---

*) Die Geſellſchaft der Todtengräber. Sie beſorgen das Ankleiden, Waſchen und Begraben der Todten.

ein Kopf daneben. Am Sabbat fiel das Nämliche vor, und das ging so durch die dreißig Tage, in denen der Vater sein Barthaar wachsen ließ aus Trauer um sein verlorenes Kind. Geht der Vater darauf zum Rabbi und macht deswegen eine Frage. Wenn Euch das noch einmal zukommt, sagt der Rabbi, so haltet die Hände nur auf dem unsichtbaren Kopf und benscht ihn, es wird das euer Kind sein. Am Abend des nächsten Freitags spricht denn auch der Vater einen Segen, wie ihn Jakob den Söhnen seines Joseph's gesprochen, und hält seine Hände in der Luft über den Kopf, den er wohl fühlt aber nicht sieht. Seit jener Zeit hatte das ungesegnete Kind in seinem Grabe Ruhe.

Die beweglichen Bücher.

Eben jener Rebb Moscheh Hahn, dessen sonderbaren Tod wir erzählten, war es, dem noch etwas Anderes zukam. Er hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er den Talmud oder andere tiefsinnige Bücher „ausgelernt" hatte, daß er sie auf's Gerathewohl wieder in den Kasten zurückgab. Da beging er aber ein bedeutendes Unrecht, denn dadurch konnte es geschehen, daß der heilige Name Gottes nach unten gekehrt stand. In der Nacht erweckt ihn einmal das Geräusch eines von dem Schranke heruntergefallenen Buches, er steht also auf und stellt es wieder an seinen Platz zurück. Kurz darauf erwacht er von Neuem, das Buch ist wieder herabgestürzt. Nachdem er aufgestanden und kopfschüttelnd das

frühere Geſchäft wiederholt hat, legt er ſich zu Bett. Aber er muß ſich zum drittenmal erheben, denn das Buch liegt wieder am Boden. Da wird er aufmerkſam, beſchaut es genau und ſtellt es nun, wie es ſein muß, in den Kaſten zurück. Er hattte weiter nicht nöthig aufzuſtehen.

Amen ſagen.

Ein alt' Babele (Großmütterchen) lag im Sterben. Fremde Geſichter ſtanden um ihr Bett herum, denn ihr waren alle Kinder und Kindeskinder in die jenſeitige Welt vorausgegangen. Als das Babele ſchon den Todesengel ſah, wie der ſein Schwert zu Häupten wälzte und ſchliff, ſagte es tief bekümmert zu den fremden Geſichtern: Ich thu' gern ſterben, denn ich bin alt und hab' keine Freund' auf der ganzen Erd'; wüßt' ich nur', wer nach mein' Tod wird Kadiſch*) und Amen mir nachſagen. In fernen Landen lebt aber ein Urenkel von Babele, wild und zerſtreut und ſeiner Heimath vergeſſen. Der wird in derſelben Nacht durch eine Stimme geweckt, die er rufen hört: Joſſef Leben! geh' Morgen früh in „Schul" und ſag' Dein alt' Babele Kadiſch nach, Gott wird Dir das eingedenk ſein. Der wilde Urenkel überhört aber oder verſchläft dieſe Mahnung, er geht nicht in

---

*) Das Schlußgebet in der Synagoge. Die Trauernden ſprechen dies für die Geſtorbenen durch ein ganzes Jahr. Reiche, kinderloſe Leute hinterlaſſen oft bedeutende Vermächtniſſe, damit ein Schuldiener oder ein Rabbi ihnen „Kadiſch" nachſage.

„Schul“ und ſo muß alt Babele noch in den zwei folgenden Nächten ſich aus ſeinem Grabe herauf bemühen, um ihn um das „Amen“ zu bitten. In der dritten Nacht weint es ſogar und fährt ihm mit der Hand über das Antlitz und ſpricht: Du biſt mein einzig Urinigl (Urenkel), ſonſt hab' ich ja kein Freund auf der Welt; alſo geh' in Schul' und ſag' mir Kadiſch nach. Da ermannt ſich der Urenkel und wie der Morgen graut, zieht er die Tefillin (Gebetriemen) an und geht in die Synagoge, wo er ein gar ſeltener Gaſt war. Da ſtellt er ſich dann, wie das Morgengebet zu Ende war, zum Vorbeter hin und ſagt für ſein alt' Babele den erbetenen Kadiſch nach. So thut er das ganze Jahr früh Morgens und Abends. Da bekommt er eines Tages einen Brief vom „Magiſtrat“: Sein Babele iſt geſtorben und hat ihm etliche hundert Gulden hinterlaſſen.

Die Betende.

Rebb Jecheskiel-Glogau, der zu ſeiner Zeit ein ſehr berühmter Rabbi war, und auch Kabbala verſtand, ſaß einſt in ſpäter Nacht über der Gemahra und lernte gar fleißig. Da ertönte mit einem Male vom Hofe herauf ein lang gezogenes Wimmern; er macht das Fenſter auf, um nachzuſehen, da erblickt er unten eine weiße Geſtalt, angſtvoll die Hände zu ihm heraufhebend. Was willſt Du? fragt er ſie. Ich bin, gab die Geſtalt zur Antwort, Rebb Fiſchel-Gloſer's Weib, und man hat mich geſtern begraben. Weil ich

aber vergessen hab', in die Tuck*) zu gehen, muß ich zurück. Rebbe thut mir den Gefallen und gebt mir die Schlüssel. Der besinnt sich nicht lange, und wirft ihr den schweren Schlüsselbund zur Tuck hinab. Bald darauf hört er, wie das Wasser im Bade rauscht, der leiseste Wellenschlag tönt zu seinen Ohren, und genau weiß er es zu entscheiden, wann die Badende sich erhebt und niederläßt und wann sie die Tropfen des feuchten Elementes sich aus den Haaren schüttelt. Dann wird es still; der Rabbi schlief auf seinem Buche ein. Früh Morgens hingen die Schlüssel zur Tuck, wie immer an der Thüre.

Das Kind, das den Messias sieht.

Ich will mich auch zum Szeder**) setzen, bat das kleine Schimmehle, als es die freudigstrahlenden Lichter und den herrlichen Tisch sah, worauf der Auszug aus Mizraim sinnbildlich in mehreren Gegenständen lag, als da sind das gekochte Fleisch, das Ei und das Salzwasser, und das gelbe Gemische von Aepfeln und Wein, vorstellend den ägyptischen Lehm, den die Kinder Israels zum Baue der Festungen stampfen mußten. Aber das Kind war todtkrank, und so sagte

---

*) So heißt das öffentliche Bad der Frauen. Tuck, oder eigentlich Ducke, weil das Gesetz ein dreimaliges Ducken oder Untertauchen vorschreibt.

**) Die Feierlichkeit, womit man im Ghetto den Auszug aus Egypten begeht.

die Mutter zu ihm: Bleib' Du lieber in Dein' Bettele, ich bring' Dir den ganzen Szeder dort hin. Ob das kleine Schimmehle wohl ahnte, daß es der letzte Szeder sein werde, den es auf Erden mitfeierte, weil es so heftig auf seinen Willen bestand? Die Mutter that ihn ihm endlich und so saß das kleine Schimmehle vor dem glänzenden Tische, gebettet auf weichen Polstern, die man ihm unterlegt hatte. Man gab ihm auch ein Gläschen Wein, wie jedem Andern, und so oft der Vater trank, nippte es auch und tauchte, als man zu den zehn Landplagen kam, zehnmal seine Finger in den Wein und war fröhlich und selig. Für wen ist denn das Glas, fragte es, was da Keiner trinkt? Das ist für den Messiach — sagt der Vater. Wann kommt er denn? Nach Tisch wird er kommen. Wie man abgespeist und gebenscht (das Gebet gesprochen) hat, wird wieder die Hagadah*) hergenommen und gesungen. Dann öffnet man spannweit die Thüre, damit der Messiach hereintrete. Klein Schimmehle sieht mit unverwandten Blicken hin, da wird es bleich und immer bleicher, aber die Augen glänzen und leuchten noch höher, wie die Lichter auf dem Tische, endlich streckt es sogar seine Hände gegen die Thüre aus. Was ist dem Kind? fragte lächelnd der Vater, und befiehlt, die Thüre zu schließen. Da fährt klein Schimmehle auf und sagt: Ich hab' den Messiach gesehen, er hat mir zugewunken mit der Hand.

---

*) Das Buch, worin die Gebete und Gesänge der beiden Nächte enthalten sind.

Er hat einen Schofer*) in der Hand und iſt jung. Der Vater ſchüttelte den Kopf und ſagt weiter: Im kommenden Jahr in Jeruſchalaim. Die Andern ſtimmen mit ein. Tags darauf war klein Schimmehle zwar nicht in Jeruſchalaim, aber an einem andern kühlen Ort. Es war geſtorben, aber den Meſſiach hat es doch geſehen.

Der Alephbet Engel.

Das Kind kam traurig und ſchweigſam aus der Schule heim. Es war kein Wunder: der Rebbe war im Beſitz einer dreifach geſchlungenen Peitſche und das Alephbet iſt in der That nicht ſo leicht, wie ſich das die gelehrten Leute gewöhnlich vorſtellen. „Dir ſeh' ichs an, ſagte die Mutter, der Mallech (Engel) hat dir noch nichts geworfen.“ Wie weißt du das?“ „Ich hab' ein klein Vögele, das ſteht immer zum Cheder (Schule) hinein und hernach fliegt es zu mir herüber und erzählt mir Alles von dir.“ — Andern Tags, wer kommt ſeelig, lachend, herzfreudig nach Hauſe gelaufen? „Iſt das Vögele da geweſen heut' Vormittag?“ „Zu jeder Minut' im Tag kommt's zu mir.“ „Und was hat es erzählt?“ „Es hat nicht hoch (laut) genug geredt; war auch gerad ein Kunde im Gewölb. Sag' du mirs.“ Das Kind greift in die Taſche und bringt ſüße Mandeln und noch ſüßere Roſinen hervor. „Ich bin, ſoll ich leben, bös auf das Vö-

---

*) Das große Horn, das am Neujahrstage geblaſen wird.

gele, warum hat's mir nicht verzählt, daß dir der Mallech das geworfen hat? — aber verdirb dir nur nicht den Magen!"

Des Großvaters Ermahnungen.

Fischel Leben, sagte einst der blinde, fünfundachzigjährige Großvater zu seinem Enkel, gib gut Acht, was ich dir jetzt werd' vorreden: „Thu mir um Gotteswillen bei Nacht nicht pfeifen. Du kannst ein krumm' Maul bekommen und das hat dann der Satan gemacht. Geh' auch nicht in bloßen Strümpfen herum, weil du noch Tate und Mamme (Vater und Mutter) hast; es könnt Einer davon, Gott sei dafür, sterben, und das sag' ich dir vor Allem: Leg' den Laib Brod immer auf die rechte Seit', — damit du's all' dein Leben zu essen hast . . . Daß man keine Schwalb' darf beleidigen, weißt du schon lang; die Schwalben haben Wasser gebracht, wie der Tempel in Jeruschalajim ist zerstört worden; aber eine Spinn' darfst du am heiligen Schabbes zertreten, die Spinnen die haben feurige Kohlen aufs Dach getragen .... Noch etwas darf ich nicht vergessen. Wenn du dir die Nägel abschneidst, thu's nicht der Reihe nach, übergeh immer einen Finger, und wenn du sie dann verbrennst, leg' zwei Stück Holz dazu. Du wirst fragen warum? Die zwei Stück Holz sollen einmal Zeugen sein, daß du die Nägel hast verbrannt. Und warum verbrennen? Was ist denn an diesen Nägeln? Hör' mich an! Sind die Nägel nicht an deiner Hand gewe-

sen? Und hast du mit derselben Hand dir nicht die Tefillin (Gebetriemen) umgeschnallt? Und hast du damit nicht Almosen gegeben? Warum soll etwas vom Leib verworfen werden, was Gott gedient hat? . . .

Es ist der Segen hineingekommen.

Braut und Bräutigam standen schön geschmückt da, um unter die Chuppe (Trauungshimmel) zu gehen. Draußen schallte fröhliche hochzeitliche Musik und an der Ecke der Gasse richtete der Schameß (Schuldiener) die vier schweren Stangen auf, worüber eine schwere goldgestickte Decke als eigentlicher Brauthimmel gespannt wurde. Was schrieen und sprangen da die Knaben des Ghetto's, wer die Stützpfeiler tragen sollte! Aber gemach, gemach! Wie sich der Zug in Bewegung setzen wollte, schrie der Braut Schwiegervater: „Was eilt's ihr, Leut'? zuvor muß ich den Medan (Mitgift) für mein' Sohn auf dem Tisch aufgezählt sehen, früher kein Schritt." „Das Geld ist ihm sicher, sagt drauf der Vater, als wenn er's bei Gott hätt' — laßt das bis nach der Chuppe, Rebb Mendel!" „Ich soll sterben, schwört hingegen der Schwiegervater, wenn ich einen Schritt nach mach', erst muß der Medan auf dem Tisch liegen." Da wird seufzend der Geldsack aufgethan; Thaler für Thaler, Gulden für Gulden kommt hervor, sie reihen sich aneinander, und das dauert wohl eine lange halbe Stunde, bis die Summe rund ist. „Das sind erst vierhundert Gulden, sagt Rebb Mendel,

da fehlen noch zweihundert dazu." „Mehr geb' ich nicht," meint der Vater ruhig. Noch ruhiger sagt darauf Rebb Mendel: „Gut, aber die Chasne hat n' End." Aber nun brechen die Geister der Zwietracht stürmisch in die Verwandten ein, Braut und Bräutigam werden voneinander getrennt; zwischen sie ist der Tisch gedrängt, darauf flimmert das Geld. „Und wegen dem, wegen dem!" ruft die Braut mit entsetzlichem Jammer. Die Bänder der goldenen Haube, die mit den Fransen ihr tief über die Augen herabhing, lösten sich, sie fiel nach rückwärts und ein bleiches, erschrockenes Antlitz ward sichtbar. Da ward mit einem Male der Schwiegervater, Rebb Mendel, schwach bis zum Umsinken. „Leut', Leut', ruft er, seht her, da ist ein Wunder vom Himmel geschehen, auf dem Tisch liegen die sechshundert Gulden." Hundert Hände wühlen, zählen zu gleicher Zeit in dem Gelde; die sechshundert sind vollzählig. „Da ist der Segen hineinkommen," denken, sagen die Leute, stiller Schauer fliegt über die Herzen. Man geht zur Chuppe. —

Noch etwas vom Segen.

Wenn man den „Segen" in seinem Hause bemerkt, so spreche man lieber nichts davon! Hinter jedem Segen lauert ein böser Scheb (Geist), der im Augenblicke des Aussprechens seinen giftigen Hauch darüber bläst. — Das hat sich Jokew Kozanda, der ein Dorfgeher war, sehr wohl gemerkt. Denn als er eines Freitags von der Wochenwanderung durch die

Dörfer, zurückkehrte, war seine Seele traurig und gramvoll weil er nicht einmal so viel „gelöst" hatte, um sich damit „Schabbes zu machen." Wenn er zum Wirthshause in der großen Allee kam, wußte er, stand sein gutes Weib Selde, und begehrte Geld von ihm auf eben diesen Schabbes. Und mit Verzweiflung dachte er daran, wie er den letzten silbernen Löffel, den er noch von seinen Hochzeitsgeschenken her hatte, werde nehmen und zu Rebb Kalme hintragen müssen, der lieh.

„Was soll man thun? meinte er still in sich, Schabbes Leben muß gehalten werden." Fast in dem nähmlichen Augenblicke stand ein Bauer vor ihm, der zu kaufen begehrte. Jokew öffnete den Pack, der Bauer „handelte" nicht, und belud sich mit der Waare, worauf er ihm das baare Geld in die Hand zählte. Damit ging Jokew Kozanda fröhlich und gottpreisend weiter; nur wunderte er sich, daß als er sich nach dem Bauer umblickte, nichts von ihm zu sehen war. Die Straße machte doch keine Krümmung.

Bei dem Wirthshause fand er sein Weib; er gab ihr Geld auf „Schabbes."

Nun traf es sich, daß er am nächsten Freitag sein Weib gar nicht wartend auf ihn fand, nähmlich dort beim Wirthshaus, ja, als er in seine Stube trat, dünkte es ihn noch sonderbarer, denn da leuchtete und duftete der Sabbat durch alle Räume. Auf dem Tische lagen schon die herrlich gebräunten Barches und Selde schuppte so eben einen großen Fisch ab.

„Warſt du vielleicht bei Rebb Kalme?“ fragt er ſie verwundert.

„Wo fallſt du aus?“ entgegnet ſie. „Und wie haſt du Schabbes gemacht?“ „Ich hab' noch Geld von vergangener Woch'.“ Sie ſahen ſich darauf einander an; es war ein Gedanke in ihrer Seele, aber ſie ſprachen ihn nicht aus. Am folgenden Freitag wartete Selde wieder nicht und Jokew fand wieder Schabbes gemacht, leuchtender und duftender als zuvor. Das ging ſo durch viele lange Jahre, nicht nur für den Sabbat, für die ganze Woche war immer Geld da. Es blühte und grünte in dem Hauſe des Dorfgehers, ſichtbar rauſchten die Fittige des Segens darüber. Er, der arme verachtete Mann, der nicht einmal das Wochengeld für den Rebbe aufbringen konnte, ſchickte ihm nun zu jedem Jontef (Feiertag) mehr als jeder andere, und Selde, die in einem verſteckten Winkel der „Weiberſchul“ geſtanden, wo ſie von dem, was in der Männerſchul vorging, nichts erfuhr, hatte ihren Ständer jetzt oben, den dritten von der Vorſteherin.

Am Todtenbette Jokew Kozandas ſtand die ganze Geſellſchaft der Kabbronim (Todtengräber) und ſagte mit ihm die letzten Gebete. Er aber hieß ſie ſämmtlich hinausgehen, bis auf ſein treues Weib Selde, die ihm näher treten mußte. „Ich geh' jetzt aus der Welt, ſagte er, ſoll ich nichts reden?“ „Schweig lieber, entgegnete ſie, bis du drüben bei Gott biſt, da kannſt du dich bedanken.“

Alſo ſchwieg er; aber ein Lächeln konnte er ſich nicht

verwehren, und sie lächelte auch. Konnte es sich da glänzender offenbaren, daß der Segen über sie gekommen war?

Der Begleiter.

Eine Mutter gab ihrem Kinde, das in die weite Welt zog, das letzte Geleite bis zur Straße, die es nun ziehen sollte. Wie sie es nun geherzt und geküßt und gesegnet hatte, sprach sie tiefbekümmert: „Jede Mamm' (Mutter), die ihr Kind von sich läßt, bekommt von Gott einen Mallech (Engel), der geht mit dem Kind fort und gibt Acht auf ihn. Nur um das Eine bitt' ich dich: leg' alle Tage Tefillin — und wenn du's nicht thust, wird mir's schon der Mallech verzählen." Nun aber sage ich Euch, an den Wimpern der Mutter hing noch das Thränennaß, als das Kind schon ihren Engel vergessen hatte. Eine wilde Zerstreuung bemächtigte sich seiner Sinne, und die Tefillin schliefen einen unheimlichen Schlaf. „Wo bleibt der Engel von meiner Mamm'?" fragte sich oft das Kind, so lang es in Freuden schwamm, und dieselbe Frage that es, als es krank, hungrig und abgezehrt — fern von seiner Mutter war. Da fiel ihm das Beten wieder ein; es nahm die Tefillin hervor und umschnallte damit die linke Hand und den Kopf. Wie es sie nach dem Gebete wieder in das Sammetbeutelchen zurücklegte, das es zur Bar-Mitzweh, von seiner Schwester erhalten, fiel da nicht etwas Helleuchtendes, Freudigfunkelndes heraus? Waren das nicht zwei große Goldstücke?? Nächster

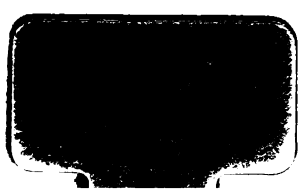
Tage brachte die Poſt einen Brief, darin ſtand: „Mutter Leben, deinen Mallech hab' ich erſt jetzt geſehen, und grad zur rechten Zeit iſt er gekommen. Jetzt will ich alle Tag Tefillin legen und hab' mir von dem Geld auch zwei Paar Stiefel und einen guten Winterrock angeſchafft." —

Nicht ſterben können.

In ſtiller Nacht war es einmal dem Schulklopfer, als hörte er den Hammer, womit er früh Morgens und Abends die Leute zur Synagoge rief, in leiſen Schwingungen auf und nieder gleiten. „Der Hammer läßt mich nicht ſchlafen," ſagte er zu ſeiner Tochter, die ebenfalls wach den unheimlich leiſen Schlägen lauſchte. „Einer wird ſterben wollen in der Gaſſe," ſagte ſie ſchaudernd, aber gleich darauf ſchrie ſie in ungeheuerer Angſt: „Schmah Iſrael! (höre Iſrael) der Rabbi wird's ſein." In demſelben Augenblicke hörten die Schwingungen des Hammers auf; draußen aber pochte Jemand ans Fenſter und eine haſtige Stimme rief: „Steht auf und geht in Schul klopfen, die Leut' ſollen Thillim (Pſalmen) ſagen, denn der Rabbi liegt im Sterben." In ſtiller Nacht ertönten nun die drei bekannten Zeichen des Hammers an jeder Thüre. Aufſchauernd in den innerſten Faſern ihrrr Seele hörte die Tochter, wie ihr Vater von Haus zu Haus ſchritt, und als nun der letzte Schlag an der letzten Thüre der Gaſſe verſchollen war, meinte ſie, jetzt müſſe der Rabbi ſeinen letzten Athemzug gethan haben. Da mußte ſie bitter weinen. Aber

das Thillimsagen der Leute hielt seine scheidende Seele noch zurück, noch wichen die Schatten des Todes nicht vom Rabbi. Früh morgens war er Sterbender, und seine Bochrim (Schüler) wehklagten lauter. Man nahm nun Wachs und Docht, man maß die ganze Körperlänge des kranken Rabbi, und formte darnach ein riesiges Licht. Dem zog man Sterbekittel an, und trug es dann hinaus auf den „guten Ort" (Friedhof), wo man es zu den Todten begrub. Dennoch mußte man bald darauf denken, die Körperlänge des Rabbi — für die sechs Bretter seines Sarges zu brauchen. „Gott, starker Gott!" schrien die Bochrim, „was sollen wir denn anfangen, daß der Rabbi leben bleibt?" — „Kommt Jahre für ihn sammeln," sprach darauf Einer, „vielleicht hört uns Gott." Ein Bocher ging nun von Haus zu Haus, ein Papier in der Hand, dahin ein Jeder schrieb, wie viel Jahre, Wochen oder Tage seines eigenen Lebens er für den sterbenden Rabbi gab. Des Schulklopfers Tochter stand vor der Hausthüre, als der Bocher mit dem Papiere gerade vorbeiging. „Und du gibst nichts für den Rabbi her?" rief er ihr zu. — „Mein Leben, mein ganzes Leben geb' ich für ihn hin," sprach sie schluchzend. „Soll ich das einschreiben?" — „Schreibt, schreibt!" So zeichnete der Bocher das Leben Hannele's ein. Zur selben Stunde genas der Rabbi, am andern Tage begrub man eine junge Leiche auf dem „guten Ort" — nun, es war des Schulklopfers Tochter. Aber so hastig das Mädchen unter die Todten gegangen war, so schwer fiel es nun dem Rabbi,

seinen Namen aus dem Buche der Lebenden wegzulöschen. Es war merkwürdig, in der ersten Zeit nach seiner Genesung war der Rabbi fröhlich und guter Dinge; er blühte in wunderbarer Kraft wieder auf. Dann aber ward er schwermüthig und bleich; die Leute wußten nicht, woher das kam. Die Leute wußten nicht, daß, wenn der Rabbi in später Nacht über der Gemahra saß und lernte, unten im Hofe ein leiser Gesang ertönte, und daß, wenn er das Fenster öffnete, ein schönes Mädchen dastand, dessen Todeslächeln er durch den Schleier der Finsterniß hinaufleuchten sah. „Sie könnte jetzt singen, und frei sein, wie der Vogel in der Luft," dachte dann der Rabbi, und in stiller Nacht weinte er über den dumpfen Blättern der Gemarah. Einmal um Mitternacht erschollen bange Wehklagen um das Haus, sonderbare Töne, wie sie der Schmerz erpreßt. Gleich darauf hörte er die Stimme eines neugebornen Kindes. „Weh' geschrien!" rief der Rabbi, „um das hab' ich sie gebracht." In jeder Nacht vernahm er nun dies Kinderwimmern, dazwischen aber auch so himmlische Wiegenlieder, daß er aus tiefstem Herzensgrunde weinen mußte. Sechsmal wiederholten sich die Schmerzensklagen jener Nacht, dann kam das Neugeborene, dann die wunderbaren Wiegenlieder. Dann ward es lange still, einmal jedoch erscholl wieder schöner, jubelnder Gesang, und der Rabbi wußte: „Jetzt macht ihr erstes Kind Bar-Mitzweh, (das ist die Feierlichkeit des dreizehnten Lebensjahres bei den Knaben), ich hab' sie darum gebracht." Wieder ward es still, bis nach Jahren einmal neuer, schö-

ner Gesang ertönte, und der Rabbi wußte: „Jetzt führt sie ihre Tochter unter die Chuppe, (das ist unter den Trauungshimmel), ach und weh, ich hab' ihr das genommen." Nie kam nun die Stimme klagend oder weinend; immer war es herrlicher, unaussprechlich süßer Gesang und der Rabbi ward inne: „Eine glückliche Mutter wär' sie geworden, ich hab' ihr das vernichtet." So lebte der Rabbi das ganze Dasein des Mädchens durch, ja ihm gelüstete es einmal, die schönen Melodien verstummen und Wehklagen dafür zu hören, daß er doch wüßte, sie hätte auf Erden gelitten. Aber das kam nicht, und der Rabbi weinte über die Gemarah: „So glücklich wäre sie geworden!" Nun wollte er sterben, vergehen; der Gesang ermüdete sein Leben; dennoch konnte er nicht sterben. So war er alt und greisenschwach geworden; die Leute in der Gemeinde sanken vor ihm in's Grab, ja selbst die Kinder, die er einmal gebenscht (gesegnet), schlichen nun als finstere hinfällige Alte herum, und höhnten fruchtlos mit ihrer Krücke den Tode. Sie starben; er aber konnte es nicht. „Wann ist's an der Zeit, du Mädchen!" fragte er oft, „wie lange willst du denn leben?" Da ertönte einmal um Mitternacht ein banger Wehruf, wie der eines Sterbenden vom Hofe herauf. „Jetzt ist sie todt," sagte der Rabbi, „Gott sei ewig Dank!" Früh Morgens fanden ihn die Bochrim entseelt vor der Gemarah liegen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.